Unbetretene Reisepfade in Japan.

Gegründet 1850.



Aino's von Yezo.

Inhalt.

Verzeichniß der Illustrationen.

XXXII.

Bemerkungen über Yezo. — Die Kolonisations-Behörde. — Die neue Hauptstadt. — Fischereien. — Hakodate. — Ainos.

Yezo (Jeso) ist von der Hauptinsel Japans durch die Tsugaru-Straße und von Sachalin durch die schmale Straße La Perouse getrennt, hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks und erstreckt sich von 139° 50′ bis 146° östlicher Länge und von 41° 30′ bis 45° 30′ nördlicher Breite; der nördlichste Punkt liegt um vieles südlicher als Lands-End. Das Klima ist streng, der Schneefall bedeutend, die nördlichen Theile haben einen sibirischen Winter. Das Bodengebiet der Insel beträgt 35 739 Quadratmeilen und ist also beträchtlich größer als das von Irland, während sich die Bevölkerung nur auf 123,000 beläuft. Die Insel ist eine Gebirgsmasse und enthält fruchtbare und reichlich bewässerte Ebenen. Undurchdringliche Waldungen und unwegsame Sümpfe nehmen einen großen Theil des Landes ein. Mehrere Vulkane sind noch in Thätigkeit und die Ruhe einzelner, die erloschen scheinen, ist nicht zuverlässig. Die Wälder und Moräste werden von unzähligen kleinen reißenden Strömen durchflossen, welche häufig bedeutend anschwellen. Längs der Küste trifft der Reisende je alle zwei oder drei Meilen auf einen derselben und wird Tage lang an seinem Ufer zurückgehalten. Der größte ist der Ischkari, berühmt wegen seiner Lachse.

Die Küste hat nur wenige sichere Häfen und wird, wenngleich von Wirbelwinden verschont, doch von starken Kühlten und häufigen Brandungen heimgesucht. Das bebaute Land befindet sich vorzugsweise in der Nähe des Meeres, mit Ausnahme der ausgedehnten Ebene um Satsuporo. Das Innere ist mit Wald

bedeckt und liefert fast unerschöpfliche Mengen werthvoller Stämme, darunter sechsunddreißig Arten von nützlichem Bauholz. Die Waldlichtungen sind reichlich bewachsen mit Eulalia Japonica, einem Grase, das die Höhe eines Mannes zu Pferde übersteigt; der Wald selber wird undurchdringlich nicht nur durch die dicht stehenden derben Zwergbambus, welche eine Höhe von acht Fuß erreichen, sondern auch durch die verflochtenen und verknoteten Schlinggewächse, die überall in reicher Fülle gedeihen. Der Boden ist im Durchschnitt reich und der warme Sommer begünstigt das Wachsthum der meisten Getreidefrüchte und Wurzelgewächse. Für Reis ist das Klima nicht geeignet, aber der Waizen kommt überall zur Reife. Die meisten Feldfrüchte, welche im nördlichen Theile der Hauptinsel wachsen, gedeihen besonders auf Yezo und englische Obstbäume kommen hier besser als in irgend einem Theile Japans fort. Nirgends sah ich schönere Feldfrüchte als in Mombets an der Vulkansbai. Das geklärte Land, dessen fruchtbarer Boden aus zersetzten Pflanzenstoffen gebildet ist, bringt Ernteerträge wie in Amerika hervor, zwanzig Jahre ohne Düngung, und der Regen, der so regelmäßig und reichlich wie in England fällt, macht eine künstliche Bewässerung unnöthig.

Yezo's Reichthum an Mineralien besteht hauptsächlich in den Kohlenlagern; die Regierung ist jedoch der Einführung fremden Kapitals abgeneigt, und bevor nicht die Hafensperre aufgehoben ist, bleibt es unwahrscheinlich, daß diese Quelle des Wohlstandes sich sehr reichlich erweisen werde; auch werden die Geldsummen für die Bergwerksanlagen durch die amtlichen „Nebenverdienste" bedeutend verkleinert. Dennoch mag dieser Kohlenreichthum gelegentlich von großer Bedeutung für die Welt werden. Lyman, der befähigte Direktor des geologischen Instituts, schätzt den Gehalt der Kohlenlager auf einhundert und fünfzig tausend Millionen Tonnen; so daß, mit anderen Worten, Yezo den gegenwärtigen jährlichen Ertrag von Großbritannien auf künftige tausend Jahre liefern könnte.

Der amtliche Name von Yezo ist „Hokkaido" oder nördliches Seegebiet und, verschiedenen thatsächlichen oder eingebildeten Verhältnissen entsprechend, steht es unter einer besonderen Verwaltung oder Kolonisations-Behörde, welche „Kaitakuschi" heißt, so viel

bedeutend wie: „Entwickelungs-Departement." Diese Behörde hat ungeheuere Summen für Yezo verwendet, wovon ein Theil in unnützen und kostspieligen Versuchen aufging, ein anderer aber einträgliche Verbesserungen bewirkt hat. Der Vermögensbestand von diesem Jahre beträgt über 302,000 Pfund Sterling. Die Insel ist in Bezug auf ihre allgemeine Beschaffenheit und Naturprodukte so verschieden von dem übrigen Japan, daß sie von den gewöhnlichen Abgaben befreit und einer besonderen Ertragssteuer unterworfen ist, welche jährlich etwa 72,000 Pfund Sterling beträgt, eine große Summe, die von einer geringen Bevölkerung aufgebracht werden muß.

Satsuporo, am Ischkari-Flusse, ist die Schöpfung dieser Behörde. Zu ihren wichtigsten und hoffnungsvollsten Einrichtungen gehört die dortige Landwirthschaftliche Schule nach dem Muster des Agricultur-Collegiums von Massachusetts, unter einheimischer Leitung, aber mit vier tüchtigen amerikanischen Lehrern Der stufenweise Cursus dauert vier Jahre und die Zahl der Studenten ist auf sechzig beschränkt. Das Institut gewährt eine gesunde englische Erziehung, mit besonderer Berücksichtigung der Civil-Ingenieur-Wissenschaften behufs der Anlage von gewöhnlichen Landstraßen, Eisenbahnen, Drainage- und Bewässerungswerken, und eine vollkommene Ausbildung für Feld- und Gartenbau, welche für die Bodenkultur auf Yezo erforderlich ist. Musterfarmen befinden sich zu Satsuporo und zu Nanai bei Hakodate, außerdem Schulgärten für ausländische Bäume, Gemüse und Blumen. Das Departement führt Schafe und Schweine ein und ist durch die Aufnahme von Vollblut im Stande, die Pferde- und Hornviehzucht zu veredeln. In Satsuporo besitzt es große Sägemühlen, eine Seidenmanufaktur, eine Gerberei, eine Brauerei und große Mehlmühlen am Orte selber und in Nanai.

Vieles, was die Behörde für die Entwickelung von Yezo unternommen hat, erwies sich als völlig verfehlt und manches noch Bestehende wird nicht vollkommen und beharrlich genug ausgeführt, um einen Erfolg zu sichern. Ohne Zweifel werden ihre Fonds durch überzählige Beamte aufgezehrt, welche ihre Gehälter beziehen, sich Nebenverdienste machen und dafür wenig mehr thun, als daß sie Tabak rauchen und schwatzen. Land-

straßen wären sehr nöthig. Die breite Straße von Hakodate nach Satsuporo, worauf noch immer viel Geld verwandt wird, ist beständig in elendem Zustande und dient hauptsächlich den langen Zügen von Saumrossen, deren tiefe Hufspuren noch im Septem bersichtbar sind, und die fünf und zwanzig englische Meilen lange Eisenbahnstrecke auf dieser Hauptstraße wird von Maschinen befahren, die höchstens fünf englische Meilen in einer Stunde zurücklegen und deren Kessel, wie die Eingeborenen sich ausdrücken, fast immer „krank" sind. Die Theorien zur „Entwickelung" sind sehr gut; Irrthümer sind begangen worden und finden noch heute statt; einige werthvolle praktische Unternehmungen sind utopischen Versuchen geopfert worden und einige gute Erfolge mögen noch erzielt werden.

Wie es scheint, so hat die Regierung bei der Entwickelung Yezo's zwei Zwecke im Auge. Der eine besteht in der Herstellung eines Gebiets für die Auswanderung der Bewohner derjenigen Theile von Japan, die man für übervölkert hält; der andere geht darauf hinaus, eine Bevölkerung auf Yezo zu schaffen und eine Art Bollwerk zu errichten gegen die Angriffspläne, die man von Seiten Rußlands voraussetzt; dieser Macht mißtraut man in Japan ebenso sehr wie in England. In verschiedenen günstigen Gegenden sind Ansiedelungen angelegt; einer Menge von „Samurai" sind Ländereien bewilligt worden und in Satsuporo haben sich nahe an tausend Soldaten mit ihren Familien in vereinzelten Häusern niedergelassen, deren jedes mit mehreren Morgen Landes versehen ist. Sämereien und Obstbäume werden den Ansiedlern zu niedrigem Preise verkauft und man gewährt dem Ackerbau mancherlei Vergünstigungen, die auf der Hauptinsel nicht bestehen; dennoch zieht das Seegebiet keine Bevölkerung herbei, sei es nun, daß man eine natürliche Abneigung gegen die Auswanderung hegt oder daß man die Ertragssteuer scheuet; das Gebiet, welches sechs Millionen unterhalten könnte, hat nur 123,000 zerstreut lebende Bewohner, welche vorzugsweise die Küstengegend einnehmen.

Die Fischereien von Yezo sind großartig und wetteifern mit denen auf der gegenüber liegenden Oregon-Küste; aber sie sind mit Abgaben überbürdet, denn die Steuer beträgt zehn bis fünf und zwanzig Prozent vom Ertrage. Lachs macht den hauptsächlichen

Artikel aus, doch sind auch Blackfische und Seegras wichtige Ausfuhr-Artikel. An der Südküste befinden sich viele Fischerei-Stationen, die bedeutendsten aber zu Ischkari im Norden, in der Nähe der neuen Hauptstadt Satsuporo. Die Lachsfischerei in Japan verspricht viel für die Zukunft. Manche Schlagnetze haben eine Länge von 4000 Fuß und erfordern siebenzig Mann zur Handhabung. Zwei derselben bringen, auf drei Zügen täglich, zuweilen einen Fang von 20,000 Lachsen, welche, zugerichtet, durchschnittlich je zehn Pfund wiegen. Die Einnahme von den Fischereien am Ischkari-Flusse beträgt allein jährlich 50,000 Dollars. Die Fische von Yezo werden nicht nur durch das Innere von Japan versandt sondern auch nach China verschifft. Die Ainos, die Urbewohner der Insel, beschäftigen sich besonders mit dem Fischfange und in der betreffenden Jahreszeit strömt eine Unzahl Einwanderer aus den Provinzen Nambu und Ugo nach Yezo.

Hakodate, der nördliche Handelshafen, eine blühende Stadt von 37,000 Einwohnern und mit einem herrlichen, tiefen Hafen gegen alle Winde geschützt, ist natürlicher Weise die Hauptstadt. An einem sandigen Hügelabhange gelegen, der Sonne ausgesetzt und mit natürlichen Austeichungen versehen, ist sie im Stande, Kräfte aufzubieten, welche in Yokohama und Tokiyo durch die schwüle Hitze erschöpft werden. Obgleich ihr Boden im November zuweilen mit neun Zoll tiefem Schnee bedeckt ist, so ist der Schneefall doch nicht so beträchtlich wie im Norden der Insel; er bleibt nicht für beständig liegen und der sonnigen Wintertage sind so viele, daß der Koth eigentlich schlimmer als der Schnee ist. Die Jahrestemperatur ist mäßig, etwa 10 Grad niedriger als die von Yedo, doch tritt die Kälte schärfer auf: vom Minimum von 2 Grad bis zum Maximum von 88 Grad. Selbst bei heißer Witterung sind die Nächte fast immer kühl. In einem Zeitraum von neun Jahren beträgt der jährliche Regenfall durchschnittlich 51$^{9}/_{10}$ Zoll und die Zahl der Regentage 98.

Als Fremdenhafen verliert Hakodate mit jedem Jahre mehr. In der That ist der auswärtige Handel von gar keiner Bedeutung. Es sind nur zwei fremde Firmen vorhanden und die Zahl der fremden Einwohner, die Chinesen abgerechnet, beträgt nur 37. Träfen nicht jeden Sommer zahlreiche Kriegsschiffe und

einige Kranke zum Besuch ein, so würde die Stadt fast ebenso öde sein wie Niigata. Als japanesischer Hafen strebt sie jedoch zusehends empor. Für fremde Schiffe ist es nicht rathsam, von weit her gerade nach diesem einzelnen Punkte zu fahren, da jetzt die japanischen Dampfschiffe, welchen alle Häfen offen stehen, zahlreich genug sind. Fremde Waaren werden jetzt von japanischen Kaufleuten auf japanischen Schiffen eingeführt und die wichtigsten Ausfuhrartikel, nämlich getrocknete Fische, Seegras und Häute, werden auf einheimischen Schiffen direkt nach China und der Hauptinsel versandt. An jedem zehnten Tage fahren hübsche Passagier-Dampfböte der Mitsu-Bischi-Compagnie zwischen Hakodate und Yokohama; nach Niigata monatlich ein Mal; außerdem kommen und gehen bei jedem günstigen Winde zahlreiche Frachtböte, Jonken und einheimische Schiffe mit fremder Ladung.

Die Regierungsgebäude sind von bedeutender Ausdehnung; das Hospital und die Gefängnisse werden von einheimischen Beamten bewundernswerth verwaltet. Obgleich Hakodate neuen Ursprungs ist, so scheint es doch keiner anderen Stadt von gleicher Größe an Geschäftigkeit, Behaglichkeit, Ordnung und Reinlichkeit nachzustehen. Die Kaitakuschi-Behörde hat in der Stadt siebenzehn Schulen, wo die Zöglinge im Lesen, Schreiben, in der Arithmetik bis zur Bruchrechnung, in allgemeiner Geschichte und Erdbeschreibung unterrichtet werden; außerdem bestehen noch viele Privatschulen, worin nur lesen und schreiben gelehrt wird. Einige besonders aufgeklärte Kaufleute haben für die Lehrlinge und Gehülfen von zwölf bis achtzehn Jahren, welche den Tag über beschäftigt sind, eine Abendschule errichtet; in allen diesen Anstalten wird nur ein mäßiges Schulgeld gezahlt.

Das Postamt und das Zollhaus werden von japanischen Beamten vortrefflich und übereinstimmend mit den fremden Gebräuchen verwaltet. Obgleich die Gerichtsbehörde nur geringe Befriedigung gewährt, so ist dagegen die Polizei so wirksam, daß der britische Consul in seinem amtlichen Berichte erklärt, es könne kein Dieb oder Verbrecher der Wachsamkeit der Behörde entgehen. Japanische Schiffbauer verfertigen die kleinen Schooner, welche von Fremden in Gebrauch genommen werden; japanische Kaufleute führen die fremden Güter, wie Kleidungsstücke, Lebens-

mittel, Eisenwaaren, Steingut, Glas, Modeartikel und Liköre, in solcher Menge ein, daß kaum ein Mangel an fremden Waarenlagern fühlbar wird.

Dies sind die Zeichen des Fortschrittes in einer Stadt, welche, als Alcock sie im Jahre 1859 besuchte, um den britischen Consul einzusetzen, nur 6000 Einwohner hatte und nur von wenigen Walfischfängern heimgesucht wurde.

Sie bildet den Mittelpunkt für die Missionsthätigkeit auf der Insel und griechische wie römische Katholiken, die kirchliche Missions-Gesellschaft und die amerikanische bischöfliche Methodisten-Kirche haben hier ihre Agenten, die natürlich auf die Vertragsentfernung von fünf und zwanzig englischen Meilen beschränkt sind, wenn sie nicht Reisepässe unter den gewöhnlichen Bestimmungen erhalten haben.

Außer Hakodate giebt es nur zwei Städte von einiger Bedeutung: Matsumae, ein verfallener Ort mit etwa 16,000 Bewohnern, früher die Residenz eines mächtigen Daimiyo, und die Hauptstadt Satsuporo, mit 3000 Einwohnern, nach dem Plan einer amerikanischen Stadt angelegt, mit breiten rechtwinkligen Straßen und niedrigen, geschmacklos gebauten japanischen Häusern und Läden. Der amerikanische Styl ist auch bei dem Regierungsamte zu Grunde gelegt und das Capitol ist eine Nachahmung des Capitols zu Washington. Neben den Regierungsgebäuden und den schon erwähnten befindet sich auch ein Hospital, welches unter der Leitung eines amerikanischen Arztes steht.

In der Nähe von Satsuporo sind mehrere landwirthschaftliche Niederlassungen, und verschiedene Anlagen, die man hier und da auf der Insel antrifft, beweisen, daß trotz dem langen und strengen Winter das Klima und der Boden besonders günstig sind für Winterkorn, Mais, Hirse, Buchwaizen, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und andere Gemüse und Körnerfrüchte, ebenso für japanischen Hanf, welcher wegen der Länge, Feinheit und seidenartigen Zartheit seiner Fäden in hohem Preise steht. Viele tausend Morgen von gut bewässertem Grasboden liegen unbenützt in der Nähe von Satsuporo am Ischkari-Flusse.

In den undurchdringlichen Wäldern des Innenlandes hausen wilde Thiere und Wildpret. Zu verschiedenen Jahreszeiten stehen auf dem Markte in Hakodate Haselhühner, Hasen, Wachteln,

Schnepfen, Kriechenten, Wildpret, Auerhühner, wilde Enten und Bären zu mäßigen Preisen zu Kauf; Bärenfelle und Hirschhäute gehören zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln.

Den Reisenden fesseln vorzugsweise die Ueberreste der Aino-Rasse, der Urbewohner von Yezo und wahrscheinlich von ganz Japan, friedfertige Wilde, die an den Küsten und im Innern von Fischfang und Jagd leben und zu ihren japanischen Unterjochern in demselben Verhältnisse stehen, wie die rothen Indianer zu den Amerikanern, die Jakkums zu den Malaien und die Veddas zu den Sinhalesen. Doch muß, der Wahrheit gemäß, hinzugefügt werden, daß sie von ihren Herren besser behandelt werden, als irgend eine jener unterdrückten Rassen. Die folgenden Kapitel enthalten Alles, was ich aus persönlicher Beobachtung über sie erfahren konnte, doch hat, auf Sir Harry Parkes' Ansuchen, der erste Secretär der Kaitakuschi-Behörde, Herr Yasuda Sadanori, einige Ergänzungen hinzugefügt.

„Eine oberflächliche Schätzung vom Jahre 1873 ergab die Zahl von 6118 Männern und 6163 Frauen, im Ganzen 12,281. Seit jenem Jahre hat keine besondere Zählung stattgefunden, doch glaubt man, daß die Zahl der Ainos im Abnehmen begriffen sei.

„Die Steuern bezahlen sie theils in Geld, theils in Gütern.

„Das Unterrichtsgesetz des Ministeriums für öffentliche Erziehung steht nicht in Beziehung zu dem Seebezirk, doch hat das Kaitakuschi-Departement ein ähnliches System angenommen, das bei allen Bewohnern der Insel ohne Unterschied der Abstammung zur Anwendung kommt, da die kaiserliche Regierung den Ainos gleichen Unterricht gewährt wie den Japanesen.

„Besondere Einrichtungen sind getroffen worden, um den Ainos ihren Lebensunterhalt zu sichern."

Die „haarigen Ainos," wie sie genannt wurden, sind einfältig, artig, gutmüthig und unterwürfig. Von den Japanesen sind sie völlig verschieden. In ihrer Gesichtsfarbe gleichen sie den Spaniern und den süditalischen Völkern und ihre Züge wie ihre Umgangsformen sind eher europäisch als asiatisch. Ihr Haar ist gagatschwarz, sehr weich und auf dem Scheitel dick und wulstig, zuweilen herabhangend, aber niemals im geringsten gekräuselt. Bart, Knebelbart und Augenbrauen sind stark und

voll und häufig zeigt sich auf der Brust und den Gliedmaßen ein reichlicher Wuchs von steifem Haar. Der Hals ist kurz, die Stirn hoch, breit und stark gebaut, die Nase breit und ein wenig platt, der Mund groß aber gut gestaltet, Augen und Augenbrauen sind vollkommen gerade und die Schläfe markirt. Ihre Sprache ist höchst einfach. Sie haben keine Schriftzeichen, keine Literatur, keine Geschichte, sehr wenige Ueberlieferungen und keine Erinnerungen von dem Lande, aus welchem sie vertrieben wurden.

In Yezo nimmt der Reisende eine freiere Atmosphäre wahr, als er auf der Hauptinsel einathmete, und es ist nicht nur die Luft, welche hier freier strömt, sondern auch Menschen und Vieh sind hier ungebundener. Man kann sich ein leidliches Pferd verschaffen und reiten, wohin man will, ohne durch eine Warnungstafel oder einen Reissumpf stutzig gemacht zu werden; man kann von der Landstraße abweichen und am kühlen Seestrande über mit Rosen bewachsene Triften meilenweit galoppiren; man kann ein halbwildes Leben führen, Flüsse durchschwimmen, Berge ersteigen und Feuer im Walde anzünden, ohne gegen die gesetzlichen Vorschriften zu verstoßen, kurzum: man kann Alles thun, was man auf der Hauptinsel nicht thun darf. Und abgesehen von dieser Befreiung von jeglicher Beobachtung und Ueberwachung, liegt noch ein besonderer Reiz über dieses spärlich bevölkerte Land verbreitet, ein besonderer Zauber in dem anhaltenden Klageton des stillen Oceans, der sich zwischen Tomakomai und Cap Erimo erstreckt, in der köstlichen Einsamkeit der Gegend, welche die Vulkansbucht umgiebt, in der frischen, kühlen Freiheit von Yezo, — und dies Alles macht meine Erinnerungen an das dortige Leben zu den freudigsten, die ich aus Japan mitnahm.

XXXIII.

Die windige Hauptstadt. — Missions-Agenturen. — Ein unordentlicher Gottesdienst. — Ein Buddhisten-Tempel und eine Buddhisten-Predigt.

Hakodate, den 13. August 1878.

Nach einem schrecklichen Sturm, welcher zwei Tage gewährt hatte, wurde das Wetter wunderschön und ich finde das hiesige Klima stärkender als das der Hauptinsel. Es ist noch immer Japan, aber doch mit einem Unterschiede. Wenn die Nebel sich aufklären, so enthüllen sie keine in Grün prangenden Berge sondern nackte Felsenspitzen, vor kurzem erloschene Vulkane, deren rothe Asche unter der Mittagssonne erglühet und beim Sonnenuntergange in dunkelrothen und violetten Schattirungen spielt. Sandstrecken begrenzen die Bucht, Hügelreihen, hin und wieder mit einem Strauch oder einer Fichtengruppe besetzt, verlieren sich in die blaue Ferne und ihre zerklüfteten Abhänge sind von dunkelblauen und purpurrothen Wolkenschatten umhüllt. Die vom Lande umschlossene Bucht ist so blau wie das adriatische Meer und auf ihrem azurblauen Grunde setzen sich die Segel der Jonken schneeweiß ab. Die steile Form der beiden Bergspitzen, die sich hinter der Stadt erheben, wird durch einen Gürtel von Cryptomerien gemildert; die Sandstrecke, welche das Vorgebirge mit dem festen Lande verbindet, vermehrt noch die Aehnlichkeit, welche die Landschaft mit den Umrissen von Gibraltar hat; während man sich jedoch in die europäische Welt versetzt glaubt, sieht man die Kuruma-Läufer im Trabe vorbeikommen, hört den Schall der Tempeltrommeln, der keine Aehnlichkeit mit dem rollenden Trommelschall der Britten hat; auf der Straße zieht ein buddhistischer Leichenzug vorüber oder vier gelbhäutige, halb nackte Männlein ziehen und stoßen einen kreischenden Lastwagen, indem sie dabei den eintönigen Ruf „Ha huida!“ hören lassen.

Um zu fühlen, daß man sich in Japan befindet, bedarf es nur eines einzigen Blickes auf Hakodate selber. Die Straßen sind breit und rein, aber die Häuser niedrig und dürftig, nichts

weiter als Zunder. Nirgends sieht man große Ziegeldächer, wie in einigen anderen Städten. Es ist kein beständiges Element in diesen großen windigen Straßen. Der Ort ist wachsend und geschäftig, erstreckt sich zwei englische Meilen längs der Küste, ist den Hügel hinaufgeklommen, so weit es möglich war; aber dennoch sehen die Häuser und die Leute arm aus. Steine bilden einen vorherrschenden Zug in der äußeren Erscheinung der Stadt. Wenn man von der Höhe auf sie herabblickt, so sieht man meilenweit große graue Blöcke, denn jedes Dach der windigen Hauptstadt ist mit einer Last Pflastersteine beschwert. Einige flachere Dächer sind sogar gleichsam mit Steinen gepflastert wie ein Hof; andere sind mit Erdschollen und Rasen bedeckt; durch beide Arten der Dachbedeckung sucht man sich vor den Funken bei einer Feuersbrunst zu sichern. Diese Pflastersteine geben jedenfalls das billigste Mittel, um in dieser windigen Gegend die Dächer auf den Häusern festzuhalten, sehen aber seltsam aus.

Von den Straßen ist nur eine bemerkenswerth, welche sich oben auf dem Hügel befindet und eine Reihe von hübschen Tempeln und Tempelgärten enthält. Fast jedes Haus ist ein Kaufladen und die meisten enthalten nur die gewöhnlichen Artikel, welche eine große und arme Bevölkerung verbraucht; in der Hauptstraße findet man in Ueberfluß ächte oder nachgeahmte ausländische Waaren; Pelze, Felle und Hornwaaren finden sich in vielen Läden zum Verkauf. Mir gefallen besonders die Bärenpelze und die milchweißen Felle der Ainoshunde, welche wohlfeil und hübsch sind. Zahlreich sind die Läden der Kleinhändler, welche „Curioläden" genannt werden; die billigen Lackwaaren von Aomori sind verlockend für einen Fremden.

Wie erwähnt, beläuft sich die Zahl der Fremden nur auf sieben und dreißig. Der gesellige Verkehr ist in Folge der Verschiedenheit in Sitten und Gebräuchen nur gering, und sobald der letzte Fremde zu Ende des September fortgeht und der lange Winter eintritt, mag es für Leute, die nicht eine nützliche Beschäftigung haben, langweilig genug sein. Jetzt, im Sommer, geht es sehr lebhaft her bei der häufigen Ankunft und Abfahrt europäischer Kriegsschiffe und dem Besuch der fremden Patienten, welche einige kleine Seen am Fuße des ausgebrannten Vulkans von Komona-taki besuchen oder sich in das Innere bis zur

Hauptstadt Satsuporo wagen. Der englische Consul, Herr Eusden, der bereits neun Jahre hier ist, bietet den Fremden, ohne Rücksicht auf Nationalität, eine liebenswürdige Gastfreundschaft, welche höhere Genüsse gewährt als die kostspieligen und förmlichen Erlustigungen in anderen Seestädten. Außerdem bestehen die Vergnügungen nur in dem Besteigen des Piks, Schnepfenjagd oder einem Besuch von Nanai, einer Versuchsanlage der Kaitakuschi-Behörde.

Die vier christlichen Körperschaften, welche hier Missionen unterhalten, haben Kirchen gebaut, von denen die römische die größte, die griechische mit ihren mit Gemälden geschmückten Wänden die prächtigste ist. Bisher ist die griechische Mission in ihren Bekehrungen erfolgreich gewesen und obgleich der Pater Nicolai allein steht, hat er doch vier oder fünf Eingeborene als ordinirte Gehülfen. Neuerdings sind einige Schwestern bei der römischen Mission eingetroffen und werden wahrscheinlich der Sache einen großen Aufschwung verleihen. Die Mission der englischen Kirche ist verhältnißmäßig neu und wird durch Herrn Dening vertreten, in dessen Hause ich wohne, und durch Herrn Ogawa, einen merkwürdig erleuchteten Evangelisten aus der eingeborenen Samurai-Klasse. In Hakodate haben acht Taufen stattgefunden. Herr Dening hat acht auswärtige Stationen innerhalb der Vertragsgrenzen, wo er wöchentlich ein Mal predigt; Yezo ist jedoch buddhistisch und in einem dieser Oerter, Ono, wird ihm großer Widerstand geboten.

Wir machten dorthin einen Ausflug auf Pack-Ponies, die den ganzen Weg in einer Gangart zurücklegten, den man sehr bezeichnend „Yezo-Kletterei" nennt. Nachdem wir die Landfirste, welche das Vorgebirge mit dem Festlande verbindet, verlassen hatten, machten wir einen angenehmen Ritt in hellem Sonnenschein über sandige Strecken, bedeckt mit Gras und großen rothen Rosen, untermischt mit Geisblatt, Sedum, der aromatischen Stephanandra flexuosa und den röthlichen Blättern der Anemonen; zuweilen hatten wir einen Durchblick auf die blaue Meeresbucht zur linken Hand und auf die rothen Spitzen des Vulkans, der sich über grüne Hügel erhebt. Von dem sandigen Dorfe Arakawa führt ein Reitweg zwischen Gärten, Weilern und hübschem Waldlande hindurch nach dem großen Dorfe Ono,

wo die vielen ausländischen Bäume und Blumen, welche die Regierung gespendet hat, in herrlichster Blüte prangten. Unterwegs trafen wir einen Aino und mehrere mit Speeren und Flinten bewaffnete Reiter, die von einer Bärenjagd zurückkehrten. In der Nähe von Ono befindet sich eine Fabrik der Regierung, wo die starke Seide verarbeitet wird, welche die Gebirgs-Seidenraupe erzeugt, die sich von den zähen Blättern einer Eichenart ernährt.

In Ono, wo der Katechist Ogawa lebt, ist eine Schule eröffnet; obgleich aber der christliche Unterricht bereits seit einem Jahre ertheilt wird, ist kein Erfolg wahrzunehmen. Das Dorf beging das Matsuri-Fest und sobald das Schulzimmer um acht Uhr geöffnet wurde, drang eine ungestüme Menge von Männern, Weibern und Kindern ein, und, anstatt ihre Holzschuhe, wie es gebräuchlich ist, an der Thüre stehen zu lassen, machten sie einen betäubenden Lärm damit. Dreihundert Menschen, einige angetrunken, die mit ihren Schuhen klapperten, auf die Bänke stiegen, auf den Fenstersimsen hockten, lachten, aßen, ihre Pfeifen an den Lampen anzündeten, ihre Kimonos abwarfen und fünf Viertelstunden lang einen wahren Aufruhr unterhielten: dies war die viel versprechende Zuhörerschaft. Herr Dening besitzt eine außerordentliche Begabung für Sprachen und hat sich nicht nur eine erstaunliche Fertigkeit in der Umgangssprache der niederen japanischen Klassen angeeignet, sondern weiß auch sogar ihren Ton zu treffen, und da er von kräftigem Körperbau ist und eine sehr starke Stimme besitzt, so blieb er während des ganzen Lärmens verständlich. Vermuthlich war das Getöse nicht ausnahmsweise durch den Anblick dreier fremder Damen hervorgerufen, sondern findet regelmäßig statt, sobald eine christliche Predigt in Ono gehalten wird. Herr Dening widmet dem Werke seine Zeit, seine Kraft und sein Herz, mit unübertrefflicher Energie und Begeisterung, ungeschwächt durch Widerstand und Enttäuschung; im anderen Falle würde eine Zuhörerschaft in Ono schon längst seinen Bemühungen ein Ende bereitet haben, denn die Buddha-Priester wiegeln das Volk gegen die neue Lehre auf. Wo die Sinto-Religion überwiegt, herrscht in der Regel Gleichgültigkeit.

Wir verließen das Dorf um neun Uhr abends und da die

anderen Damen ermüdet waren, und, nicht an das Reiten gewöhnt, sich auch nicht willig zeigten, den Pezoschritt mit einem Galopp zu vertauschen, so dauerte es bis ein Uhr, ehe wir die fünf und zwanzig englische Meilen zurückgelegt hatten. Es war aber die erste wirklich schöne Nacht, die ich in Japan erlebte: die Schatten der Bäume auf dem thautropfenden Grase, heller Mondschein auf dem silberglänzenden Meere, hellstrahlende weiße Wolken zwischen den Berggipfeln und eine kühle milde Luft, erfüllt von dem Wohlgeruch schlummernder Blumen.

Am Sonntagabend wurde in der Hauptstraße von Hakodate eine neue Predigtstätte eröffnet: ein Vorderzimmer und eine Doma, die nach der Straße hinaus liegt, hinten eine Küche. Zu den Beweisen von der Duldung, deren sich das Christenthum zu erfreuen hat, gehört der Umstand, daß die Polizei, welche oft vorüberging, nicht gegen die Menge einschritt, die sich draußen versammelt hatte, nachdem die Räume gefüllt waren. Das Volk war still und verhielt sich auch ziemlich ruhig auf dem Platze, ganz anders als die Heiden in Ono. Einige, welche auf der Treppe saßen, verlangten die Geräthe zum Tabakrauchen, andere ließen sich Erfrischungen reichen; dies geschieht jedoch auch in ihren Tempeln.

Seitdem die Missionäre hierher kamen, halten die Buddhisten, wie in Niigata, ihre religiöse Andacht in einem oder dem anderen der großen Tempel, welche die eine Seite der Straßen einnehmen. Ich habe diesem Gottesdienst fast jeden Tag beigewohnt. An jedem Nachmittage ist der große Tempel mit Männern und Frauen gefüllt, welche sämmtlich den ärmeren Klassen angehören. Sie nehmen den Platz ein, welcher von dem heiligeren Raume, wo der Priester waltet, durch ein Gitter abgeschlossen ist, und verhalten sich so ruhig und ordentlich wie nur möglich. Tief und dumpf, jedoch über die ganze Stadt hinaus erschallt der Ton der großen ehernen Glocke und ruft die Hörer zusammen und pünktlich um drei Uhr schlagen die Priester die schwer vergoldeten Gitterthüren zurück und zünden die Lichter und Lampen an, welche ein schwaches, geheimnißvolles Licht durch den prächtigen Raum verbreiten. Man erblickt den Hochaltar mit einer grünen Brokatdecke und die Seitenaltäre, welche mit weißem, goldgestickten Brokat behangen sind. Von dem unteren Altare

erheben sich Weihrauchdämpfe zwischen Vasen mit weißen Blumen und ein einschläfernder Sinnenreiz durchzieht das ganze Gebäude. Die Priester tragen weiße Gewänder, darüber Obergewänder aus schwarzer Seidengaze; auf ihrem Rücken hangt an grünen Seidenbändern ein großes viereckiges Stück aus grünem Brokat. Vier von ihnen knieen nieder, den Rücken dem Volke zugekehrt; ihnen gegenüber knieen acht andere Priester, welche ähnlich gekleidet sind, nur daß die Brokatstücke, die sie auf ihren Rücken tragen, zwischen grün und braun abwechseln und mit Silber gestickt sind. Vor Jedem befindet sich ein niedriges lackirtes Pult für die Bücher und die sanft klingenden Glöckchen, deren sie sich bei ihrem Amte bedienen. Noch zwei andere Priester knieen auf den Seiten des Altars. Sobald eine Glocke ertönt, beugen sich die vierzehn geschorenen Häupter drei Mal zur Erde nieder und es werden noch mehr Lampen angezündet; wieder ertönt eine Glocke und eintönige Litaneien erklingen, untermischt mit Geklingel; von Zeit zu Zeit antwortet das Volk in einer ihm unverständlichen Sprache: „Namu Amida Butsu!“ Nach Verlauf einer Stunde entfernen sich die Priester in einem feierlichen Zuge; nur Einer von ihnen besteigt eine viereckige Kanzel innerhalb des umgitterten Raumes, setzt sich nieder, nicht nach japanischer Sitte, sondern mit gekreuzten Beinen, wie der Stifter ihres Glaubens es gelehrt hat, und predigt dann eine Stunde lang mit kraftvollem, eindringlichem Tone.

Eine japanische Predigt kann sehr unterhaltend sein. Ich fand eine in einer japanischen Zeitung vom Juni 1875, welche, wie gewöhnlich, einen Text aus einem chinesischen Klassiker behandelt:

„Was böse ist, sei es auch nur gering, das thue nicht!“
„Was gut ist, sei es auch nur gering, unterlasse nicht zu thuen!“

Die einleitenden Worte lauten, wie man sie von tausend Kanzeln wiederholt zu hören bekommt: „Diese Worte, meine lieben Freunde, stehen in der Sammlung, welche „Kagen des Schogaku“ heißet und euch allen wohl bekannt ist. Es sind in der That gesegnete Worte, die sich wohl zu unserm Text am heutigen Abend eignen. Diese Worte sind kurz, aber sie enthalten eine unschätzbare Lehre.“ Dann folgen zwei oder drei Seiten voll gedrängter, höchst nützlicher Sittenlehren. Man kann

sich keine gesunderen und klareren Moralsprüche denken, die sich durchaus auf den Gegenstand beziehen und hin und wieder durch Anekdoten und Vergleiche erläutert sind, der Fassungskraft eines Bauern oder eines Kindes angemessen. Die Predigt schließt mit einem erdichteten, ergötzlichen Zwiegespräch zwischen zwei Gatten, die sich veruneinigt haben und endet mit den Worten:

„Nicht die großen Dinge des Lebens nehmen unsere wachsame Sorgfalt in Anspruch, sondern die kleinen Angelegenheiten, die sogenannten geringfügigen Sachen, das Ja und das Nein, die Fragen und Antworten, die in unserem täglichen häuslichen Leben vorkommen. Friede im Hausstande ist gleich der freudigen Musik bei den Tänzen der Götter in den himmlischen Räumen."

So schließt die Predigt und ich finde, daß seit Salomo's Zeiten bis auf den heutigen Tag eine einförmige Uebereinstimmung unter den Menschen herrscht und „wie im Wasser sich das Antlitz im Bilde abspiegelt, so entspricht dem Menschen das Herz des Menschen."

XXXIV.

Ito's Fehltritt. — Das Hospital und das Gefängniß von Hakodate. — Das Laternenfest.

Hakodate auf Yezo.

Hakodate gefällt mir so sehr, daß ich hier noch einen Tag nach dem anderen verbringe, obgleich ich meinen Reiseweg bereits überlegt habe und alle Vorkehrungen getroffen sind.

Ueber Ito ist mir hier eine sehr unerfreuliche Aufklärung zutheil geworden. Man wird sich erinnern, daß ich ihn ohne ein Zeugniß in meine Dienste nahm und er mir sagte, er hätte seinem früheren Herrn, der ihn wieder anstellen wollte, mitgetheilt, daß er bereits mit einer Dame abgeschlossen hätte. Hier traf ich nun Herrn Maries, Ito's früheren Prinzipal, der mir mittheilte, Ito hätte sich verpflichtet, ihm, so lange es erforderlich sei, für 7 Dollars monatlich zu dienen; da ich ihm

jedoch 12 Dollars geboten hatte, so war er seinem Herrn entlaufen und mit einer Lüge bei mir eingetreten. Herr Maries war durch diesen Abfall in große Verlegenheit gerathen und gehindert worden, seine botanische Sammlung zu vervollständigen, denn Ito ist sehr geschickt und er hatte ihn nicht nur gelehrt, die Pflanzen zu trocknen, sondern konnte ihn auch auf mehrere Tage ausschicken, um Sämereien zu sammeln. Ich traf Herrn Maries beim Consul und machte mit ihm aus, daß Ito wieder zu seinem rechtmäßigen Herrn zurückkehren könne, sobald meine Yezo-Tour beendigt sei.

Gestern speiste ich beim Consul und traf dort den Grafen Diesbach von der französischen Gesandtschaft, Herrn von Siebold von der österreichischen Gesandtschaft und Lieutenant Kreitner von der österreichischen Armee. Diese Herren wollten eine Entdeckungsreise in das Innere unternehmen und beabsichtigen, die Höhen einiger Berge zu messen und die Quellen der Flüsse aufzusuchen, welche sich auf der südlichen Küste in das Meer ergießen. Sie sind mit Nahrungsmitteln und Rothwein gut versehen, nehmen aber so viele Gepäck-Ponies mit sich, daß ich voraussehe, sie werden ihren Zweck nicht erreichen; dagegen wird es mir gelingen, da ich mein ganzes Gepäck auf 45 Pfund beschränkt habe.

Nach der Mittagstafel führte mich der Consul in das Hospital, wo wir von Dr. Fucasi empfangen wurden, der nicht nur die Anstalt nebst den Aerzten und Studenten leitet, sondern auch, in Ermangelung eines europäischen Arztes, das Vertrauen der ganzen europäischen Gemeinde gewonnen hat. Er ist ein aufgeklärter, umsichtiger Mann und für seinen Beruf begeistert. Er trägt eine Kleidung aus weißer Leinwand, nach europäischem Zuschnitt, spricht aber nicht englisch.

Das Krankenhaus besteht aus drei gut gelüfteten europäischen Gebäuden, von denen eines für die Seeleute bestimmt ist. Es sind in der That 120 „Betten" vorhanden, denn der Dr. Eldridge, der die Anstalt einrichtete und in einen gedeihlichen Stand brachte, hat die eigentlichen Bettstellen eingeführt. Die Fremden, hauptsächlich Matrosen, zahlen 50 Sen, etwa 1 Schilling 8 Pence, täglich, die Eingeborenen 20 Sen, ganz mittellose Personen werden unentgeltlich aufgenommen. Es sind sechs japanische

Doctoren bei diesem Hospital angestellt, welches nebenbei eine medicinische Lehranstalt ist, wo täglich Vorlesungen und klinische Unterweisungen stattfinden. Die Anstalt ist sauber und freundlich und die Kranken scheinen sich ebenso behaglich zu fühlen wie in einem englischen Hospital. Bei jedem Bett befindet sich ein Sims zum Gebrauche des Patienten und ein Täfelchen, worauf vermerkt wird, wann die Arznei einzunehmen ist. Dr. Fucasi wendet die antiseptische Behandlung an, da er der Ansicht ist, daß diese Kuren schneller verlaufen und weniger Schmerzen verursachen. Es kamen viele chirurgische Fälle vor und drei Männer hatten sich eben bereit erklärt, ihre Beine abnehmen zu lassen. Dr. Fucasi zeigte mit Stolz einen Fall vor, wo ein Mann, dessen Bein erst vor fünf und zwanzig Tagen amputirt war, an seinen Krücken umher ging und entlassen werden konnte. Verschiedene Patienten, welche an der einheimischen Beinkrankheit litten, waren vorhanden und eine große Anzahl von Augenkrankheiten, die aus vernachlässigter Entzündung entstanden waren. Die Zahl der auswärtigen Patienten, die nur die Arzneien bezahlen, beläuft sich durchschnittlich auf 160 täglich und ist in stetem Zunehmen, obgleich noch vier andere Hospitäler in Yezo sind und jedes mittelgroße Dorf eine Apotheke und einen japanischen Arzt hat. Diese Anzeichen von Aufklärung und Fortschritt in dem entlegenen Theile des Reichs sind nicht nur interessant sondern auch erstaunlich, wenn man erwägt, daß noch nicht sieben Jahre verlaufen sind, seit Iwakura mit seiner Mission nach Europa und Amerika ging, um die westliche Civilisation zu erforschen und ihre Vorzüge auf japanischen Boden zu verpflanzen.

Vom Krankenhause war ein natürlicher Uebergang zu dem Gefängnisse, welches ich nachher mit Herrn Eusden besuchte. Es ist ein angenehmes Gefängniß, das, in geringer Entfernung von der Stadt, inmitten großer Gärten steht, — vielleicht zu angenehm! Diese Bemerkung äußerte ich zu dem Direktor und zu dem Polizeihauptmann, und der Letztere erwiderte lachend, daß manche Verbrecher es sich auch in der That angelegen sein ließen, recht oft hierher zu kommen. Was mir aber hier in dem Hakodate-System als eine übertriebene Milde erschien, das billigte ich später vollkommen, nachdem ich das große Gefängniß in

Canton besucht hatte, wo eine unbegrenzte Barbarei und Grausamkeit, eine Folge unersättlicher Habsucht, über die Behandlung der Verbrecher verfügt.

Zu dem Gefängnisse gehören verschiedene gesonderte Gebäude, enthaltend gut gelüftete Schlafräume, Werkstätten, Speisesäle und eine Zelle für die widerspenstigen Verbrecher, die einem Bärenkäfig ähnlich sieht. 170 Gefangene verbüßen ihre Strafe, darunter 10 Mörder; 19 sind zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt. Frauen waren nur 4 vorhanden. Alle stehen unter der Leitung von 17 Aufsehern. Es wird ihnen bedeutende Freiheit gestattet. Die zu harter Arbeit Verurtheilten sind beim Straßenbau behülflich oder müssen Lastwagen ziehen; die leichte Arbeit besteht in Gartenbau und Beschäftigung in der Werkstatt.

Sie haben eine Gerberei und verfertigen Kunsttischlerei, Wachslichte, Seife, spirituöse und wohlriechende Flüssigkeiten, Einige beschäftigen sich auch mit Kupferstechen und Holzschnittarbeiten. Gewöhnlich ist es Jedem gestattet, bei seinem Handwerk zu verbleiben; wer, wie der Landmann, keines erlernt hat, wird im Gefängnisse angelernt. In einem Zimmer befinden sich nicht mehr als acht Gefangene beschäftigt; zu meiner Verwunderung ist es ihnen gestattet, mit einander zu sprechen. Unter den vielen Gesichtern, die ich erblickte, erschienen mir nur zwei gemein und verbrecherisch; die Mehrzahl glich ordentlichen, verständigen Handwerkern und nur 7 Procent können nicht lesen und schreiben. Sie tragen rothe Kimonos, sind aber frei von jedem körperlichen Zwange, und ich habe, außer dem Käfig für die Widerspenstigen, nichts gesehen, was einer Zelle ähnlich wäre. Den Wächtern und einander sind sie nur der Nummer nach bekannt. Von denjenigen, welche auf länger als 100 Tage verurtheilt sind, wird eine Photographie abgenommen und bewahrt. Ihre Arbeit erhalten sie stückweise bezahlt, indem die Kosten für ihren Unterhalt abgerechnet und der Ueberschuß ihnen bei ihrer Entlassung ausgehändigt wird; die Summe beläuft sich zuweilen so hoch, daß sie in Stand gesetzt sind, ein Geschäft zu eröffnen. Mit großer Sorgfalt wird die Persönlichkeit der Gefangenen verschwiegen gehalten. Ich fragte durch den Dolmetscher des Consuls, welches Verbrechen ein Mann abzubüßen hätte, der sich durch ein vornehmeres Aeußere von den übrigen unterschied

und ich hielt es nicht für möglich, daß diese Frage oder die Antwort von einem Gefangenen vernommen werden könne; der Polizeihauptmann ersuchte mich jedoch, mich so lange zu gedulden, bis uns die Gefährten jenes Mannes nicht hören könnten. In Verbindung mit dem Gefängnisse steht ein Blumengarten, an welchem die Gefangenen ihre Freude haben. Die einzigen Strafen scheinen in der Trennung vom Familienleben und in der Abgeschlossenheit von der Außenwelt zu bestehen; das System ist mithin äußerst milde und human; ob eine Besserung dadurch erzielt wird, weiß ich freilich nicht zu sagen.

Am Abend gingen wir zum „Bon"-Fest. Dies ist eine der großen Festlichkeiten Japans, „das Fest der Laternen." Es wurde im achten Jahrhundert von China eingeführt, und wahrscheinlich bedeutete es ursprünglich eine Befreiung der abgeschiedenen Geister aus dem buddhistischen Fegefeuer. Noch immer werden Nahrungsmittel auf den Gräbern gespendet, die Hauptzüge des Festes bestehen jedoch darin, daß es ein allgemeiner Feiertag ist, wo man reichlich Sake trinkt, Tausende von Laternen leuchten läßt und sich wie auf einem Jahrmarkt benimmt.

Wir gingen gegen neun Uhr aus und fanden die Mehrzahl der Bevölkerung von Hakodate theils auf dem großen Begräbnißplatze, theils auf den Straßen, die dahin führten. Letztere waren in Alleen von farbigen Laternen verwandelt, mit Pyramiden, Festons, Bogen, Transparenten in allen Formen und Farben, und Reihen von erleuchteten Buden, worin Spielzeug und Zuckerwerk feilgeboten wurde. Tausende von fröhlichen und anständigen Menschen drängten sich, so daß man nur immer wenige Schritte ohne Unterbrechung machen konnte, geputzte Kinder machten an allen Buden ihre Einkäufe; Trommeln, Glocken, Gongs und Saiten-Instrumente unterhielten einen mißklingenden Lärm; der Begräbnißplatz war prächtig erleuchtet und schwamm in Lichtglanz; die weißen Jonken auf dem silberglänzenden Meere waren mit bunten Laternen behangen; Alles sah schön und wundervoll aus.

In einem kleinen Buddhistentempel mit einem Sintospiegel kniete ein reich gekleideter Priester vor einem erleuchteten Altar, von dem sanften Licht zahlloser Lampen umflossen. Seine langen Litaneien sprach er unter der Begleitung einer ungeheueren

Trommel und er selber entlockte einer erzenen Schale einen glockenähnlichen Klang, indem er sie mit zwei Stäben abwechselnd schlug. Eine Menge Volk beobachtete ihn von außen, ohne dabei besondere Andacht zu verrathen. Am Eingange des Begräbnißplatzes standen funfzehn hölzerne Pfähle, jeder mit dem Namen eines Gottes beschrieben. In jedem Pfahle befand sich ein Rad, dessen Umdrehung so viel wie ein Gebet bedeutete. Manche Leute dreheten im Vorübergehen die sämmtlichen funfzehn Räder. An derselben Stelle war für diese Zeit ein Schrein aufgestellt, der die Menge vorzugsweise anzog. Er schimmerte von Lichtglanz und enthielt, wie es schien, zahlreiche ausgeschmückte Bilder; davor stand eine Pyramide von Lampen. Der Volkshaufe drängte sich vor diesem Schrein und auf den Stufen, welche hinauf führten, und obgleich einige höfliche Beamte uns Platz zu verschaffen suchten, wurden wir dennoch rückwärts die Treppe hinunter geschoben und waren wider Willen genöthigt, auf weiteres Vordringen zu verzichten. Als wir den zauberhaften Schauplatz verließen und nach Hause zurückkehrten, fanden wir alle Häuser mit Lampen behängt.

Morgen denke ich meine lange beabsichtigte Tour anzutreten, zu welcher ich mir den Plan unter Beirath eines erfahrenen Reisenden entworfen habe. Mit großem Vergnügen sehe ich der Reise entgegen, denn der Besuch der Ureinwohner muß viel Neues und Unterhaltendes darbieten.

XXXV.

Die Vollmacht der Regierung. — Das Frontepferd. — Mori. — Unterhaltungsspiele. — Die Dampffähre. — Gemischte Dörfer. — Ein Gespann von Wilden. — Pferdetreiben. — Ein unbeschrittener Pfad. — Eine geisterhafte Behausung. — Oede und Einsamkeit.

Ginsainoma, den 17. August.

Wiederum befinde ich mich in der Wildniß. Ich sitze oben vor dem Zimmer eines Hauses, das dicht an einem einsamen

See steht; in der Ferne erblicke ich bewaldete Höhen, die beim Untergange der Sonne purpurroth schimmern. Vom nächsten Hügelabhange schleppten mehrere Männer einen Bären herunter, den sie mit Speeren erlegt haben. Es ist hier kein Dorf und durch die stille Abendluft erschallt nur das Zirpen der Grille und das Rauschen des Waldes. Die Abendröthe wechselt in Purpur und Grün; auf den bunt gefärbten Fluten schwimmen die wachsweißen Blüten der großen Wasserlilien und über den bewaldeten Höhen erglühet im röthlichen Schimmer des Sonnenunterganges der spitze, nackte Felsengipfel des Vulkans Komonotaki. Es ist nicht der geringste Reiz dieses Abends, daß ich völlig allein bin, denn ich bin von Hakodate achtzehn Meilen weit ohne Ito oder irgend einen Begleiter hierher geritten, habe mein Pferd selber abgesattelt und erhielt vermittelst höflichen Benehmens und des geschickten Gebrauchs einiger japanischer Hauptwörter ein gutes Zimmer und zum Abendbrod Reis, Eier und schwarze Bohnen für mich und eine Bohnenmaische für mein Pferd. Letzteres ist besonderer Beachtung würdig, da es dem Kaitakuschi gehört und mit Hufeisen beschlagen ist.

Ich habe die unbetretenen Pfade noch nicht verlassen, aber meine Lebensgeister werden reger bei dem schönen Wetter, der trockenen Luft und der Freiheit von Yezo. Yezo steht zu einem Bewohner der Hauptinsel von Japan in demselben Verhältniß wie Tipperary zu einem Engländer, Barra zu einem Schotten, Texas zu einem New-Yorker — es liegt im Rohen, ist wenig bekannt und dünn bevölkert. Hierher können die Leute allerhand unwahrscheinliche Geschichten verlegen, ohne zu befürchten, daß man hinter ihre Schliche komme; zu solchen Geschichten liefern die Ainos und die Ungezogenheit der Ponies den Hauptstoff und zur Ausschmückung dienen die Absonderlichkeiten der Menschen und Hunde, die Abenteuer mit Bären und Wölfen. Keiner gelangt hierher, ohne irgend einer Seltsamkeit zu begegnen und ohne einige Male mit oder von seinem Pferde zu stürzen. Von dem inneren Lande ist wenig mehr bekannt, als daß es mit Waldbäumen und Schlinggewächsen bedeckt ist, mit einem Untergrund von Bambusgesträuch, der sich nur mit der Axt durchdringen läßt, und hin und wieder mit ebenso unwegsamen Morästen, aus welchen hunderte von fischreichen Flüssen

hervorgehen. Schlummernde Vulkane erblickt man auf verschiedenen Theilen der Insel. Die Wälder sind die Jagdgründe der Ainos, die in Allem völlig wild, ihrem Charakter nach aber sanft und harmlos sind, so daß man meint, ich könne mich in vollkommener Sicherheit unter sie begeben.

Daß eine Dame es zuerst unternimmt, in das Land der Ureinwohner zu reisen, hat freundliche Antheilnahme erweckt und der Consul Eusden hat es durch seine Bemühungen zu Stande gebracht, daß die Regierung mir einen „Schomon", eine Art amtlicher Verfügung, bewilligte, wonach mir das Recht zusteht, überall Pferde und Kulis zu 6 „Sen" für einen „Ri" zu erhalten; auch habe ich den ersten Anspruch, in den Häusern zu wohnen, welche den Beamten und ihren Gefolgschaften vorbehalten sind und kann überhaupt von allen Behörden Hülfe und Beistand verlangen. Der Statthalter hat auch auf telegraphischem Wege die Behörden jenseits der Vulkansbai angewiesen, mir das Dampfschiff und die Kurumas der Regierung zur Verfügung zu stellen. Durch dieses Dokument wird mein Paß überflüssig und meine Reise sehr leicht gemacht.

Hier, wo Reis und Thee eingeführt werden müssen, betragen die Unkosten in den Yadoyas überall 30 Sen für den Tag, wobei drei Mahlzeiten gerechnet sind, gleichviel ob man sie genießt oder nicht. Pferde sind reichlich vorhanden und billig, aber nur klein und nicht für schwere Lasten geeignet. Sie sind ganz unbeschuhet und obgleich ihre Hufe nur niedrig und an den Rändern aufgekippt sind, so bewegen sie sich doch mit Leichtigkeit auf rauhem Boden und legen binnen einer Stunde über vier englische Meilen zurück, wobei sie dem sogenannten Frontepferde folgen. Mago sind hier nicht gebräuchlich, sondern ein Mann reitet vorauf; wenn man aber ein solches Frontepferd erhalten kann, so geht es auch ohne Reiter. Jeden Morgen werden eine Menge Pferde von den Hügeln herunter getrieben und in den „Corrals" der Dörfer so lange aufbewahrt, bis man sie gebraucht. Da sie so wohlfeil sind, so werden sie nicht gut behandelt. Gewöhnlich ist ihr Rücken durch den Packsattel zerscheuert, denn man hält die beladenen Thiere noch zu schneller Gangart an.

Da es mir Mühe machte, ein Pferd zu bekommen, so schickte mir der Consul ein Reitpferd von der Regierung, ein hübsches

aber träges Thier, das ich selten in Galopp zu setzen vermochte. Ito ließ ich mit dem Gepäck nachfolgen und genoß auf diese Weise des Vergnügens, einsam reiten und meinen Schritt selber bestimmen zu können.

Es begegneten mir Züge von Pferden, die mit Hirschfellen beladen waren, und ich überholte andere, mit Sake und Manufakturwaaren befrachtet, und jedes Mal hatte ich einen Kampf mit meinem zur Geselligkeit geneigten Thiere. In zwei Dörfern war es mir neu, zu sehen, daß die kleinen Läden Zündhölzer, baumwollene Schirme, Stiefel, Bürsten, Schuhe, Schiefertafeln und Stifte, eingerahmte Bilder, feuergefährliche Kerosene-Lampen und rothe und grüne Bettdecken enthielten; alle diese Artikel, mit Ausnahme des letzteren, welcher ohne Zweifel aus englischem Schoddy bestand, waren Nachahmungen von fremden Manufakturwaaren und mehr oder weniger geschickt angefertigt. Die Straße geht fünfzehn englische Meilen weit bergauf, zieht sich durch Nanai, ein nettes Dorf nach europäischem Zuschnitt, auf einem fruchtbaren Boden, einer der Oerter, wo die Regierung Akklimatisirungs- und landwirthschaftliche Versuche anstellt, und geht dann gerade in die Gebirge. Von dem Gipfel eines steilen Hügels erblickt man die Spitze von Hakodate, die sich wie eine Insel in der dunkelblauen See ausnimmt, und von einem noch höheren Hügel hat man eine herrliche Aussicht nordwärts auf den Vulkan mit seinem nackten, röthlich schimmernden Gipfel, der sich über drei hübsche, mit Wald umgebene Seen erhebt. Dies sind die plötzlich aufsteigenden nackten Felsgipfel, nach denen ich mich unter dem ermüdenden Grün der Hauptinsel sehnte, und die silbern schimmernden Seen, welche gleichsam die Augen im Antlitz der Natur bilden. Es war entzückend, in völliger Stille und von balsamischen Düften umflossen, nach dem Rande des Wassers hinabzusteigen, kein geräuschvolles, einförmiges, graues Dorf zu erblicken, sondern nur ein einzelnes, unregelmäßig gebautes Haus in einer reizenden Umgebung.

Der größte Theil der Straße ist äußerst unbequem; an den Seiten tiefe Spalten und in der Mitte ein Steig, erhöhet durch Aufschüttungen von Erde, die man in vielen hundert Ladungen durch Saumrosse hinaufgeschafft hat. Man hat vorausgesetzt, daß dieser Steig von Wagen benutzt werden könne, ein scheues

Pferd oder ein ungeschickter Führer würde sie jedoch umwerfen. Wie die Straße gegenwärtig ist, so ist sie nur gangbar für Packpferde, welche jetzt, wo die Brücken zerbrochen sind, in Gebrauch genommen werden. Ich kam an einer Reihe von Pferden vorüber, welche mit Reisbier beladen waren und nach dem Innenlande gingen. Das Volk von Yezo trinkt stark und die armen Ainos in lästerlicher Weise. Unterwegs stieg ich ab, um mich durch Bergsteigen zu erholen; der lose gegürtete Sattel hatte sich inzwischen verschoben, war bis unter den Bauch des Pferdes gerutscht und ich vermochte nicht, ihn wieder in die Höhe zu bringen. Bald darauf begegneten mir zwei Japanesen mit einem Zug Packpferde, die mit Hirschfellen beladen waren; sie legten nicht nur den Sattel wieder zurecht, sondern hielten mir auch den Steigbügel beim Aufsteigen und verbeugten sich höflich, als ich weiter ritt. Wer könnte ein so höfliches und freundliches Volk nicht lieb gewinnen!

Mori, an der Vulkanbai.

Selbst Ginsainoma ist kein Paradies, nachdem es dunkel geworden ist, und ich wurde durch die Moskitos frühzeitig zu Bette getrieben. Ito ist auf dieser Tour in vortrefflicher Laune und liebt, wie ich, die Freiheit des Seebezirks. Er benimmt sich auch sehr höflich und angenehm, richtet Alles nach meinem Behagen ein und ist sehr stolz auf die Vollmacht der Regierung, womit er sich in den Gasthäusern und auf den Transport-Aemtern breit macht. Der vorgestrige Tag war düster und leblos und ein sieben Meilen weiter Ritt auf sandigem Wege durch einförmige Wälder und Sümpfe, auf einer Seite den Vulkan, auf der anderen bewaldete Hügel, war langweilig und ermüdend. Dörfer giebt es nicht, sondern nur einige ärmliche Theehäuser und auf der anderen Seite der Straße lange Schuppen, worunter Tröge mit Pferdefutter stehen. Hier geht Niemand zu Fuße und die Männer reiten schnell; sie sitzen dabei oben auf dem Packsattel und halten die Beine gekreuzt auf dem Hals der Pferde; ihr Kopf ist mit einem großen Hute bedeckt. Auf hundert Pferde ist eines zu rechnen, das mit dem Koller behaftet ist, und die Thiere sind zuweilen dermaßen gereizt, daß sie plötzlich zu Boden stürzen und Reiter und Last abwerfen. Ich sah einen solchen

Vorfall zwei Mal. Oft überträgt sich der Koller sogar auf den Reiter.

Mori ist ein großes verfallenes Dorf, nahe am südlichen Ende der Vulkanbai, ein wilder, traurig aussehender Ort auf sandigem Strande, mit vielen übel berüchtigten Lokalen und Personen. Einige Yadoyas sind nicht anständig, die meinige gefällt mir jedoch und gewährt mir eine hübsche Aussicht auf den Vulkan, der an einem Punkte der Bucht liegt. Das Dorf ist kein Ankerplatz, wenngleich es einen unvollendeten Steindamm von 345 Fuß Länge hat. Hier ist die Dampffähre, welche über die Mündung der Bucht führt, ein hundert englische Meilen langer, unbequemer Reitweg umgiebt die Bai und eine Landstraße führt in das Innere. Aber der Ort ist vereinsamt und verfallen. Gestern Abend ging es sehr lärmend in dem Wirthshause her, denn einige Reisende, die neben mir wohnten, hatten Gauklerinnen gemiethet, welche bis um zwei Uhr morgens spielten und sangen und die ganze Gesellschaft sprach dem Reisbiere wacker zu. Unter diesem schon nördlichen Breitengrade schwindet der Sommer bereits. Die Blüten, welche bei meiner Ankunft in voller Pracht prangten, haben schon reife Samen und eine gelbe Färbung auf einer Hügelseite oder ein röthlicher Anflug der Anhornblätter verrathen hin und wieder die Annäherung des herrlichen kühlen Herbstes.

Die Reisenden in dem angrenzenden Zimmer unterhielten sich jeden Tag mit einem Spiele, welches ich überall in Japan sah, wo irgend Leute die Zeit tödten wollten. Dieses beliebte Erholungsmittel heißt „Go" und besteht aus 180 weißen Steinen, die aus Muschelschalen geschnitzt sind, und 181 schwarzen Kieseln. Das Brett ist in 361 Felder getheilt und es kommt beim Spiele darauf an, sich auf einen gewissen Raum zu beschränken und den Gegner zu hindern, dasselbe zu thuen. Der Tisch, worauf das Brett gelegt wird, heißt „Go-ban" und hat unten eine viereckige Höhlung, woran sich eine schreckliche Sage knüpft: wenn nämlich eine dritte Person sich in das Spiel mischt oder einem der Spieler seinen Rath ertheilt, so soll ihm, dem alten Spielgesetz gemäß, das Haupt abgeschlagen und in jene Höhlung gelegt werden, die deshalb auch den abschreckenden Namen „Blutsammler" führt. Diese Leute spielen „Go" von

sieben Uhr morgens bis um elf Uhr in der Nacht. Das japanische Schachspiel, „Schogi" geheißen, fand ich nicht so allgemein verbreitet wie das „Go".

Yubets, auf Yezo.

Der laute Ruf: „das Dampfboot!" und der Zusatz: man könne nicht eine Minute warten, störte das Gospiel und alles Andere und in glühender Sonnenhitze eilten wir den Steindamm hinunter und wurden mit einem Haufen Japanesen an Bord eines Dampfschiffes gebracht, das nicht geräumiger war, als ein großes verdecktes Boot. Die Eingeborenen wurden in eine Höhle unter Dach gepackt und mich führte man sehr höflich auf das Vorderkastell nach einem abgeschlossenen Platze von 25 Fuß im Quadrat, der zum Theil mit Tauknäulen angefüllt war; hier überließ man mich einer würdevollen Einsamkeit und den forschenden Augen von vier Personen, welche unaufhörlich durch die Fenster lugten. Der Dampfer hatte drüben zwei Tage lang auf mich gewartet, zum großen Mißvergnügen zweier Fremder, die nach Hakodate zurückkehren wollten, und zu meinem eigenen Verdruß.

Es war ein köstlicher Tag; der Schaum kräuselte sich auf dem wundervoll blauen Wasser, und im Sonnenlicht glühete die rothe Asche des Vulkans, der den südlichen Punkt der Bucht bildet. Dieser elende Dampfer, dessen Kessel so oft „krank" sind, daß er sich gar nicht wieder erholen kann, ist das einzige Mittel, um die neue Hauptstadt zu erreichen, wenn man nicht einen sehr unbequemen Umweg einschlagen will. Es würde ein nützlicher Kostenaufwand sein, wenn man den Damm vollenden und ein taugliches Dampfschiff zur Ueberfahrt herstellen wollte.

Es wehete eine starke, uns günstige Brise, trotzdem brauchten wir sechs langweilige Stunden, um fünf und zwanzig englische Meilen zurücklegen und erst um acht Uhr abends erreichten wir die Mororan-Bucht, die fast gänzlich vom Lande eingeschlossen und von waldigen steilen Hügeln begrenzt ist; dicht am Ufer ist das Wasser tief genug für die fremden Kriegsschiffe, welche sich, zum Nachtheile der Stadt, hier zuweilen vor Anker legen. Wir wurden in überfüllten „Sampans" ausgeschifft und mehrere Leute fielen, zu ihrem eigenen Vergnügen, in das Wasser. Die Diener der verschiedenen Wirthshäuser kommen mit großen

Papierlaternen herab, um Gäste zu gewinnen und die vielen buntfarbigen, durch einander schwebenden Lampenlichter gewährten einen fast ebenso zauberischen Anblick wie der Abglanz der Sterne in dem regungslosen Gewässer. Mororan ist eine kleine Stadt, höchst malerisch an dem steilen Ufer einer lieblichen Bucht gelegen; darüber erhebt sich noch eine andere reich bewaldete Höhe, zu welcher steinerne Treppen nach den dort befindlichen heiligen Stätten hinauf führen. Hinter diesem Hügel liegt das erste Aino-Dorf an der Küste.

Die lange unregelmäßige Straße ist ziemlich malerisch; ich wurde jedoch betroffen durch den ungewohnten Anblick von Herumtreibern und von dem wüsten Aeußeren des Ortes selber, hervorgebracht durch eine Anzahl liederlicher Lokale und Wirthshäuser, welche dem Gesindel als Zufluchtsstätten dienen. Ich konnte nur ein sehr kleines Zimmer in einer ärmlichen und schmutzigen Schenke erhalten, wo jedoch keine Moskitos waren und ich ein gutes Gericht Fisch verzehrte. Der Statthalter schickte mir frühzeitig seine Karte und ließ fragen, ob ich irgend etwas sehen oder unternehmen wollte; da jedoch der Morgen düster und unfreundlich aussah, so wollte ich weiter reisen und bald nach neun Uhr stieg ich in den Kuruma, der vor der Thüre eines Wirthshauses hielt. Dieser Kuruma ist hier der einzige und wird von der Regierung gehalten, um Kranke nach dem Hospital zu bringen. Ich saß sehr unbequem aber geduldig eine halbe Stunde lang und unterhielt mich nur damit, zu beobachten, wie Ito mit einem sehr hübschen Mädchen sponsirte. Es versammelten sich viele Müßiggänger, aber Keiner kam, um den Wagen zu ziehen, bis endlich die traurige Wahrheit offenbar wurde, daß die drei Kulis, welche angestellt waren, sich davon gemacht hatten und vier Polizisten nach ihnen suchten. Ich ging nun auf einem geschlängelten Pfade den steilen Hügel hinter der Stadt hinauf und traf einen angenehmen jungen Japanesen, welcher englisch sprach und Mororan für den schlechtesten Ort auf Yezo erklärte. Nachdem ich mich noch zwei Stunden über den Zeitverlust geärgert hatte, erschien Ito mit den Pferden und stammelte wüthend: „Nichtswürdigere Kulis giebt es in ganz Japan nicht; die ersten sind weggelaufen, nachdem sie bezahlt worden waren; dann sind noch zwei durchgebrannt, und die drei, welche jetzt

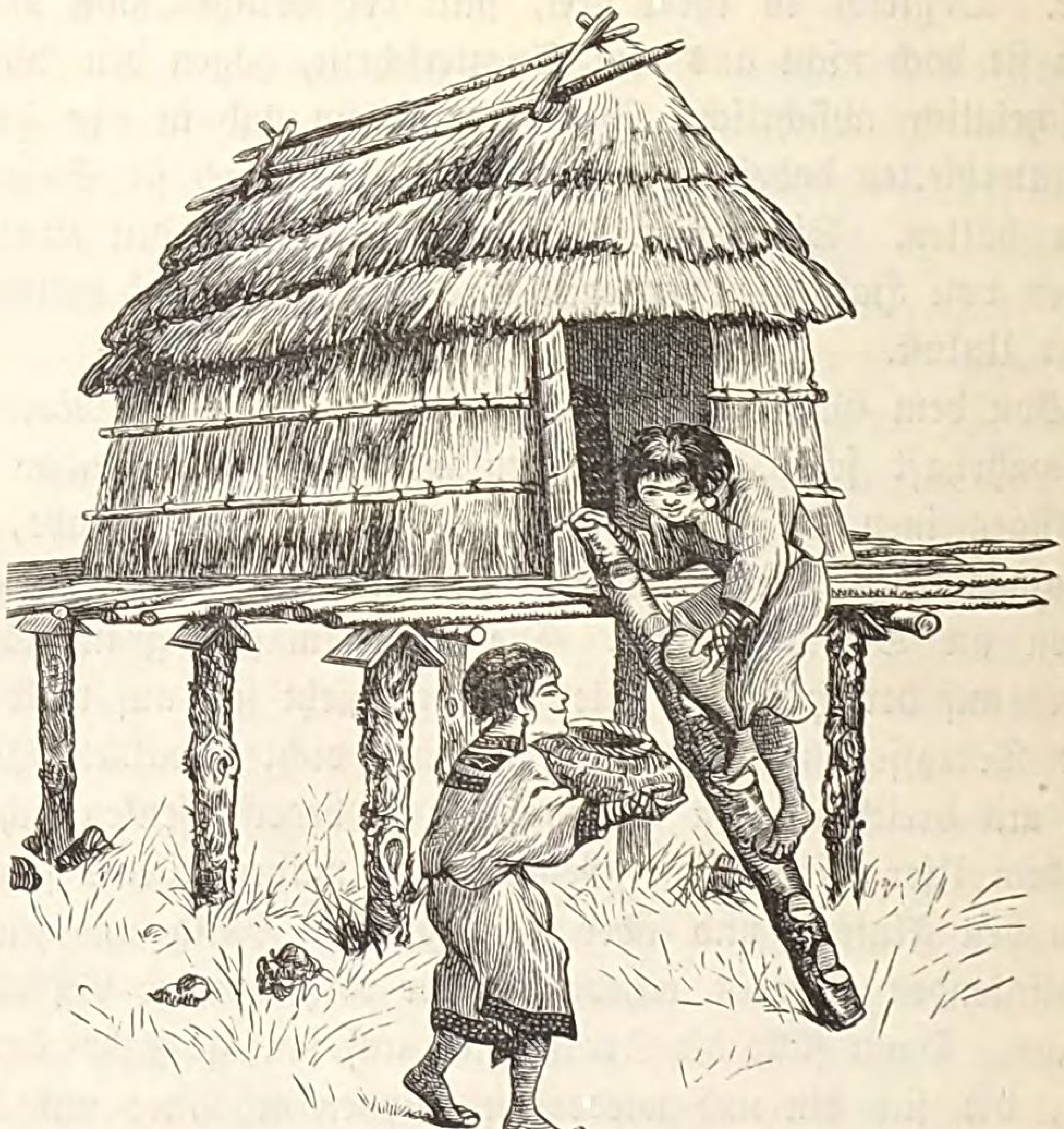
kommen, haben sich für vier bezahlen lassen. Der Transport-Beamte sagte, er müßte sich vor der fremden Dame schämen und der Statthalter ist vollends in Wuth."

Außer dem Zeitverlust war für mich nichts Aergerliches an der Sache; als jedoch die drei Läufer mit dem Kuruma ankamen, erschienen sie mir äußerst schurkenhaft in ihrer schäbigen Kleidung. Ich gab deshalb Ito mein Geld in Verwahrung, als ich ihn wegen des Relais zwölf Meilen weit vorausschicken mußte. Obgleich es ihrer drei, statt der üblichen zwei waren, kamen sie doch nicht aus dem Spazierschritt, zogen den Wagen, wahrscheinlich absichtlich, über jeden Stein und in jede Furche und unterhielten dabei ein wüstes Geschrei, als ob sie Steine zu karren hätten. Sie haben keine Aehnlichkeit mit den Kuruma-Läufern von Hakodate, verstehen ihre Arbeit nicht und vollführen sie mit Unlust.

Von dem Gipfel der Höhe gesehen, erscheint die Mororan-Bai wahrhaft schön. Die Küstenlandschaften von Japan sind im Allgemeinen die herrlichsten, die ich je gesehen habe, mit Ausnahme eines Theils von Hawaii, und diese hier steht keiner anderen an Schönheit nach. Die unregelmäßige graue Stadt, darüber auf der Höhe ein alter Tempel, zieht sich auf waldigen, steilen Terrassen um die Bucht herum; dicht bewaldete Hügel, völlig mit breitblättrigen Schlingpflanzen bedeckt, senken sich jäh nach dem Ufer hinab; die Gehänge des wilden Weins spiegeln sich in den Fluten; und über dem dunklen Wald und jenseits des blinkenden Meeres erhebt sich der rothe spitzige Gipfel des Vulkans. Dann fällt die Straße steil auf sandige Schwellungen herab, die sich hin und wieder zu Klippen erhöhen; und dann sah ich zum ersten Male eine wogende Meeresfläche, die sich vom Ufer aus Tausende von Meilen weit in die Ferne erstreckt. Durchblicke nach dem stillen Ocean, ein unbebautes und unbewohntes ebenes Sumpfland, eine entfernte Hügelreihe, zum Theil bewaldet, — dies waren die wechselnden Landschaftsbilder, bis ich Horobets erreichte, ein Dorf auf sandigem Boden in der Nähe des Meeres, mit einer gemischten Einwohnerschaft von Ainos und Japanesen.

In diesen gemischten Dörfern sind die Ainos gezwungen, in einer ehrerbietigen Entfernung von den Japanesen zu leben, die

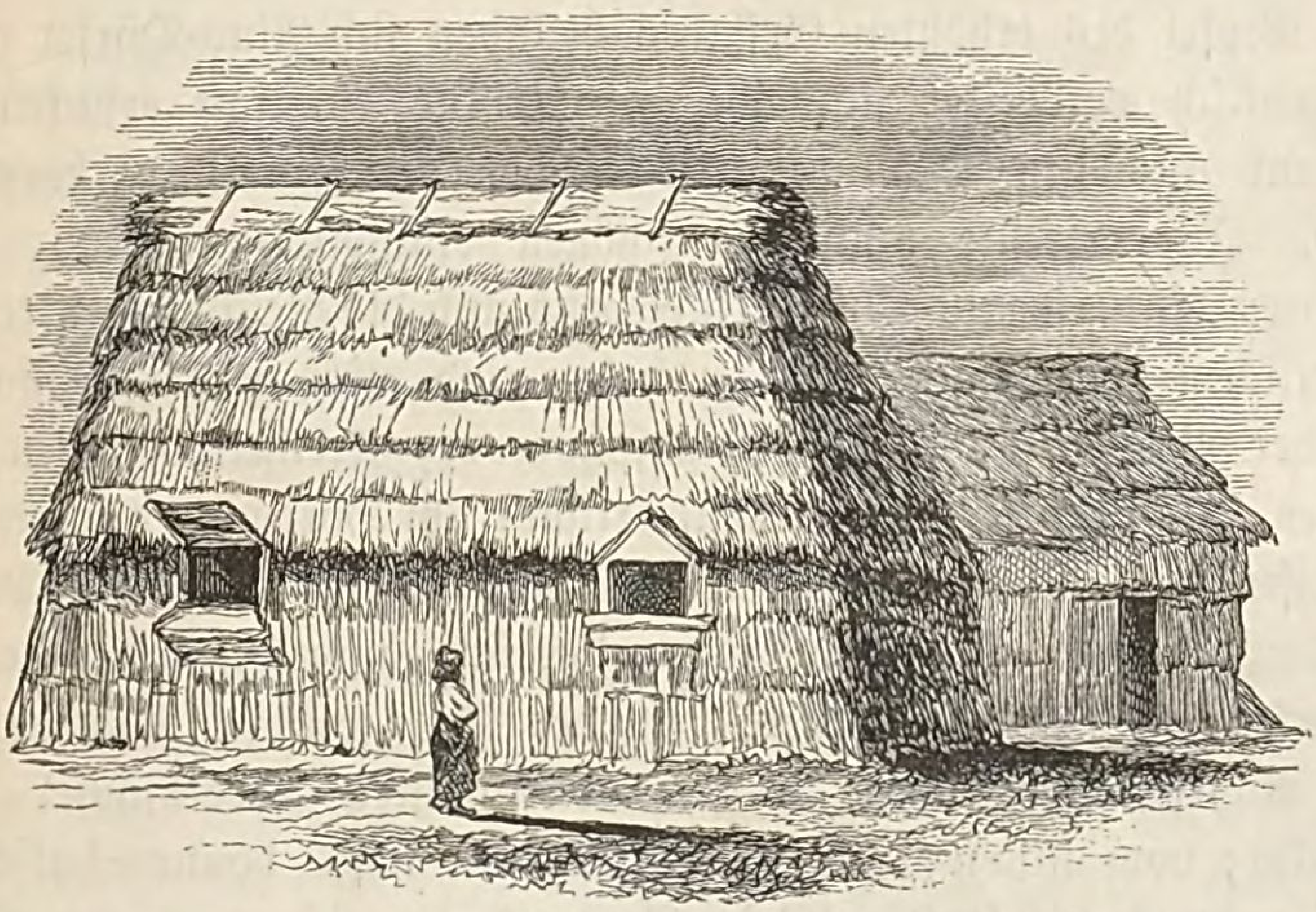
sie häufig an Zahl übertreffen; in Horobets zum Beispiel sind sieben und vierzig Aino- und nur achtzehn japanische Häuser. Die Ainodörfer sehen größer aus als sie in Wirklichkeit sind, weil fast jedes Haus eine „Kura" hat, die mittelst hölzerner Stelzen sechs Fuchs über den Boden erhöhet ist. Die Häuser gleichen eher den polynesischen als den japanischen, da sie aus Rohr bestehen, das sehr sauber auf ein hölzernes Zimmerwerk befestigt ist. Sie haben kleine Fenster und sehr hohe Dächer



Lagerhaus in Horobets.

mit spitzem Giebel. Das Strohdach besteht aus sauber neben einander gelegten Schichten und die Balken der Firste sind mit Rohr bedeckt und verziert. Die Ainos an der Küste leben fast alle von Fischfang, in dieser Jahreszeit gehen jedoch die Männer in die Wälder, um Hirsche zu jagen. An dieser Küste sind viele Namen mit der Endsilbe „bets" oder „pets" zusammengesetzt, die so viel wie „Fluß" bedeutet, wie Horobets, Yubets, Monebets u. a.

Der Transport-Agent hatte sich anfänglich geweigert, Kuruma-Läufer anzuschaffen, bis Ito meinen Schomon aufwies. Ich konnte nun meine Reise fortsetzen, während Ito nach Schiraoi vorauf ritt, um mein Zimmer zu bestellen. Die drei Ainos, welche den Kuruma auf der ganzen Station zogen, ohne anzuhalten, nahmen einen Knaben und drei gesattelte Pferde zur Rückkehr mit; sie ritten und zogen abwechselnd; zwei jüngere zogen stets zwischen den Scheerbäumen, während ein älterer Mann von hinten stieß. Sie zeigten sich sehr freundlich und so höflich, in einer neuen Art, daß ich nicht gewahr wurde, mitten unter Wilden allein zu sein. Die Bursche waren jung und



Aino-Wohnungen.

bartlos, hatten dicke Lippen und einen großen Mund, und mir kam es vor, als ob sie sich am meisten dem Eskimo-Typus näherten. Auf beiden Seiten des Gesichts fiel das weiche schwarze Haar in reicher Fülle herab. Der erwachsene Mann war kein reiner Aino. Sein dunkles Haar war nicht dick und hatte, wie auch der Bart, einen bräunlichen Schimmer. Niemals sah ich ein Antlitz von solcher vollkommenen Schönheit der Züge und des Ausdrucks, mit solchem erhabenen, sanften und klugen Blick. Seine Manieren waren höchst anmuthig und er sprach sowohl die Ainosprache wie das Japanische in dem tiefen musikalischen Tone, welcher der Mundart der Urbewohner eigenthüm-

lich ist. Diese Ainos legten niemals ihre Röcke ab, sondern ließen sie nur von einer oder beiden Schultern herabfallen, wenn es sehr warm war.

Der Weg von Horobets nach Schiraoi ist einsam, und man trifft auf der ganzen Straße nur vier oder fünf Häuser an. Er ist breit und gerade, ausgenommen da, wo er sich einen Hügel hinauf zieht oder in das innere Land abbiegt, und geht durch eine breite sumpfige Ebene, die mit hohen wilden Pflanzen bewachsen ist. Diese Ebene erstreckt sich von dem hohen Gestade, welches das Meer aufgeworfen hat, zwei Meilen weit landein bis zu einer hohen bewaldeten Felsenwand, hinter welcher das mit Wald bedeckte Gebirge des inneren Landes beginnt. Auf dem Gipfel des erhöhten Gestades befinden sich Aino-Dörfer und gelegentlich verbreitet sich über die Ebene ein fast erstickender Gestank aus den Schuppen, in welchen der Fischthran bereitet wird. Ich erfreute mich des schönen Nachmittags, froh, die Grenzen eines stereotypen Kulturlebens und die Beschwerden einer japanischen Reise hinter mir zu haben und mich in der Einsamkeit der Natur und in der Atmosphäre der Freiheit bewegen zu können. Es lag Alles im Dämmerlicht: am Horizonte der dunkle Streifen des Meeres, über der wüsten Ebene der graue Pfad mit den grauen Telegraphenstangen, der sich einförmig in die Ferne erstreckte. Die Brise wehete von der See herüber, raschelte in den Rohrsträuchern und wiegte die schlanken Federbüschel der Eulalia; vom stillen Ocean her drang ein tiefes donnerähnliches Getöse durch die Luft. Mein Geist erholte sich in dieser Einsamkeit, die mit Poesie und Musik erfüllt war.

Aufwärts zog sich der Weg und dann einen steilen Hügel hinab und dann wieder in ein Strauchwerk. Die Männer machten am Rande eines Abhangs Halt, der auf das steinige Ufer eines schäumenden Flusses hinabführte. Das Wasser dieses schönen Stromes war klar und blaugrün, roch aber nach Schwefel, den es wahrscheinlich aus einer oben gelegenen Mineralquelle aufgenommen hatte. Ueber den Fluß führten zwei runde Balken, die einen Fuß breit aus einander lagen. Ich versuchte, an der Hand des Aino hinüberzugehen; die Balken lagen jedoch nicht fest und ich bezweifle, daß irgend Jemand in Stiefeln hinüber gelangen könne. Der schöne Aino winkte mir, zurückzukommen

und mich auf seine Schultern zu setzen; kaum war er jedoch einige Schritte weit gelangt, als die Balken derartig schwankten und zitterten, daß er genöthigt war, vorsichtig umzukehren, wobei ich genugsam an Angst und Schwindel zu leiden hatte. Dann trug er mich durch das brausende Wasser, das ihm bis an die Schultern reichte, eine Strecke weit durch ein morastiges Gebüsch und dann das steile Ufer hinauf. Zuletzt bemüheten sich die vier Männer, mit der größten Geschicklichkeit den Kuruma auf ihren Schultern über das Wasser zu tragen, wobei sie sich höchst besorgt zeigten, daß er benetzt werden könnte.

Als es dunkelte, erreichten wir Schiraoi, ein Dorf mit elf japanischen und ein und funfzig Aino-Häusern, nahe an der See gelegen. Es ist dort eine große Yodoya nach alter Art; Ito hatte jedoch eine hübschere neue gewählt. Als ich ankam, verkündete er mir die frohe Botschaft, daß ein Stück frischen Lachses über den Kohlen briete, und da das Zimmer rein und angenehm war und ich großen Hunger verspürte, so ließ ich mir die Mahlzeit beim Lichte einer Fischthranlampe ebenso gut behagen wie jeden anderen Genuß dieses Tages.

Sarufuto.

Die Nacht war zu kalt, um zu schlafen. Als ich bei Tagesanbruch großen Lärm hörte, blickte ich hinaus und sah etwa hundert Pferde die Straße entlang galoppiren, hinter ihnen her zwei berittene Ainos und eine Anzahl großer Hunde. Hunderte von Pferden leben fast wild auf den Hügeln und wenn die Ainos eine Menge davon zusammengebracht haben, so treiben sie dieselben geschickt in den Corral, wo die besten für den täglichen Gebrauch ausgewählt, und die übrigen, das heißt diejenigen, deren Rücken schon am schlimmsten durchscheuert ist, wieder losgelassen werden. Dieses Getrappel von den unbeschuheten Pferden ist der erste Lärm, den man des Morgens in den Yezo-Dörfern vernimmt.

Ich schickte Ito frühzeitig vorauf und folgte mit drei Ainos nach. Dreizehn englische Meilen weit geht der Weg vollkommen eben über Sandflächen und Sümpfe, ziemlich einförmig aber doch nicht ohne besonderen Reiz. Man erblickte morastige Seen mit wilden Enten und weißen Wasserlilien; die Flächen umher

waren mit Rohrgras, Blumen und Unkraut bedeckt. Der frühe Herbst hat viele Blumen welk gemacht; es bleiben aber noch genug, um zu zeigen, wie schön die jetzt gebräunten Gefilde im Sommer gewesen sein müssen. Eine Zwergrose von dunkler karmoisin Farbe, mit orangefarbenen, mispelförmigen Früchten und Blumenkronen von drei Zoll im Durchmesser, gehört zu den charakteristischen Produkten von Yezo; außerdem eine große rosenrothe Winde, eine blaue Glockenblume mit reihenweise stehenden Glöckchen, der japanische Eisenhut, die prunkende Calystegia soldanella, purpurrothe Astern, Parnassus-Gras, gelbe Lilien und eine kriechende Pflanze, deren zart geformte Blätter gar nicht in die grobe Umgebung zu gehören scheinen, mit rothbrauner, glockenförmiger Blüte, besonders merkwürg durch den Stand des Stengels, die grünen Staubfäden und einen ekelhaften faulen Geruch, durch den wahrscheinlich eine widerwärtig aussehende Fliege angezogen wird, die den Beruf hat, die Befruchtung zu verbreiten.

Wir holten vier junge und hübsche Ainofrauen ein, die auf ihren nackten Füßen wacker einher schritten. Nachdem sie eine Zeit lang mit den Männern gescherzt hatten, hielten sie sich zum Kuruma und unter Geschrei und Gelächter liefen alle sieben eine halbe Meile weit um die Wette. Bald darauf erreichten wir ein kleines Theehaus und die Ainos zeigten mir das Strohbündel und deuteten zugleich auf ihren geöffneten Mund, um mir verständlich zu machen, daß sie anzuhalten und zu essen wünschten. Später überholten wir vier berittene Japanesen, mit denen die Ainos eine beträchtliche Strecke weit um die Wette liefen — durch diesen Wettlauf gelangte ich schon zur Mittagsstunde nach Tomakomai, einem erbärmlichen Ort, wo die Dächer der Häuser mit Rasen gedeckt und reichlich mit Unkraut bewachsen sind. Nahebei ist der Vulkan Tarumai, ein grauer Kegel, dessen Fuß mit vielen Tausenden todter Bäume umgeben ist. So grau und ruhig sah er seit vielen Jahren aus, daß das Volk meinte, er sei zu endloser Ruhe gelangt, als er jüngst, an einem schwülen Tage, seine Kappe abwarf und das ganze Land meilenweit mit brennenden Kohlen und Asche bedeckte und die Wälder auf seinen Seiten niederbrannte; die Asche fiel auf die Dächer von Tomakomai nieder und funfzig Meilen weit bis zum Cap Erimo.

An dieser Stelle wendet sich die Straße und die Telegraphendrähte landeinwärts nach Satsuporo und nur ein Reitweg zieht sich nach Nordosten und windet sich etwa sieben hundert englische Meilen lang um die Insel. Zwischen Mororan und Sarufuto erblickt man überall Spuren von alter und neuer vulkanischer Thätigkeit, Bimsstein, Tuff, Conglomerate und hin und wieder Lagerungen von hartem Basalt, ganz mit frischem Bimsstein bedeckt, der von Schiraoi ostwärts alle Gegenstände überzogen hat.

In Tomakomai nahmen wir Pferde, und da ich meinen eigenen Sattel hatte, so wurde mir in Japan zum ersten Male das Vergnügen zutheil, zu einem annähernd regelrechten Ritt zu gelangen. Ich traf hier die Frau eines Arztes aus Satsuporo, die auf einer weiten Reise begriffen war, wobei sie rittlings auf dem Packsattel saß und sich verschleifter Taue statt Steigbügel bediente. Sie ritt gut, schwang sich behende in meinen Sattel und führte einige Reiterstücke mit der Geschicklichkeit einer Kunstreiterin aus, indem sie versicherte, sie würde sich glücklich fühlen, wenn sie einen solchen Sattel besäße.

Ich war froh, nach Satsuporo aufzubrechen und die betretenen Pfade zu verlassen. Vor mir sah ich, in weite Ferne ausgedehnt, unstete, sandige „Machirs“, wie man sie auf den äußeren Hebriden findet, wüstenähnlich und öde, fast gänzlich mit Zwergrosen und Glockenblumen bedeckt, ein Steppenland, auf welchem man einen beliebigen Weg einschlagen kann. Ich schickte die Anderen vorauf, folgte ihnen im „Yezo-Schritt“, wagte aber bald einen anhaltenden Galopp auf dem elastischen Boden. Dabei hatte ich jedoch die absonderlichen Eigenschaften der Yezo-Pferde nicht in Betracht gezogen und mich nicht darum bekümmert, ob das meinige ein „Frontepferd“ sei. Als wir in voller Eile waren, erreichten wir die Anderen und mein Pferd machte so plötzlich Halt, daß ich über seinen Hals hinüber flog. Als Ito sich umschauete, sah er nur, wie ich den Sattelgurt wieder befestigte und ich habe ihm auch meinen Unfall nicht erzählt.

Nachdem wir acht englische Meilen an diesem luftigen Belt entlang geritten waren, zur einen Seite das Meer, zur anderen die Wälder, kamen wir nach Yubets, einem Orte, der mich so

fesselte, daß ich beabsichtige, wieder zu ihm zurückzukehren; ich muß jedoch gestehen, daß seine Reize mehr in seinen Mängeln als in seinen Eigenschaften bestanden, und Ito meinte, er müßte sterben, wenn er hier zwei Tage verweilen sollte. Der Ort sieht aus wie das Ende aller Dinge und als ob Oede und Verlassenheit nicht weiter gehen könnten. Auf drei Seiten eine Sandstrecke; ein Fluß, der auf seinem Wege zum Meere aufgehalten und durch die Höhe des vom Meere aufgeworfenen Gestades gezwungen wurde, sich langsam hinzuschleppen, um einen Abfluß zu suchen; ein ferner Waldgürtel, der sich in formlose, blau und grau schimmernde bewaldete Höhenzüge verliert; das weite Meer, das zwar jetzt außerhalb des Gesichtskreises liegt, aber doch in der Vorstellung verbleibt, — dies sind die Umgebungen, die man von zwei hohen Aussichtspunkten wahrnimmt; außerdem einige Schuppen, wo Fischthran gesotten wird, vier oder fünf japanische Häuser, vier Ainohütten auf dem Gipfel des Gestades, das sich über den Fluß wegzieht, und eine graue Baracke mit einem achtzehn Fuß langen Flur, auf dessen jeder Seite sich kleine Zimmer befinden; an einem Ende ein mit Kies bedeckter Hof, nach welchem zwei Zimmer hinaus liegen, an dem anderen Ende eine ungeheuer große Küche mit dunklen Winkeln und geschwärztem Balkon — ein verwunschener Aufenthaltsort. Man sollte meinen, es hätte eine besondere Absicht vorgelegen, die Häuser so weit aus einander zu bauen. So wenige vorhanden sind, so sind sie doch in dieser Jahreszeit nicht alle bewohnt und man sieht nur grauen Sand, spärliches Gras und einige Wilde, die umher kriechen.

Ein Fischerdorf macht stets einen geisterhaften Eindruck auf mich. In der langen grauen Mauer der langen grauen Baracke waren viele elende Fenster. Als wir Aufnahme begehrten, erschien an einem Fenster ein dummes Gesicht und verschwand dann wieder. Dann wurde ein Thorweg geöffnet und wir ritten in den Hof. Dreißig oder vierzig Zimmer, die zwischen dem Hofe und der Küche lagen, waren völlig öde und verlassen und nur mit Netzen und Fischerwerkzeug gefüllt. Der Wind fegte durch den langen Flurgang, rasselte durch die Wandschirme und warf die Schindeln von dem Dach; die Ratten jagten sich von einem Ende zum anderen. Ich begab mich nach der großen

schwarzen Küche, um eine Spur von geselligem Leben aufzusuchen, fand aber nur ein wenig glühende Asche, eine Papierlampe, einen dumm aussehenden Menschen, der sein Geschick zu betrauern schien, und zwei verlassene Knaben. In der Jahreszeit, wo der Fischfang stattfindet, beherbergt die Baracke 200 bis 300 Menschen.

Ich ging über den langweiligen Fluß nach dem Meeresgestade und fand dort offen stehende, geschwärzte Schuppen, verlassene Rohrhütten und lange Speicher voll stinkender Kessel, in welchen der Thran aus den vorjährigen Fischen gekocht worden war. Einige Ainos, in Felle gekleidet, streiften wie Geister über die Sandbänke; außerdem sah ich nur zwei oder drei Hütten, eine Anzahl Wolfshunde, einige lange Böte, das Gerippe von einer gescheiterten Jonke, eine Menge verblichenen Treibholzes, eine dunkelgraue Sandbank und eine dunkelgraue Meeresstrecke unter einem düsteren windigen Himmel. An diesem Theile der Küste läßt der stille Ocean seine Wuth aus und hat eine hohe Anhäufung von Sand aufgeworfen. Wenn man seewärts von derselben hinabsteigt, so erblickt man nichts als Meer und Himmel und einen grauen Strandbogen, meilenweit bedeckt mit seltsam geformtem, verblichenem Treibholz und Trümmern von Waldbäumen, welche die Flüsse herunter geschwemmt und Wochen, Monate lang umher geschleudert haben, bis die unermüdlichen Wogen sie auf das Yubets-Gestade warfen, wo sie ihre Ruhe, eine schreckliche Ruhe fanden.

Das dumpfe Getöse der Brandung war Musik, und das seltsame Geschrei der Seevögel und der heisere Ruf der kecken schwarzen Krähen war harmonisch, denn die Natur, wo sie sich selber überlassen ist, erzeugt keine Mißklänge, weder in Tönen noch in Farben.

XXXVI.

Harmonien der Natur. — Der Wald. — Eine mißlungene Expedition. — Ein Waldpfad. — Gastfreundschaftliche Aufnahme. — Eine Sitzung mit den Wilden. — Trankopfer. — Das Weib des Häuptlings.

Aino-Hütte in Biratori, den 23. August.

Nein, die Natur hat keine Mißklänge. Am Morgen schimmerte das vollkommen ruhige Wasser in diamantenen Funken, begrenzt von einer schmalen Brandung, welche sich schäumend an dem Gestade brach. Die dunkle Bläue des Himmel wurde nur durch wenige glänzend weiße Wolken unterbrochen, deren Schatten langsam über die Ebene glitten. Im weiten Schoße der Erde sogen tausende von Blumenkronen das Sonnenlicht für ihr kurzes aber üppiges Leben; wellenförmige Höhenzüge schlummerten in tiefem, dunkelblauem Schatten; die jenseits gelegenen höheren Berge setzten sich in hellerer Färbung gegen den Grund des Himmels ab. Selbst die wenigen grauen Häuser von Yubets wurden durch einen hellblauen Anflug in Uebereinstimmung mit der Umgebung gesetzt und mir gefiel sogar das laute Gekrächze der geschwätzigen, vorlauten Krähen, denn es erklang froh und wie ein gutmüthiges Gespötte.

Vor allen Dingen hatte ich ein vortreffliches Pferd, das immer durchgehen wollte und so leicht über das blumenreiche Gras galoppirte, daß ich die siebenzehn englischen Meilen bis Sarufuto mit Leichtigkeit zurücklegte. Ein gutes Pferd, guter Boden zum Galoppiren und ein klarer Himmel — mehr braucht man nicht zu einer fröhlichen Reise. Einen Mißklang in der allgemeinen Harmonie machte nur der Anblick der Ainos, dieses harmlosen Volkes, das keinen Antrieb zum Fortschritt besitzt und in jenes weite Grab hinab sinkt, welches schon so viele besiegte und unbekannte Rassen vor ihnen aufgenommen hat.

Ein berittener Polizeimann brach gleichzeitig mit uns von Yubets auf und hielt sich den ganzen Weg bis Sarufuto an meiner Seite, aber ohne ein Wort zu sprechen. Wir kamen über mehrere breite und tiefe Flüsse, die wir zum Theil durchwateten,

theils in Böten überfuhren; dann verließ der Pfad die Ebene, zog sich durch hohes Rohrgras, das dem Pferde bis an die Ohren reichte, dann einige Meilen bergauf und bergab, durch Wälder, die gänzlich aus Ailanthus glandulosus bestanden, dessen Blätter stark von der Gebirgs-Seidenraupe mitgenommen waren; den Untergrund bildete das gemeine Adler-Farnkraut. Die Lichter und Schatten dieser Gebüsche waren höchst anmuthig; lustig trabte mein Pferd die Hügel hinauf und hinunter; das Murmeln des Meeres mischte sich mit dem Sausen der Brise; zuweilen blinkte die weiße Brandung durch das grüne Laub; karmoisinrothe und blaue Libellen und Schmetterlinge flogen beständig wie glänzende Lichtstrahlen über den Weg — Alles erweckte in mir eine annähernde Erinnerung an die Küsten von Hawaii.

Wir gelangten an eine Ainohütte und einen schönen Fluß; zwei Ainos schafften die vier Personen und Pferde in einem Boote hinüber, der dritte watete im Wasser und lenkte das Fahrzeug. Sie trugen keine Kleidung; nur Einer von ihnen war behaart. Es waren stolz blickende, artige und außerordentlich höfliche Männer, die mir beim Ein- und Aussteigen behülflich waren und mir den Steigbügel hielten, als ich mich wieder zu Pferde setzte. Beim Abschiede streckten sie die Arme aus, winkten zwei Mal mit der Hand nach innen und strichen sich dann ihre langen Bärte — dies ist ihr gewöhnliches Zeichen beim Gruße.

Ein kurzer Ritt über Schieferboden brachte uns nach dem japanischen Dorfe Sarufuto, aus drei und sechszig Häusern bestehend, eine Niederlassung von Kolonisten, meistens Samurai aus der Provinz Sendai, welche dem sandigen Boden eine reiche Ernte abgewinnen. Die Gebirge, zwölf Meilen landeinwärts, sind stark mit Ainos bevölkert; einige leben in der Nähe der Dörfer und werden von den Bewohnern sehr verächtlich behandelt. Mein Zimmer liegt nach der Dorfstraße hinaus, und da es zu warm ist, um die Läden zu schließen, so stehen die Urbewohner Stunden lang und schauen in meine Wohnung.

Vor kurzem kamen Herr von Siebold und Graf Diesbach im Galopp vom Dorfe Biratori, wohin ich wollte. Der Graf sprang vom Pferde und lief auf mich zu, mit dem Rufe: Les puces! les puces! Sie brachten den Aino-Häuptling Benri mit

sich, einen stolzen, aber ausschweifend aussehenden Wilden. Am Abend besuchte mich Herr von Siebold und ich beneidete ihn um seine frische, saubere Kleidung ebenso, wie er mich um mein Bettgestell und mein Moskito-Netz beneidete. Sie haben schrecklich von Flöhen, Moskitos und dem allgemeinen Ungemach zu leiden gehabt und sind sehr erschöpft. Dennoch ist Herr von Siebold der Meinung, ein Besuch bei den Gebirgs-Ainos sei einer langen Reise werth. Wie ich es erwartete, so ist ihre Entdeckungsreise gänzlich fehlgeschlagen und der Lieutenant Kreitner hat sie verlassen. Ich ersuchte Herrn von Siebold, mit Ito japanisch zu sprechen und ihm vorzustellen, wie wichtig es sei, sich freundlich und höflich gegen die Ainos zu benehmen, deren Gastfreundschaft ich in Anspruch nehmen will; Ito aber zeigte sich sehr unwillig darüber und entgegnete: „die Ainos höflich behandeln! die sind nur Hunde, keine Menschen." Seitdem erzählte er mir allerhand skandalöse Geschichten über sie, die er im Dorfe zusammengerafft hatte.

Wir hatten nicht nur Nahrungsmittel für Ito und mich, sondern auch Kochgeräthe mitzunehmen. Ich wurde dem Häuptling Benri vorgestellt und obgleich derselbe erst nach einigen Tagen zurückzukehren gedachte, so war er doch bereit, uns eine Botschaft mitzugeben, um uns gastliche Aufnahme zu sichern.

Jetzt bin ich nun in dem abgelegenen Ainolande angelangt, und ich glaube, daß es zu den anziehendsten Erfahrungen meiner Reise gehört, drei Tage und zwei Nächte in einer Aino-Hütte gewohnt und das tägliche Leben vollkommener Wilden gesehen und getheilt zu haben. Sie betrieben ihre gewöhnlichen Geschäfte, als ob ich gar nicht bei ihnen wäre. Der gestrige Tag war für mich voller Anstrengung und Aufregung, denn Alles war mir neu und interessant, selbst der Umstand, daß ich von Menschen, die wenige Gedanken mit mir theilten, alles Mögliche über ihre Religion und Gebräuche zu erfahren suchte, und zwar vermittelst eines Dolmetschers. Heute stand ich früh um sechs Uhr auf, um meine Notizen zu machen und schrieb fünf Stunden lang und binnen kurzem steht wieder eine neue Wilden-Sitzung in Aussicht. Dabei kommen allerhand Störungen vor. In diesem Augenblicke nimmt ein Wilder einen Becher voll Sake vom Feuer, welches sich in der Mitte des Fußbodens befindet.

Er grüßt mich, indem er seine Hände ausbreitet und sie gegen sein Gesicht schwenkt; dann taucht er eine Ruthe in den Sake und besprengt, als Trankopfer, sechs Mal das Götzenbild, das auf dem Fußboden des Zimmers steht: ein aufrechtes Stück Holz, mit Hobelspähnen befranzt. Darauf schwenkt er den Becher mehrmals gegen sich selber, macht noch andre Libationen und trinkt. Die anderen Männer und Frauen sitzen zu beiden Seiten des Feuers. Das Weib des Häuptlings kocht; die Männer schauen unthätig den Vorbereitungen zu ihrem Mahle zu; die übrigen Frauen, welche niemals müßig sind, spalten die Rinde,



Aino-Häuser.

woraus sie ihre Kleider verfertigen. Ich nehme als Gast einen erhöheten Sitz an einem Ende der Feuerstätte ein, der mit einem schwarzen Bärenfell bedeckt ist.

Ito ist sehr gierig und selbstsüchtig und beklagt sich dabei, nach Biratori zu kommen, als ob er gepfählt werden sollte. Er hat sich zu seinem eigenen Gebrauch eine Schlafmatte und „Futons“ geliehen und während ich mich selber mit kaltem Geflügel und Kartoffeln begnügte, verschaffte er sich ein Huhn, Zwiebeln, Kartoffeln, französische Bohnen, japanische Tunke, Thee, Reis, einen Kessel, eine Bratpfanne und eine Reisschüssel.

Wir nahmen drei Pferde und einen berittenen Aino als Führer und fanden einen gangbaren Pfad für die ganze Reise. Derselbe führt gleich beim Ausgange von Sarufuto in einen Wald und ist an den Seiten mit Rohrgras bewachsen, das einem Reiter bis über den Hut reicht; da er wenig über einen Fuß breit und überwachsen war, so mußten die Pferde beständig durch die vom Nachtregen durchnäßten Blätter schreiten und ich war bald naß bis an die Schultern. Die Bäume des Waldes bestehen fast ausschließlich aus Ailanthus glandulosus und



Aino-Familie.

Zelkowa keaki, die häufig durch eine weißblühende Kletterpflanze, eine Art Hortensie, unter einander verbunden sind. Das Unterholz ist ganz abscheulich und besteht nur aus grobem Rohrgras, Knöterich, verschiedenen Doldengewächsen und einem Unkraut, das, wie all dieses unnütze Zeug, eine Höhe von fünf bis sechs Fuß erreicht. Der Wald ist still und dunkel, von diesem schmalen Pfade durchzogen und von anderen, die von Jägern herrühren. Der Hauptweg geht zuweilen in tiefe Sümpfe hinab, ist an manchen Stellen sehr holprig durch Knorren und Baumwurzeln

und zieht sich nicht selten am Rande eines steilen Abhanges entlang. Eines der Pferde stürzte beim Hinaufsteigen und rollte mehrere Fuß weit hinab, wobei beinahe unser ganzer Theevorrath verschüttet wurde. Ein andres Mal gerieth der Packsattel des Führers aus dem Gleichgewicht; Mann, Pferd und Sattel flogen den Abhang hinunter und das Gepäck nebst Töpfen und Kannen folgten nach; endlich versank mein Pferd bis an die Brust in einen Morast und ich war genöthigt, über den Hals abzusitzen, um festen Boden zu gewinnen.

Es schwebt etwas Düsteres über diesem schweigenden Lande mit seinen weiten Wiesenflächen und Wäldern, deren untere Theile von wilden Thieren durchstreift werden, die, wenn der Schnee die Gebirge bedeckt, herabkommen, um ihre Beute aufzusuchen; ihre Spuren bilden die einzigen Pfade, welche die Wilden mit ihren nackten Füßen betraten. Wir erreichten den Sarufutogawa, einen Fluß mit verrätherischem Boden, worin Herr von Siebold mit seinem Pferde in Lebensgefahr gerathen war, und ich rief einen Ainoknaben herbei, der mich in einem rohen Kahn über den Strom setzte; dann kamen wir durch Biroka, Saruba und Mina, von Ainos bewohnte Dörfer, zwischen kleinen Hirsebeeten, Tabak- und Kürbisfeldern gelegen, die derartig mit Unkraut überwachsen waren, daß man die Feldfrüchte kaum wahrnehmen konnte. Ich verwunderte mich über das nette und reinliche Aeußere der Häuser; in dieser Beziehung waren die Dörfer musterhaft zu nennen. Man erblickte außerdem nur große hölzerne Tröge für die zahlreichen gelben Hunde, die nothwendig zum Leben der Ainos gehören; nirgends sah man Streuhaufen oder schmutziges Wasser; sauber und in gutem Zustande standen alle Häuser auf dem sandigen Boden.

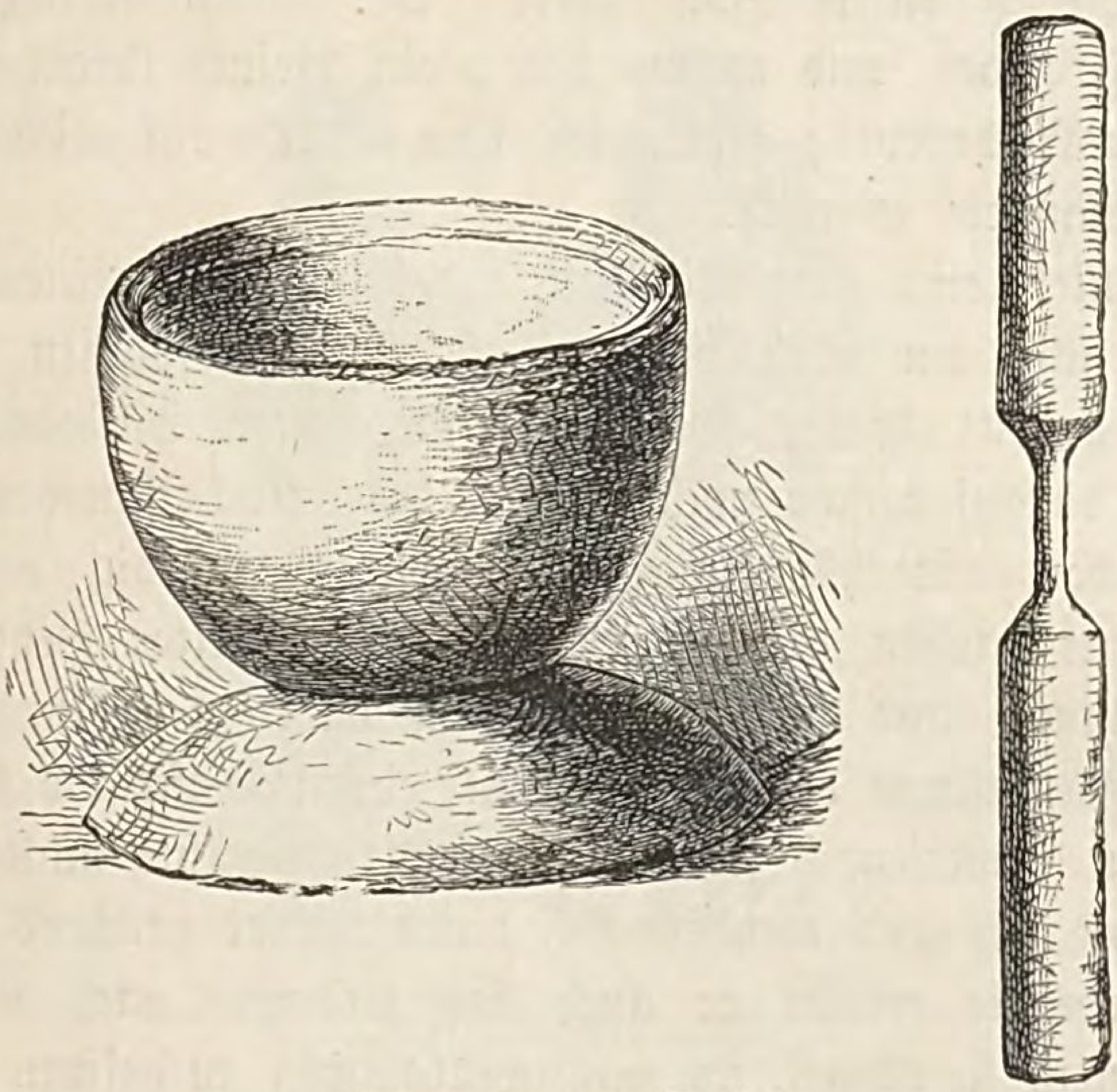
Biratori, die größte Aino-Niederlassung in dieser Gegend, liegt sehr hübsch zwischen Wäldern und Bergen auf einem erhöhten Boden, um dessen Fuß sich ein Fluß schlängelt; darüber erhebt sich eine waldige Höhe. Als wir an den Häusern vorüber gingen, erhoben die gelben Hunde ihr Gebell, die Frauen lächelten schüchtern und die Männer begrüßten uns ehrerbietig. Wir machten an dem Hause des Häuptlings Halt, wo wir natürlicher Weise unerwartete Gäste waren; sein Neffe Schinondi und zwei andere Männer kamen jedoch heraus, grüßten uns und

waren Ito mit der größten Gastfreundschaft behülflich, die Pferde abzuladen. Ihre Bereitwilligkeit rief sogar eine große Aufregung hervor und Alle liefen ängstlich durch einander, um die Fremde willkommen zu heißen. Das Haus ist groß und man betritt es durch ein Vorzimmer, worin Hirsemühlen und andere Geräthschaften aufbewahrt werden. Der Thorweg war im Innern sehr dunkel und Schinondi nahm mich bei der Hand, zog den Vorhang aus Rohrgeflecht bei Seite und führte mich in das eigentliche Haus. Hier trat er einen Schritt zurück, breitete seine Arme aus, schwenkte die Hände drei Mal nach innen, strich mehrmals seinen Bart und deutete dann durch eine Handbewegung und ein freundliches Lächeln an, daß ich sein Haus und Alles, was darinnen war, als das meinige ansehen könne. Eine alte Frau, des Häuptlings Mutter, welche am Feuer Borke spaltete, schwenkte ebenfalls die Hände. Sie war die regierende Königin im Hause.

Indem Schinondi abermals meine Hand ergriff, geleitete er mich zu dem Ehrenplatze am Feuer, einem roh gearbeiteten, beweglichen Gestell, worauf er zur Zierde eine Matte legte und sich zugleich entschuldigte, daß er für den Augenblick kein Bärenfell zur Hand hätte. Durch mehrere bereitwillige Hände wurde mein Gepäck schnell herein gebracht; über die grobe Matte, welche den ganzen Fußboden bedeckte, breitete man einige lange Strohteppiche, und als sie Ito meine Bettstelle aufschlagen sahen, verhängten sie die rohe Wand mit einer hübschen Matte und befestigten eine andere an den Balken der Decke, um einen Baldachin herzustellen. Es war reizend, diese Menschen zu sehen, wie sie in ihrer eifrigen Gastfreundschaft hin und her liefen, um mir Alles recht angenehm zu machen, wenngleich eine eigentliche Bequemlichkeit sich in einer Ainohütte nicht vorstellen läßt. Die Frauen thaten, was die Männer anordneten.

Man bot mir sogleich zu essen an, ich sagte ihnen jedoch, daß ich mir Nahrungsmittel mitbrächte und nur bäte, sie am Feuer kochen zu dürfen. Tassen hätte ich nicht mitzuführen brauchen, denn sie besaßen viele lackirte Schalen, und Schinondi brachte mir auf einem lackirten Brettchen eine Schüssel Wasser aus einem ihrer vier Brunnen. Der Häuptling Benri, sagte sie, würde erfreuet sein, wenn ich sein Haus für die Zeit meines

Aufenthaltes als mein eigenes betrachten wollte und ich möchte in allen Dingen nachsichtig sein, wo ihre Sitten von den meinigen abwichen. Schimoni und vier Andere aus dem Dorfe sprachen ziemlich gut japanisch, wodurch eine Mittheilung möglich wurde. Ito benahm sich als Dolmetscher sehr wacker und ging gutmüthig und verständig auf meine Wünsche ein; wenngleich er sich damals unwillig zeigte, als Herr von Siebold ihm Höflichkeit anempfahl, so befleißigte er sich derselben doch thatsächlich und bemerkte dabei, die Gebirgs-Ainos seien doch besser, als er erwartet habe; „freilich," fügte er hinzu, „haben sie ihre Höflichkeit von den Japanesen gelernt."



Hirsemörser und Stößel.

Man hat hier niemals eine fremde Frau und nur drei fremde Männer gesehen, dennoch umdrängt und begafft man mich nicht wie bei den Japanesen; doch mag dies theilweise Stumpfsinn und Mangel an Intelligenz zuzuschreiben sein. Drei Tage lang sind sie ihrer anmuthigen und gütigen Gastfreundschaft treu geblieben, wobei sie jedoch ihre gewöhnliche Lebensweise und Beschäftigung nicht änderten, und obgleich ich bei Tage und bei Nacht das Zimmer mit ihnen theilte, so ist doch nichts vorgefallen, was den Anstand auch nur im geringsten hätte verletzen können.

Damit ich essen und ausruhen könnte, zogen sie sich Alle zurück, mit Ausnahme der Mutter des Häuptlings, eines hexenartigen alten Weibes von achtzig Jahren, in dessen Antlitz der Argwohn in jeder Furche ausgedrückt ist. Es war mir, als hätte sie den bösen Blick, wenn ich sie so lauernd dasitzen sah, immer lauernd und immer den Rindenfaden spinnend, wie eine der Parzen, immer ihr wachsames Auge auf die beiden Weiber ihres Sohnes gerichtet, oder auf andere junge Frauen, die zum Spinnen herkommen. An ihr ist nichts von der Stumpfheit und Ruhe des Alters zu verspüren, und ihre Augen glimmen in grünlichem Schimmer, sobald sie Reisbier erblickt, wovon sie eine ganze Schale voll in einem Zuge leert. Sie allein ist argwöhnisch auf die Fremden und meint, daß mein Besuch ihrem Stamme nichts Gutes bedeute; wenn ich ihre Blicke auf mich gerichtet sehe, so schaudert es mich.

Ich hielt eine gute Mahlzeit, indem ich auf meinem Stuhle saß, den ich, um mich vor den Flöhen zu schützen, auf den Ehrensitz gestellt hatte. Gegen Abend kehrte Schinondi zurück und bald darauf kamen noch Andere, bis acht beisammen waren; darunter der Unterhäuptling und mehrere würdig aussehende Greise, mit langen grauen Bärten. Das Alter steht hier in hoher Achtung und nach dem Herkommen liegt es in Abwesenheit des Häuptlings den Greisen ob, einem Gaste die Ehre des Hauses zu erweisen. Jeder Eintretende begrüßte mich mehrere Male, setzte sich und wendete sich dann wieder grüßend zu mir; diese Ceremonie erwies er auch den Uebrigen nach der Reihe. Sie erklärten, sie kämen, um mich willkommen zu heißen. Darauf setzten sie sich in strenger Ordnung auf beiden Seiten des Feuers nieder: Benri's Mutter auf den Ehrenplatz zur rechten Hand, dann der Unterhäuptling und auf der anderen Seiten die alten Männer. Außerdem saßen noch sieben Frauen im Hintergrunde und spalteten Rinde. Ueber dem Feuer hing von der Decke herab eine große eiserne Pfanne. Eines von Benri's Weibern zerschnitt wilde Wurzeln, grüne Bohnen und Seegras, mischte Alles mit getrocknetem Fisch und Wildpret und fügte dann noch Hirse, Wasser und etwas stark riechenden Fischthran hinzu; das Ganze mußte drei Stunden lang kochen und wurde dann und wann mittelst eines hölzernen Löffels umgerührt.

Einige der alten Männer rauchten und ich vertheilte einen leichten Tabak, den sie mit dankenden Handbewegungen in Empfang nahmen. Ich erzählte ihnen, ich käme aus einem fernen Lande von jenseits des Meeres, wo sie die Sonne untergehen sähen; es wäre so weit, daß ein Pferd, wenn es Tag und Nacht galoppirte, erst in fünf Wochen hin gelangen könnte; ich hätte die lange Reise gemacht, um sie zu besuchen und viele Fragen an sie zu richten, damit ich nach meiner Rückkehr meinen Landsleuten etwas über sie erzählen könnte. Schinondi und ein anderer Mann, welcher japanisch verstand, verbeugten sich und übersetzten der gegenübersitzenden Gruppe das, was ich gesprochen



Schinondi und Schinrichi.

hatte, in die Ainosprache. Darauf erwiderte Schinondi, er und Schinrichi, der andere japanische Sprecher, würden mir Alles mittheilen, was sie wüßten; sie wären jedoch noch junge Männer und wüßten nur, was ihnen mitgetheilt worden sei. Sie würden mir Alles sagen, was sie für wahr hielten; aber der Häuptling wüßte mehr als sie und wenn er zurückkäme und mir Manches anders erzählte, so könnte ich wohl gar glauben, daß sie gelogen hätten. Ich entgegnete, Niemand, der ihnen in's Gesicht sähe, würde glauben, daß sie jemals eine Lüge sprächen. Darüber waren sie befriedigt, winkten mit den Händen und strichen zu wiederholten Malen über ihre Bärte. Bevor sie mir jedoch

etwas kundthaten, baten sie mich dringend, der japanischen Regierung nicht mitzutheilen, daß sie mir etwas von ihren Gebräuchen offenbart hätten; es würde ihnen sonst Harm widerfahren.

Die nächsten zwei Stunden und noch zwei nach dem Abendessen richtete ich Fragen an sie, welche ihre Religion und ihre Sitten betrafen, gestern ebenfalls eine beträchtliche Zeit lang; als Benri zurückgekehrt war, ging ich dieselben Gegenstände mit ihm durch und benützte auch mehrere Stunden, um gegen drei hundert Wörter von ihnen zu sammeln, die ich natürlicher Weise nach der Aussprache niederschrieb.

Das Verfahren ging langsam von statten, da Fragen und Antworten durch drei Sprachen gehen mußten. Sie zeigten sichtlich das Bestreben, die Wahrheit zu vermelden, und ich glaube, daß ihre Mittheilungen über ihre wenigen und einfachen Gebräuche als zuverlässig angesehen werden können.

Gegen neun Uhr war das Gericht fertig und die Frauen füllten es mittelst hölzerner Löffel in lackirte Schüsseln. Den Männern wurde zuerst vorgelegt, doch aßen Alle gleichzeitig. Nachher wurde Reisbier, ihr Fluch, in lackirte Bowlen gegossen und auf jede derselben ein zierlich geschnitztes Stäbchen gelegt. Nachdem die Schale mehrmals geschüttelt worden war, tauchte Jeder seinen Stab in den Sake, spendete dem Feuer sechs Trinkopfer und dann mehrere dem Gotte, einem hölzernen Pfahl, der mit einer Menge spiralförmiger weißer Spähne behangen war. Die Ainos sind nicht so leicht empfindlich für die Wirkungen des Reisbieres wie die Japanesen. Sie trinken dasselbe zwar kalt, aber Jeder genießt drei Mal so viel wie einen Japanesen betrunken machen würde, ohne daß sie eine Wirkung davon verspüren. Nachdem wir noch zwei Stunden verplaudert hatten, ging Einer nach dem Anderen fort, wobei jeder Einzelne mich und die Uebrigen mehrmals grüßte.

Meine Lichte waren vergessen worden und unsere Sitzung fand bei dem flackernden Schein eines brennenden Holzscheites statt; zur Aushülfe klemmte eine Frau noch einige Spähne von Birkenrinde in einen gespaltenen Stock und pflanzte ihn in das Feuerloch. Es war ein seltsam malerischer Anblick: diese Gruppe von prächtigen Wilden, mit dem Schimmer des Feuers auf ihren

Gesichtern, dazu die flackernde Fackel, die grellen Lichter, die finstere Decke und Winkel des Zimmers und die Reihe wilder Frauen im Hintergrunde: — es vereinte sich in dieser Hütte asiatische Wildheit mit europäischer Bildung und diese erhielt von jener Unterricht; der gelbhäutige Ito bildete das vermittelnde Glied zwischen beiden, als Stellvertreter einer uralten Civilisation.

Als Alle fort waren, ging ich hinaus unter den Sternenhimmel. Die Wohnungen waren alle dunkel und still und die Hunde, so sanft wie ihre Herren, beachteten mich nicht. Man hörte nur das Sausen der Brise durch den umliegenden Wald. Dann ging ich wieder zurück und begab mich in mein Moskito-Netz, wo ich zwar nicht von Flöhen aber von Kälte zu leiden hatte. Eine Zeit lang unterhielt sich Schinondi mit Ito in leisem, wohlklingenden Tone; vermuthlich wollte er mich nicht im Schlafe stören. Kein Japanese hatte bisher aus diesem Grunde sein endloses Geplapper bei Nachtzeit eingestellt. Später steckte Noma, das angesehenste Weib des Häuptlings, einen dreifach gespaltenen Stab in das Feuerloch, befestigte darauf einen Scherben, worin sich ein Docht und ein wenig Fischthran befand, und nähete bei dieser kümmerlichen Lampe bis zur Mitternachtstunde an einem Gewande aus Rindenfasern, das sie für ihren Gebieter mit Streifen blauen Zeuges besetzte; als ich am anderen Morgen meine Augen öffnete, saß sie schon wieder in der frühesten Stunde am Fenster und nähete. Sie sieht unter allen Frauen am geistreichsten aus, ist aber düster und ernst und spricht selten. Obgleich sie unter den Gattinnen des Häuptlings das größte Ansehen hat, so fühlt sie sich doch nicht glücklich, denn sie ist kinderlos, und es kommt mir vor, als ob ihre Züge einen bösen Ausdruck erhielten, wenn das andere Weib ihren hübschen Knaben liebkoste. Benri scheint mir ein wenig brutal zu sein und die Schwiegermutter hält sichtlich die Zügel der Regierung sehr straff. Nachdem die Frau bis Mitternacht gearbeitet hatte, kehrte sie die Matte mit einem Reisigbündel ab und kroch dann hinter eine Hängematte in ihr Bett. Einen Augenblick empfand ich in der Stille eine Anwandlung von Furcht, daß ich, allein unter den Wilden, einer Gefahr ausgesetzt sei. Ich unterdrückte

jedoch diese Besorgniß, starrte nach dem Feuer, bis es erlosch und versank dann in Schlaf, aus dem ich erst durch die Kälte des anbrechenden Tages erweckt wurde.

XXXVII.

Elterliche Zärtlichkeit. — Morgenbesuche. — Eine Kahnfahrt. — Weibliche Beschäftigungen. — Ein neuer Ankömmling. — Ein gefährliches Rezept. — Der Tempel des Yoschitsune. — Des Häuptlings Rückkehr.

Als ich, von Kälte erstarrt, unter meinem Netz hervorkroch, fand ich etwa elf Personen in dem Gemach, welche alle mich anständig begrüßten. Vom Waschen scheinen sie nicht viel zu wissen, denn als ich Wasser verlangte, brachte Schinondi ein wenig in einer lackirten Schüssel, die er mir so lange hinhielt, bis ich Gesicht und Hände gewaschen hatte; er hielt dies für eine religiöse Handlung. Ich stand in Begriff, ein wenig kalten Thee zum Fenster hinaus zu gießen, als er mich mit ängstlicher Miene daran hinderte, und ich bemerkte nun erst, daß sich an jenem Fenster ein Götzenbild befand und daneben ein todter Vogel. Die Ainos halten täglich zwei Mahlzeiten und ihr Frühstück wurde in derselben Weise eingenommen wie das gestrige Abendessen. Wir aßen gemeinsam und ich gab den Kindern die Ueberbleibsel von meinem Reis. Die kleinen Geschöpfe von drei bis fünf Jahren trugen keine Bekleidung und hatten nur ein Stück Zinn an einem Faden um den Hals gehängt; es war belustigend, zu sehen, wie sie erst ihre Eltern in aller Form um Erlaubniß fragten, bevor sie den Reis nahmen, und wie sie mir alsdann Dank zuwinkten. Die Kinder leisten pünktlichen Gehorsam. Die Eltern äußern ihre Zuneigung auffallender als die Japanesen, indem sie die Kleinen oft liebkosen; zwei Männer haben sich Kinder angenommen. Die Kleinen sind sehr artig und benehmen sich ebenso ernst und verständig wie die japanischen.

Bald nach fünf Uhr ging ich aus, als die Thautropfen im Sonnenschein glänzten und der Bergkessel, in welchem Biratori

liegt, sich im vortheilhaftesten Lichte zeigte. Obgleich die Leute alle bei Wege waren, so herrschte doch beinahe dieselbe Stille wie am vorigen Abend. Welch ein wunderliches Leben! sie wissen nichts, hoffen nichts und fürchten wenig; nur die Sorge um Kleidung und Nahrung setzt sie in Bewegung; Reisbier ist das einzige Gut, das sie sich in Ueberfluß wünschen. Wie ist es möglich, von so wenigen Dingen berührt zu werden! Eben als ich so dachte, holte mich Schinondi in sein Haus, um zu sehen, ob ich nicht einem Kinde, das an einer Hautkrankheit litt, hülfreich sein könne. Die außerordentliche Zärtlichkeit, die er diesem ekelhaften Wesen erzeigte, belehrte mich, daß auch sie dieselben menschlichen Gefühle hegen wie wir. Er hatte das Kind auf seinem Rücken aus einem fünf Meilen entfernten Dorfe hergebracht, in der Hoffnung, es könnte geheilt werden. Sobald ich eintrat, breitete er einen feinen Teppich über den Fußboden und bedeckte meinen Ehrenplatz mit einem Bärenfell.

Nach dem Frühstück führte er mich in die Wohnung des Unterhäuptlings, die größte im Dorfe, und dann wohl noch in zwanzig andere, welche alle in derselben Weise eingerichtet waren, doch hatten einige nur etwa 400 Fuß im Quadratgehalt. Ueberall wurde ich mit gleicher Höflichkeit aufgenommen; einige Leute baten jedoch Schinondi, mich nicht bei ihnen einzuführen, damit ich ihre Armuth nicht zu sehen bekäme. In jedem Hause fand ich das niedrige Gesims, worauf mehr oder weniger zierliche Gegenstände standen, außerdem aber nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse, obgleich der Ertrag der Häute, welche sie alljährlich verkaufen oder vertauschen, sie in Stand setzen könnte, sich alle Bequemlichkeiten zu gewähren; für sie giebt es aber keinen anderen Lebensgenuß als das Reisbier. Sie führen kein herumschweifendes Leben, sondern hangen im Gegentheil fest an den Stätten, wo ihre Väter lebten und starben. Nichts kann aber kläglicher sein als ihre Versuche, die Umgebungen ihrer Wohnungen zu kultiviren. Der Boden ist wenig besser als weißer Sand, welchem sie ohne Düngung Hirse abzugewinnen suchen; diese vertritt bei ihnen Reis, Kürbis, Zwiebeln und Tabak. Die Ackerplätze sehen aber aus, als ob sie vor zehn Jahren bebauet worden und einiges auf gut Glück ausgesäete Korn oder Gemüse unter dem Unkraut aufgeschossen wäre. Wenn nichts

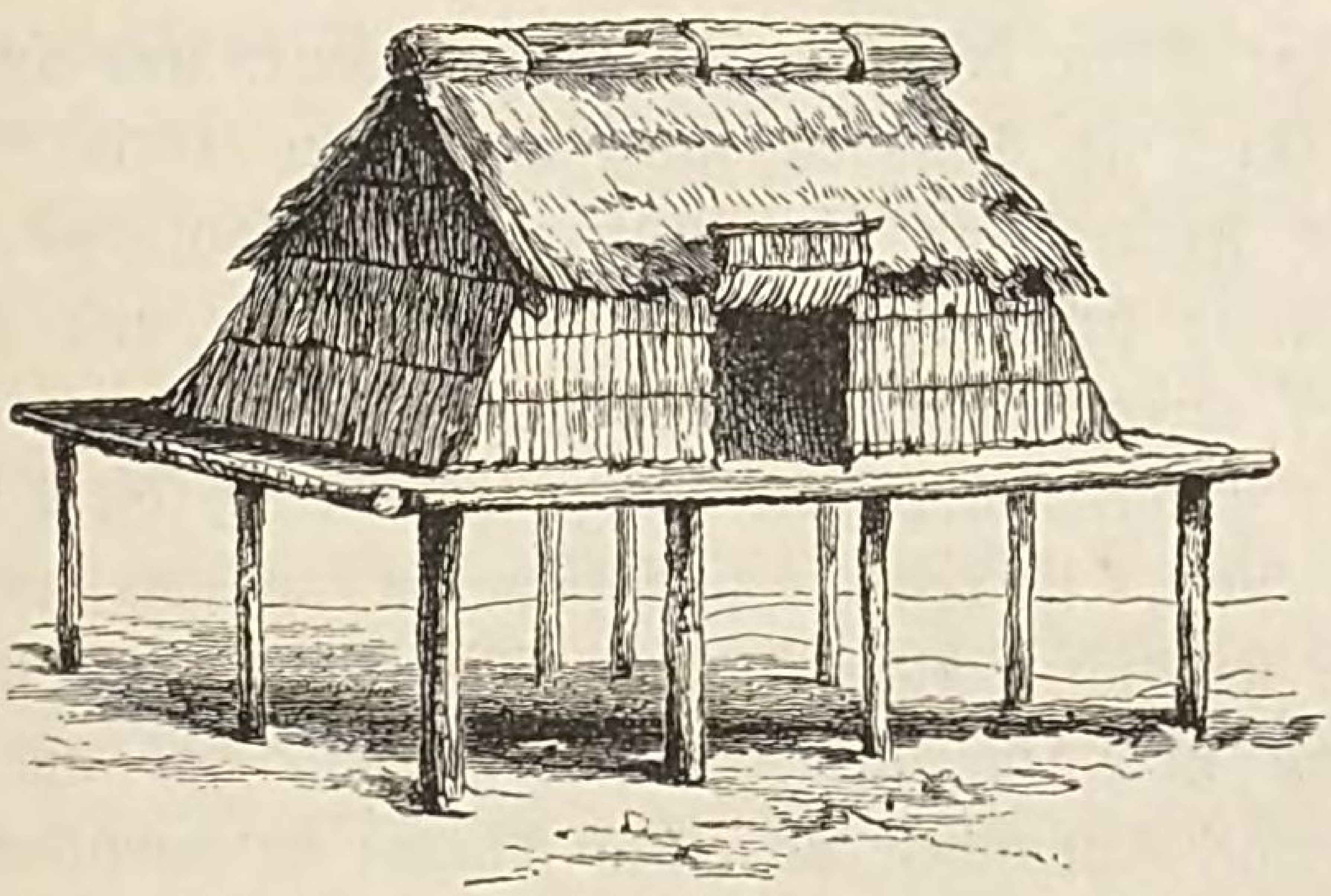
mehr wachsen will, so klären sie ein anderes Stückchen Wald, um es auszubeuten.

In jedem Hause wurde dem Gaste gleiche Ehre zutheil, — eine Tugend der Wilden, die sich bei vermehrter Berührung mit der Civilisation nicht halten wird. Bevor ich in ein Haus eintrat, holte die Frau mehrere Matten herbei und bereitete mir daraus einen Fußsteig bis nach dem Feuerplatze. Da sie keine Vergütigung für die Wohnung oder sonst Etwas annehmen mochten, so wollte ich ihnen wenigstens etwas von ihren Arbeiten abkaufen, aber auch dieses hatte seine Schwierigkeiten. Sie waren sehr erbötig, mir Etwas zu schenken; als ich aber kaufen wollte, erklärten sie mir, daß sie sich nicht gern von ihren Gegenständen trennten. Ich verlangte solche Dinge, die sie gerade in Gebrauch hatten, wie eine Tabaksbüchse, ein Pfeifenfutteral, Messer mit geschnitztem Griff und Degenscheiden; für drei der letzteren bot ich 2½ Dollars. Sie wollten sie nicht gern verkaufen; am Abend aber sagten sie mir, jene Dinge wären nicht mehr als 1 Dollar 10 Cents werth und dafür wollten sie dieselben verkaufen. Mehr nahmen sie durchaus nicht an, indem sie erklärten, „es wäre nicht Gebrauch bei ihnen.“ Ich kaufte einen Bogen nebst drei vergifteten Pfeilen, zwei Matten aus roth gefärbtem Rohr, einige Messer mit Scheiden und ein Kleid aus Rindenzeug. Sie tragen große Ohrringe, anderthalb Zoll im Durchmesser und ein Paar derselben gehört zur Ausstattung einer Ainobraut; davon wollten sie sich aber nicht trennen. Ich hätte gern eines der Sake-Stäbchen gekauft, womit sie ihren Götzen Trankopfer spenden, aber es war wieder „nicht ihr Gebrauch,“ sich von dem Sake-Stäbchen eines lebenden Menschen zu trennen, — am nächsten Morgen jedoch brachte mir Schinondi eines von einem Verstorbenen, ein höchst schätzbares Geschenk. Bald darauf erschien der Mann, der mir die Pfeile verkauft hatte, und brachte zwei neue, die er gegen zwei beschädigte eintauschte. In allen ihren Handlungen und Verrichtungen fand ich sie im höchsten Grade ehrlich.

In einer der vergangenen Nächte war ein Haus abgebrannt und in solchen Fällen ist es Sitte, daß alle Männer sich an dem Wiederaufbau betheiligen. In ihrer Abwesenheit gewann ich zwei Knaben, die mich in ihrem rohen Boote eine Strecke weit

den Sarufutogawa hinauf fuhren. Es ist ein lieblicher Fluß, der sich höchst anmuthig zwischen Wäldern und Bergen hindurch schlängelt. Mir war es wie jenem alten Seefahrer zu Muthe, der sich zuerst in die schweigende See hinauswagte, denn jedenfalls hatte noch kein Europäer vor mir dieses dunkle Waldgewässer befahren. Mit Behagen genoß ich der Stunden voll tiefster Stille; der Herbsthimmel glänzte hellblau und die Ferne war mit einem leichten blauen Schleier umhüllt.

Der Abend wurde wie der vorige verbracht, aber die Herzen der Wilden waren betrübt, denn es war kein Reisbier mehr in Biratori zu bekommen, und sie konnten nicht dem Feuer zutrinken und dem hölzernen Götzen keine Trankopfer spenden. Es war



Provianthaus der Ainos.

auch kein Oel mehr vorräthig, und nachdem die Fremden fortgegangen waren, blieb die Hütte vollkommen dunkel.

Gestern frühstückten wir gleich nach Tagesanbruch und die kräftigen Männer begaben sich auf die Jagd. Ihre Beschäftigung besteht nur in Fischfang und Jagd und zu ihrer häuslichen Erholung schnitzen sie Tabaksbüchsen, Messerscheiden, Sakestäbe und Weberschiffchen. Es ist ihnen jedoch kein Bedürfniß, irgend etwas vorzunehmen; sie sind ganz zufrieden, wenn sie am Feuer sitzen und zuweilen rauchen und essen und schlafen können. Diese Ruhsucht wird nur durch eine krampfhafte Rührigkeit unterbrochen, wenn kein getrocknetes Fleisch mehr in den „Kuras" vorräthig ist und wenn die Felle nach Sarufuto gebracht werden müssen, um Reisbier einzutauschen.

Die Frauen scheinen keinen müßigen Augenblick zu haben. Sie stehen frühzeitig auf, um zu nähen, zu weben oder Borke zu spalten, denn sie kleiden nicht nur sich selber und ihre Männer in diesen fast unzerstörbaren Stoff, sondern weben ihn auch für den Tauschhandel und man sieht die unteren Klassen der Japanesen stets mit Erzeugnissen der Aino-Industrie bekleidet. Sie verrichten auch alle harte Arbeit, wie Wasser tragen, Holz spalten, Hirse stoßen und den Boden nach ihrer Art bebauen; um den Männern jedoch auch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, will ich bekennen, daß ich sie oft, mit einem oder gar zwei Kindern auf dem Arme, umhertraben sehe. Die Frauen haben die ausschließliche Verwaltung der Kuras oder Proviantháuser, die niemals von den Männern betreten werden.

In der Hütte befanden sich sieben Frauen und einige Kinder und ich war oft Stunden lang mit ihnen allein. Auf einer Seite des Feuers saß die Mutter des Häuptlings, wie eine Parze, immer beschäftigt, Rinde zu zerfasern und zu knöteln und dabei ihren kalten, zürnenden Blick auf mich zu lenken. Ihr dickes graues Haupthaar hangt wüst herab, die Tättowirung um ihren Mund ist beinahe verschwunden und verunstaltet nicht mehr ihre wirklich hübschen Züge. Sie trägt ein reich verziertes Rindenkleid und sehr große Ohrringe und hat um den Hals zwei silberne Knöpfchen an einem blauen baumwollenen Bande hangen. Im Hause steht sie in großem Ansehen, sitzt neben den Männern am Feuer, trinkt reichlich Sake und schilt gelegentlich ihren Enkel Schinondi, wenn er mir zu viel erzählt, denn sie behauptet, ich brächte ihrem Volke Unglück. Obgleich der Ausdruck ihres Gesichts streng und absprechend erscheint, so ist sie dennoch sehr hübsch und zwar nach europäischer, nicht nach asiatischer Weise.

Die jüngeren Frauen waren alle bei der Arbeit; zwei saßen auf dem Fußboden und webten aus freier Hand; die übrigen verfertigten oder flickten die Kleidungsstücke aus Rindentuch, die von beiderlei Geschlechtern getragen werden. Noma, die angesehenste unter den Häuptlingsfrauen, saß abgesondert und sprach selten ein Wort. Zwei von den jüngsten Weibern sind sehr hübsch und ihre Schönheit ist rosiger, ländlicher Art. Es zeigt sich, daß zwei von ihnen japanisch sprechen, obgleich sie es vor

den Männern nicht hören lassen, und sie plaudern sehr lebhaft und heiter mit Ito, während die alte Parze unter ihren buschigen Augenbrauen nach ihnen hinblickt. Ich erlernte eine Anzahl Wörter von ihnen und sie lachten herzlich über meine falsche Aussprache. Sie ihrerseits richteten mehrere Fragen an mich über mancherlei Verhältnisse unserer Frauen, die sich aber nicht wiederholen lassen. Als die Heiterkeit zunahm, wurde die Alte zusehends ärgerlicher und unruhiger und drohete ihnen endlich in ernstem Tone, wie ich später erfuhr, wenn sie noch ein Wort sprächen, so würde sie es ihren Männern erzählen, daß sie mit der Fremden geplaudert hätten. Darauf verlautete kein Wort weiter und Noma, die geschäftige Hausfrau, kochte die Hirse zum Mittagsmahle.

Am Nachmittage erschien ein hübscher junger Aino, mit rein gewaschenem, bunt gefärbtem Gesicht und freundlichen, hellen Augen. Er kam von der Küste, wo er beim Fischfange behülflich gewesen war. Beim Eintritt grüßte er die Alte und Benri's Frau und reichte der Ersteren eine Kürbisflasche voll Reisbier, woraus sie einen gierigen Zug that. Dann begrüßte er mich und warf sich auf den Ehrenplatz am Feuer nieder, so behaglich wie ein Jagdhund. Dieser vollkommene Wilde, der angenommene Sohn des Häuptlings, heißt Pipichari. Er hatte sich den Fuß an einer Wurzel verletzt und bat mich, ihn zu heilen. Ich verordnete, der Fuß müsse vor allen Dingen in warmem Wasser gebadet werden; alsdann verband ich ihn mit Charpie. Er wollte nicht leiden, daß ich seinen Fuß berührte, denn, meinte er, derselbe sei nicht sauber genug und meine Hände seien zu weiß; als ich aber den Verband angelegt hatte und er den Schmerz vermindert fühlte, verbeugte er sich tief und küßte mir die Hand. Er war der einzige unter Allen, der den Gegenständen, die mir gehörten, einige Aufmerksamkeit widmete. Er betrachtete meine Scheere, befühlte meine Schuhe und beobachtete mich, während ich schrieb, mit der unbefangenen Neugierde eines Kindes. Er konnte ein wenig japanisch sprechen, sagte aber, er sei zu jung, um mir Etwas mittheilen zu können, was die älteren Männer wüßten. Er enthält sich gänzlich des Genusses von Reisbier und erzählte, es wären unter den zahlreichen Ainos, welche in Mombets fischten, außer ihm noch vier solcher Enthaltsamen.

Von den Uebrigen würden sie gemieden, denn man glaubte, die Götter zürnten ihnen, weil sie nicht tränken.

Während des Nachmittags brachte man mehrere Kranke, meistens Kinder. Ito war sehr unwillig darüber, daß ich diesen Leuten so viel Antheil erwies, und wiederholte, sie wären wahre Hunde; bei dieser Behauptung berief er sich auf ihren sagenhaften Ursprung, dessen sie sich selber nicht schämen. Seine Ansicht, sie hätten ihre Höflichkeit von den Japanesen gelernt, ist durchaus unbegründet. Ihre Höflichkeit ist von ganz anderem, mannhafterem Gepräge, dabei von wilder, nicht civilisirter Natur.

Als es dunkel wurde, kehrten die Männer zurück; das Essen wurde aufgetragen und wir saßen wieder rund um das Feuer. Es war aber kein Reisbier vorhanden außer dem, das sich in Besitz der Alten befand, und die Wilden zeigten sich abermals darüber betrübt. Ihre Höflichkeit offenbarte sich wieder bei verschiedenen Gelegenheiten. Pipichari, ein ungehobelter Wilder, zog seinen Rock von einer Schulter herab, aber Schinondi bedeutete ihn sogleich, ihn wieder anzulegen. Sobald sie erfuhren, daß ich gewöhnlich des Nachts Licht brennte, schickten sie sogleich eine Frau nach einem entlegenen Dorfe, um Oel zu holen. Dergleichen kleine Beweise von Aufmerksamkeit kamen fortgesetzt vor, mir aber gefiel eigentlich am meisten die ruhige Art und Weise, wie sie in ihren Lebensgewohnheiten verharrten.

Am Abend kam ein Mann und bat mich, eine Frau zu besuchen, die kaum Athem holen konnte. Ich fand sie schwer erkrankt an einer Luftröhrenentzündung und in fieberhaftem Zustande. Sie lag auf einem Fell, das über ein hartes Brett gebreitet war; unter dem Kopfe hatte sie eine mit Matten umwickelte Rolle; ihr Mann war bemühet, sie ein wenig Salzfisch verschlucken zu lassen. Ich ergriff ihre trockene, heiße Hand, eine kleine Hand, die auf der äußeren Seite tättowirt war. Das Zimmer war voller Leute, die alle sehr betrübt zu sein schienen. Ein ärztlicher Missionär würde hier von geringem Nutzen sein; aber eine ärztlich geschulte Krankenwärterin, welche Arznei und die geeignete Nahrung reicht und sich auf die angemessene Pflege versteht, könnte manches Leben retten und manches Leiden mildern. Es ist bei diesen Leuten ganz vergeblich, etwas zu ver-

ordnen, was zu wiederholten Malen gethan werden soll; sie sind gerade wie die Kinder. Ich gab der Frau ein wenig Chlorodyne, das sie nur mit Mühe hinunter schluckte; eine zweite Dosis ließ ich zurück, um sie ihr nach einigen Stunden zu reichen; um Mitternacht meldete man mir aber, daß sie sich schlechter befände und als ich hinkam, fand ich sie sehr kalt und schwach, schwer athmend und mit dem Kopfe wackelnd. Ich glaubte nicht, daß sie noch viele Stunden leben würde und fürchtete, man würde meinen, ich hätte sie getödtet. Ich sagte den Leuten, daß sie wahrscheinlich sterben würde; sie drangen aber in mich, sie noch länger zu behandeln. Als letztes Mittel reichte ich ihr etwas Branntwein mit funf und zwanzig Tropfen Chlorodyne und einige Löffel starker Fleischbrühe. Sie konnte oder wollte es nicht verschlucken und ich goß es ihr in den Schlund. Eine Stunde später zeigte man mir wieder an, daß sie sich wie betrunken fühle; bei meinem abermaligen Besuche fand ich sie aber ruhig schlafend und leichter athmend. Als ich bei Tagesanbruch wieder zu ihr ging, schlief sie noch immer und ihr Puls war stärker und ruhiger. Jetzt befindet sie sich entschieden wohler, worüber ihr Mann und der Unterhäuptling sehr erfreut sind. Es ist aber traurig, daß sie nichts haben, was sich zur Krankenspeise eignet.

Von diesen nächtlichen Wanderungen und Besorgnissen war ich so ermüdet, daß ich gleich in Schlaf sank, sobald ich mich niedergelegt hatte. Beim Erwachen fand ich mehr Leute als gewöhnlich versammelt und die Männer schienen irgend etwas zu berathen. Sie haben eine besondere, hoffentlich unbegründete Furcht vor der japanischen Regierung. Herr von Siebold glaubt, daß die Beamten sie bedrohen und umherstoßen, und dies ist möglich; in der That aber glaube ich, daß die Kaitnikuschi-Behörde es gut mit ihnen meint und sie bei weitem humaner und milder behandelt als beispielsweise die Regierung der Vereinigten Staaten mit den nordamerikanischen Indianern verfährt, abgesehen davon, daß die Zwangsmaßregeln abgeschafft wurden, durch die sie, als ein besiegtes Volk, gefesselt waren. Dennoch sind sie sehr unwissend. Ein Mann, der sich sehr dankbar gezeigt, als ich gesagt hatte, ich würde den Dr. Hepburn ersuchen, ihm Arznei für sein Kind zu schicken, kam am anderen Morgen

und bat mich, es nicht zu thuen, weil sonst die japanische Regierung böse sein würde. Nachher baten sie mich nochmals, es der japanischen Regierung zu verschweigen, daß sie mir Mittheilungen über ihre Gebräuche gemacht hatten.

Sie sprachen dann eifrig mit einander und endlich erklärte der Unterhäuptling, ich wäre so gütig gegen ihre kranken Leute gewesen und sie möchten mir gern ihren Tempel zeigen, den noch kein Fremder zu sehen bekommen hätte. Dennoch waren sie in großer Besorgniß und baten mich, es ja der japanischen Regierung zu verschweigen. Der Unterhäuptling bekleidete sich darauf mit einem japanischen Kriegsmantel, und Schinondi und noch zwei Andere gingen zur Begleitung mit uns. Ein schöner aber steiler Weg führte zu dem Gipfel einer vereinzelten Anhöhe hinter dem Dorfe, auf welchem der Tempel oder Schrein steht. Ohne die Ueberreste einer hölzernen Treppe, die nicht von den Ainos angelegt ist, würde man unmöglich hinauf kommen können.

Biratori ist von Wald und Bergen umgeben und die dichte grüne Umgebung wird nur durch Durchblicke der Gewässer des Sarufutogawa und der lohfarbenen Dächer der Aino-Wohnungen unterbrochen. Es ist eine abgelegene stille Landschaft, eher geeignet zu einem Versteck als zu einem Wohnort für Menschen.

Als Pipichari, der prächtige junge Wilde, wahrnahm, daß es mir Mühe machte, hinauf zu kommen, nahm er mich bei der Hand und half mir, so artig wie es ein englischer Herr gethan hätte; und als sich noch größere Schwierigkeit beim Hinuntersteigen zeigte, bestand er darauf, ich sollte mich auf seinen Rücken setzen, und er würde mich auch gewiß getragen haben, wäre nicht der Häuptling Benri, der uns nachgekommen war, hinzugetreten, um mich an seiner Hand hinunter zu geleiten. Dieser natürliche Antrieb, einer fremden Frau behülflich zu sein, setzte mich um so mehr in Erstaunen, als sie sich niemals gegen ihre eigenen Frauen höflich erweisen, sondern sie wie untergeordnete Wesen behandeln.

Dicht am Rande der Klippe, auf dem Gipfel der zackigen Höhe steht ein hölzerner Tempel oder Schrein, so wie man ihn in den Hainen und auf den Höhen der Hauptinsel findet, augenscheinlich ein japanisches Gebäude, wovon indessen die Ueber-

lieferung der Ainos nichts erwähnt. Kein Europäer hatte bisher auf diesem Punkte gestanden, wo ich mich jetzt befand und dieses Bewußtsein hatte etwas Feierliches. Der Unterhäuptling schob die Thüren bei Seite und Alle verbeugten sich voll Ehrfurcht. Es war eine einfache Kapelle aus unlackirtem Holze, hinten mit einem breiten Sims versehen, worauf ein kleiner Schrein stand, der die Figur des historischen Helden Yoschitsune, in ausgelegter erzener Rüstung, einige metallene „Gohei", ein Paar messingene Leuchter und eine farbige Abbildung einer chinesischen Jonke enthielt. Hier hatte ich also die große Gottheit der Gebirgs-Ainos vor Augen. Es liegt etwas Pathetisches darin, daß dieses Volk das Andenken an Yoschitsune lebendig erhält, nicht wegen seiner Kriegsthaten, sondern nur aus dem Grunde, weil ihre Tradition berichtet, daß er sich gütig gegen sie benahm. Sie zogen drei Mal an der Glocke, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken, verbeugten sich drei Mal und brachten sechs Trankopfer von Sake, ohne welche Ceremonie man sich ihm nicht nähern darf. Mich forderten sie auf, ihren Gott zu verehren, als ich es aber ablehnte und erklärte, daß ich nur meinen Gott verehrte, den Herrn des Himmels und Erde, der Todten und Lebendigen, so bestanden sie nicht auf ihrer Anforderung. Für Ito hatte es keine Bedeutung, ob er sein bereits bevölkertes Pantheon noch um eine Gottheit vermehrte oder nicht und er verbeugte sich bereitwillig vor dem großen Helden seiner eigenen, der erobernden Rasse.

Während wir an dem schmalen Klippenrande versammelt standen, kam der Häuptling an, ein vierschrötiger breitschulteriger, ältlicher Mann, stark wie ein Stier und sehr hübsch; doch war der Ausdruck seiner Züge nicht einnehmend und seine Augen von starkem Trinken mit Blut unterlaufen. Die Anderen grüßten ihn sehr ehrerbietig, ich bemerkte jedoch später, daß er sich sehr gebieterisch benahm und seine Worte häufig mit Schlägen verband. Er hatte seinem Volke durch Ito sagen lassen, sie möchten meine Fragen nicht beantworten, bevor er zurückgekehrt wäre; Ito war jedoch so taktvoll gewesen, die Botschaft nicht auszurichten und mir auch nichts davon zu sagen. Der Häuptling war daher sehr ungehalten gegen die jungen Leute, daß sie so viel mit mir gesprochen hatten. Es war zu merken, daß seine

Mutter Bericht erstattet hatte. Er gefällt mir weniger als irgend Einer seines Stammes; zwar besitzt er einige gute Eigenschaften, darunter Wahrheitsliebe, ist aber durch die wenigen Fremden, mit denen er Umgang gehabt hat, verderbt worden, dabei roh und eitel.

XXXVIII.

Die Leerheit des Wildenlebens. — Körperbeschaffenheit der Ainos. — Die Schönheit der Frauen. — Qualvoller Schmuck. — Kinderleben.

Biratori, den 24. August.

Ich hatte gehofft, meine Notizen über die Ainos in dem ruhigeren und bequemeren Sarufuto vollenden zu können, aber Benri's verspätete Rückkehr und das Ausbleiben der Pferde zwangen mich, die Gastfreundschaft der Ainos noch für eine Nacht anzunehmen, wobei ich von Thee und Kartoffeln leben muß, da meine Vorräthe aufgebraucht sind. In manchen Hinsichten ist es mir lieb, noch länger hier zu bleiben, da ich in dieser Zeit sowohl meinen Wörtervorrath wie meine Notizen noch ein Mal mit Hülfe des intelligenten Häuptlings prüfen kann und es gereicht mir zur Freude, daß er die Mittheilungen der jungen Leute bestätigt. Der Firniß, welcher anfänglich die natürliche Blöße des Wildenlebens überdeckte, ist inzwischen verschwunden und es erscheint mir jetzt in seiner ganzen Nacktheit als ein Leben, das sich nicht über die Bedürfnisse der thierischen Existenz erhebt, furchtsam, einförmig, alles Guten baar, dunkel, dumm, ohne Hoffnung und ohne alles Göttliche; dennoch ist es in seiner niedrigsten und schlechtesten Art noch beträchtlich höher und besser als das vieler anderer ursprünglichen Rassen und leider auch beträchtlich höher und besser als das von Tausenden der versunkenen Massen unserer großen Städte, die auf den Namen Christi getauft sind; denn im Grunde sind die Ainos wahrhaft und keusch, gastfrei, ehrlich, ehrerbietig und gütig gegen

das Alter. Die Trunksucht, ihr größtes Laster, widerspricht nicht, wie bei uns, der Religion, sondern ist in der That ein Theil derselben und würde schon aus diesem Grunde außerordentlich schwer auszurotten sein.

Die Dunkelheit ist wieder frühzeitig eingetreten und wieder sind die Aelteren in zwei langen Reihen um das Feuer versammelt. Die Jüngeren sitzen an den Enden und Pipichari, der gestern den Ehrenplatz einnahm und als neuer Ankömmling zuerst bedient wurde, sitzt jetzt als jüngster am Ende der rechten Reihe. Die Herzen sind nicht mehr traurig, denn am gestrigen Abend ist wieder Reisbier in jeder Hütte eingetroffen. Die Fackel aus brennenden Birkenspähnen flackert unstät, die Sake-Bowlen sind gefüllt und die Götzen empfangen ihre Libationen; die Alte sitzt noch immer wie eine Schicksalsgöttin und fädelt die Borke, und die jüngeren Frauen knüpfen die Fäden. Das Feuer beleuchtet eine herrliche Gruppe ehrwürdiger Häupter, wie sie sich ein Maler oder Bildhauer nur wünschen möchte. Aber was steckt in diesen Häuptern? Sie haben keine Geschichte; ihre Ueberlieferungen sind kaum des Namens werth; sie leiten ihre Abstammung von einem Hunde her; ihre Leiber und Häuser wimmeln von Ungeziefer; sie sind in die tiefste Unwissenheit versunken; sie kennen keine Buchstaben und kaum über tausend Zahlen; sie kleiden sich in Baumrinde und ungegerbte Thierfelle; sie verehren den Bären, die Sonne, den Mond, das Feuer, das Wasser und wer weiß was sonst noch; sie sind unbildsame und unverbesserliche Wilde; und dennoch sind sie anziehend, in gewissem Grade fesselnd und nie vergesse ich die Musik ihrer tiefen, sanften Stimmen, noch den milden Glanz ihrer braunen Augen, noch ihr wundervoll süßes Lächeln.

Der Anblick der Ainos macht einen sonderbaren Eindruck, nachdem man die Japanesen gesehen hat, mit ihrer gelben Haut, ihrem starren Haar, schwachen Augenlidern, länglichen Augen, platten Nasen, flachen Brüsten, mit ihren mongolischen Zügen und schwächlichem Körperbau, den schwankenden Gang der Männer und das abgemessene Getrippel der Frauen und den allgemein sichtbaren Verfall der Gattung. Mit Ausnahme von zweien oder dreien waren alle Ainos, die ich erblickte, schrecklich aussehende Wilde, genugsam körperlich kräftig, um die größten

Schandthaten zu verüben; sobald sie jedoch sprachen, strahlte ihr Antlitz in einem Lächeln, so mild wie das eines Weibes.

Die Männer sind über mittelgroß, von breiter Brust, breitschulterig, untersetzt und sehr stark gebaut; ihre Arme und Beine sind kurz, dick und muskelig, ihre Hände und Füße groß. Bei Vielen sind die Leiber, namentlich die Gliedmaßen, mit kurzem, aufgesträubtem Haar bedeckt. Ich sah zwei Knaben, deren Rücken mit einem Pelz bedeckt war, so glatt und sanft wie der einer Katze. Auffallend sind die Köpfe und Gesichter. Die Stirn ist sehr hoch, breit und hervorstehend und läßt beim ersten Eindruck ungewöhnliche Begabung und geistige Entwickelung vermuthen. Die Ohren sind klein und tief angesetzt, die Nase ist gerade, aber kurz und bei den Nasenlöchern breit; der Mund ist groß aber wohlgestaltet; die Lippen sind meistens nur schmal. Der Hals ist kurz, die Hirnschale rund, die Backenknochen sind flach und der untere Theil des Gesichts ist, mit dem oberen verglichen, nur klein, — ein sogenannter Fischkopf kommt bei ihnen nicht vor. Die Augenbrauen sind voll und ziehen sich in gerader Linie fast quer über das Gesicht. Die Augen sind groß, ziemlich tief liegend, sehr schön und von einer klaren braunen Farbe, ihr Ausdruck von einer eigenthümlichen Sanftheit; die Augenwimpern sind lang, voll und seidig. Die Haut hat die italienische Olivenfarbe, ist aber meistens fein und hell genug, um die wechselnde Farbe der Wangen wahrnehmen zu lassen. Die Zähne sind klein, regelmäßig und sehr weiß; die Schneide- und Eckzähne sind nicht so unverhältnißmäßig groß, wie es gewöhnlich bei den Japanesen der Fall ist. Die Deckfalte, welche bei den Japanesen dem oberen Theil des Augenlids vorliegt, kommt nicht vor. Die Züge, der Ausdruck und das ganze Gesicht sind eher europäisch als asiatisch.

Die hervorragende Wildheit im Aeußeren der Männer ist der Fülle des dicken, schlichten und schwarzen Haupthaares zuzuschreiben, das in der Mitte getheilt ist und in dichter Masse bis auf die Schultern herab fällt. Wenn sie ausgehen, so ist es durch ein Stirnband in die Höhe gehalten. Die Bärte sind in gleichem Grade voll, ganz prächtig und gewöhnlich lang herab wallend und den Greisen verleihen sie ein wirklich patriarchalisches, ehrwürdiges Ansehen, trotzdem sie durch Rauch und Unreinlichkeit

gelblich gefärbt sind. Der wilde Ausdruck, durch das massenhafte Haupt- und Barthaar und die starken Augenbrauen bewirkt, wird durch die träumerischen braunen Augen gemildert und erlischt völlig bei dem überaus sanften Lächeln, das dem stärkeren Geschlecht in größerem oder geringerem Grade eigen ist.

Ich habe die Höhe von dreißig erwachsenen Männern dieses Dorfes gemessen und fand sie zwischen 5 Fuß 4 Zoll und 5 Fuß



Ein Aino-Patriarch.

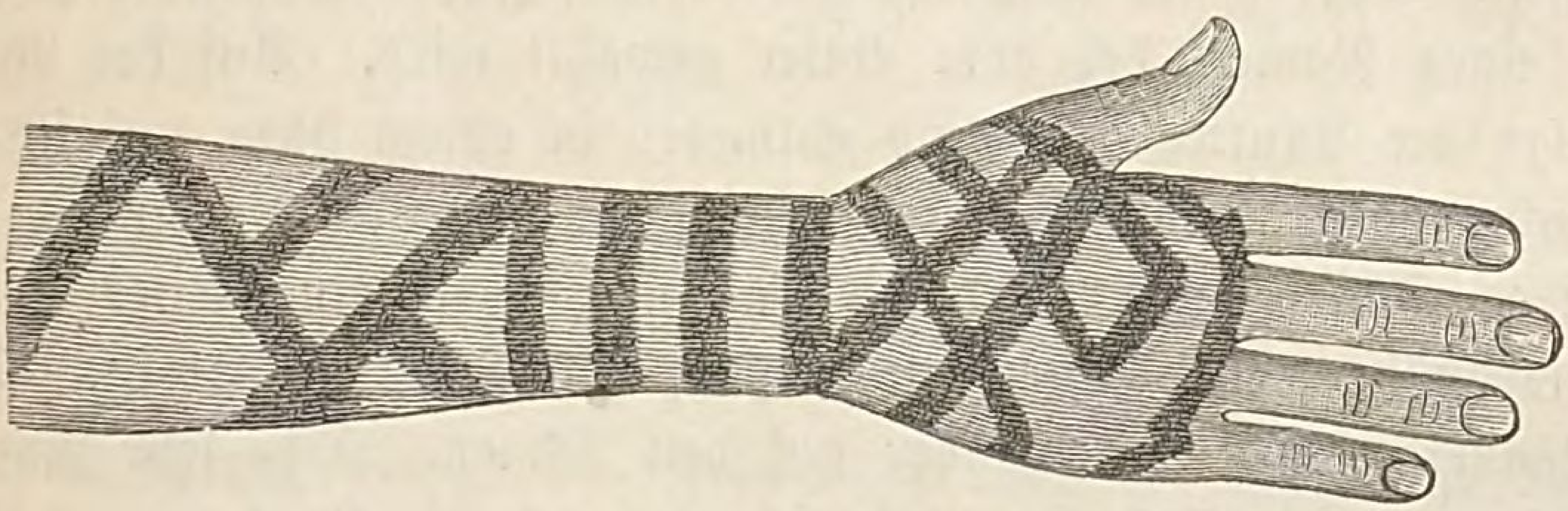
$6\frac{1}{2}$ Zoll. Der Umfang des Hauptes beträgt durchschnittlich $22\frac{1}{10}$ Zoll und der Bogen von einem Ohr zum anderen 13 Zoll. Nach Davies' Angabe wiegt das Hirn eines erwachsenen männlichen Aino, mehrfachen Untersuchungen zu Folge, im Durchschnitt $45\frac{99}{100}$ Unzen, ein Gewicht, welches das aller Hindu- und Mongolenrassen in den indischen Ebenen und das der Urbewohner von Indien und Ceylon übertrifft und welchem nur

das Hirngewicht der Himalaya-Rassen, der Siamesen und der chinesischen Burmesen gleichkommt. Davies giebt ferner an, es überträfe das der asiatischen Rassen im Allgemeinen. Und trotzdem sind die Ainos ein dummes Volk.

Flüchtig Reisende, welche einige Aino-Frauen auf der Straße nach Satsuporo gesehen haben, meinen, sie wären sehr häßlich, ersetzten aber den Mangel an Schönheit durch Fleiß und eheliche Treue. Letzteres außer Zweifel gestellt, kann ich doch der ersteren Behauptung nicht zustimmen. Die Häßlichkeit ist sicherlich der Künstelei und dem Schmutz zuzuschreiben. Die Aino-Weiber werden selten höher als fünf Fuß und einen halben Zoll, sind aber schön geformt, schlank, biegsam und gut entwickelt. Ihre Hände und Füße sind klein, die Fersen ausgebogen, die Gliedmaßen gerundet und die Büsten voll und schön gestaltet; ihr Gang ist fest und elastisch. Kopf und Antlitz sind klein, aber das Haar ist ebenso reich wie bei den Männern und fällt ebenfalls auf beiden Seiten des Gesichts herab. Ihre Zähne sind sehr schön und sie zeigen dieselben gern beim Lächeln. Der Mund ist ein wenig groß aber wohl gestaltet und von einem besonderen Reiz umschwebt, obgleich sie ihn völlig mit einem tättowirten Streifen umgeben, wodurch er größer und breiter erscheint. Ein Mädchen in Schiraoi, das aus irgend einem Grunde diesem Prozeß nicht unterworfen wurde, ist von Gesicht, Farbe und natürlicher Anmuth der Gestalt das schönste Geschöpf, das ich seit langer Zeit gesehen habe. Ihre Hautfarbe ist heller als die der Männer und es sind nicht Viele, die so dunkel wären wie unsere europäischen Brünetten. Einige verbinden die Augenbrauen durch einen tättowirten Strich, so daß eine gerade Linie entsteht. Gleich den Männern schneiden sie das Haar zwei oder drei Zoll über dem Rande des Nackens kurz ab; anstatt sich aber eines Stirnbandes zu bedienen, nehmen sie zwei Locken vor der Stirn ab und knüpfen dieselben an das hintere Haar.

Allgemein sind sie tättowirt, nicht nur mit dem breiten Streifen über und unter dem Munde, sondern auch mit einem Streifen, der sich um die Handknöchel zieht und an den sich eine künstlich ausgeführte Zeichnung anschließt, die sich über die ganze obere Fläche der Hand verbreitet; eine Reihe von Streifen, Armbändern ähnlich, setzt sich bis zum Ellenbogen fort. Die

Verunstaltung beginnt mit dem fünften Jahre, wo manche Kinder noch nicht entwöhnt sind. Ich sah heute die Operation an einem niedlichen kleinen Mädchen vollziehen. Eine Frau nahm ein großes Messer mit scharfer Schneide und schnitt eilig mehrere horizontale Linien über der Oberlippe ein, wobei sie sich dicht an die Biegung des Mundes hielt, und rieb dann, ehe noch die leichte Blutung aufgehört hatte, die wunden Stellen mit glänzendem Ruß ein. Nach zwei oder drei Tagen wird die vernarbte Lippe mit einer Abkochung aus Baumrinde gewaschen, wodurch die Einschnitte fixirt werden und einen blauen Anflug bekommen, den Manche für aufgemalt gehalten haben. Ein Kind, welches gestern diese zweite Operation überstand, hatte geschwollene und entzündete Lippen bekommen. Das Opfer von heute drückte die Hände krampfhaft zusammen, während die Einschnitte gemacht wurden, jedoch ohne zu schreien. Diese Schnitte



Tättowirte Frauenhand.

an den Lippen und die Kreise um den Arm werden bis zur Verheirathung jedes Jahr tiefer und breiter gemacht. Die Männer konnten mir keinen Grund für diese allgemeine Sitte angeben. Es wäre ein alter Gebrauch, der zu ihrer Religion gehörte, erklärten sie, und ohne denselben könnte kein Mädchen sich verheiraten. Benri bildet sich ein, die japanische Sitte, die Zähne zu färben, habe dieselbe Bedeutung; er irrt jedoch, denn jener Gebrauch folgt überall erst nach der Hochzeit. Die Arme tättowirt man, wenn ein Mädchen fünf oder sechs Jahre alt ist und man geht dabei vom Ellenbogen abwärts. Sie zeigten sich sehr betrübt über das neuerliche Verbot der Tättowirung und meinten, die Götter würden darüber erzürnt sein und die Frauen könnten sich nicht verheiraten, ohne tättowirt zu sein; sie baten auch, Herr von Siebold und ich möchten uns in dieser Beziehung bei

der japanischen Regierung für sie verwenden. In dieser Angelegenheit zeigen sie sich weniger gleichgültig als in vielen anderen und wiederholten stets: „Es gehört mit zu unserer Religion."

Die Kinder sind sehr hübsch und anziehend und ihre Gesichter zeugen von einer Intelligenz, die den Erwachsenen fehlt. Sie werden sehr geliebt und erwidern die Liebkosungen, die ihnen zutheil werden. Den Kindern der Gebirgs-Ainos steckt man Hirsekörner in den Mund, sobald sie geboren sind, denen von der Küste einen Bissen Salzfleisch; zu welcher Stunde sie auch das Licht der Welt erblicken, so verlangt die Sitte, daß sie keine Nahrung erhalten, bevor eine Nacht vergangen ist. Entwöhnt werden sie nicht, ehe sie nicht wenigstens drei Jahre alt sind. Knaben werden den Mädchen vorgezogen, doch werden beide geschätzt; von einem kindlosen Weibe kann sich der Mann scheiden lassen. Sobald die Kinder vier oder fünf Jahre alt sind, erhalten sie einen Namen, der vom Vater gewählt wird. Auf der Reise trägt die Mutter das Kind entweder in einem Netze auf ihrem Rücken oder in dem hinteren Theile eines weiten Gewandes; in beiden Fällen aber wird die Last noch durch ein breites Band unterstützt, welches um die Stirn der Frau gelegt ist. Die Männer tragen die Kinder auf den Armen. Den sehr jungen Kindern wird das Haar abgeschoren und die Knaben von fünf bis fünfzehn Jahren tragen entweder eine breite Tonsur oder einen Haarbüschel über jedem Ohr; den Mädchen ist es dagegen gestattet, ihr volles Haar wachsen zu lassen.

Von frühester Kindheit an wird unbedingter und pünktlicher Gehorsam verlangt und schon die jüngsten Kinder werden angelernt, Botschaften auszurichten. Ich sah, daß man Kinder, die anscheinend erst zwei Jahre alt waren, nach Holz ausschickte, und selbst in diesem Alter werden sie in den Gebräuchen des Anstandes unterwiesen, so daß kleine Kinder, die kaum gehen können, niemals eintreten oder das Haus verlassen, ohne jede Person, mit Ausnahme der Mutter, höflich zu grüßen. Bis zum siebenten oder achten Jahre gehen sie nackt, von da ab werden sie ebenso gekleidet wie die älteren. Gegen die Eltern benehmen sie sich äußerst zärtlich. Erst heute, in Gegenwart des gebieterischen Häuptlings, sah ich, wie ein kleines nacktes Geschöpf, das

Stunden lang still gesessen und mit seinen großen braunen Augen in das Feuer gestarrt hatte, der eintretenden Mutter entgegen rutschte und sie mit seinen Armen umschlang, wofür es mit einem zärtlichen Blick und einem Kusse belohnt wurde. Diese kleinen olivenbraunen Geschöpfe, mit ihren hübschen Gesichtern, sind bezaubernd in ihrer unbewußten Unschuld und wegen ihres Gehorsams, um so mehr, als sie niemals durch ihre Neugierde lästig werden. Sie alle sind mit silbernen oder zinnernen Zierrathen geschmückt, die sie an einer blauen Schnur um den Hals hangen haben.

Wie es scheint, so sind die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, wie Keuchhusten und Masern, nicht bösartig bei den Ainos; dagegen leiden die Kinder beim ersten Zahnen an heftigen Schmerzen und auch in dem Alter bis zum zehnten oder elften Jahre an Hautkrankheiten.

XXXIX.

Kleidung der Ainos. — Feiertagskleider. — Häusliche Baukunst. — Hausgötzen. — Japanische Raritäten. — Nothwendige Lebensbedürfnisse. — Suppe aus Thonerde. — Das Pfeilgift. — Fallstricke mit Pfeilen. — Weibliche Beschäftigungen. — Rindentuch. — Die Webekunst.

Die Kleidung der Ainos ist besser als man sie gewöhnlich bei Wilden findet. Im Winter besteht dieselbe aus einem oder mehreren Röcken aus Thierhäuten und Kappen aus gleichem Stoffe; wenn die Männer auf die Jagd gehen, so fügen sie noch roh gearbeitete Wildschuhe hinzu. Im Sommer tragen sie „Kimonos" oder weite Gewänder aus Tuch, das aus den Rindenfasern eines Waldbaums gewebt wird. Dies ist ein schönes, dauerhaftes Fabrikat in verschiedenen Schattirungen der natürlichen rothgelben Farbe und ähnelt dem sogenannten „Panama-Canevas." Darunter wird eine Haut oder eine Jacke aus Birkentuch getragen. Diese Röcke reichen den Männern bis

unter die Kniee, die Schöße sind von rechts nach links über einander geschlagen und mittelst eines Gürtels aus demselben Stoffe um den Oberleib befestigt. In diesem Gurt steckt ein grobes dolchähnliches Messer mit geschnitztem und ausgelegtem hölzernen Heft und Scheide. Da das Tabakrauchen keineswegs in allgemeinem Gebrauch ist, so gehören Pfeife und Tabaksbüchse nicht, wie bei den Japanesen, zu dem gewöhnlichen Zubehör der männlichen Kleidung. Eng anschließende Beinkleider, aus Fellen oder Birkentuch, werden von beiden Geschlechtern getragen, aber weder Schuhe noch Sandalen. Der Weiberrock reicht bis auf die Mitte zwischen Knie und Fußknöchel, sitzt lose und ohne Gürtel und ist bis zum Halse geschlossen. Eine Aino-Frau ist nicht nur vollständig bekleidet, sondern wird auch niemals vor Anderer Augen die Kleider wechseln, sondern nur wenn sie allein oder im Dunklen ist. Neulich nahm eine Japanesin in Sarufuto eine Aino-Frau in ihr Haus und drang darauf, daß sie ein Bad nähme. Sie weigerte sich aber so lange, bis man das Badehaus vollständig durch Wandschirme abgeschlossen hatte. Als die japanische Frau später hinging, um nach ihr zu sehen, fand sie sie angekleidet im Wasser sitzen, indem sie erklärte, die Götter würden erzürnt sein, wenn sie sich ihnen nackt zeigte.

Die Festtagskleider sind oft außerordentlich hübsch und mit regelmäßigen Figuren verziert; sie bestehen aus grober blauer Baumwolle, sehr kunstreich mit scharlachrothen und weißen Fäden besäumt. Das Festkleid der Männer wird durch eine längliche, reich verzierte Schürze vervollständigt. In diesen Staatskleidern nehmen sich die hübschen, kräftig gebauten Wilden außerordentlich gut aus. Niemals sah ich ein Kind, das über neun Jahre alt war, unbekleidet, gleichviel ob Knabe oder Mädchen. Die Geschmeide der Frauen bestehen in großen silbernen oder zinnernen Ohrringen und silbernen Halsverzierungen; Einige tragen Armbänder von Messing. Eine besondere Vorliebe haben die Frauen für auffällig rothe Farben und ich befreundete mich mit ihnen, indem ich Streifen aus einem rothen seidenen Halstuche unter sie vertheilte, die sie bald darauf zur Verzierung ihrer Röcke verwendeten.

Die Häuser in den fünf auf einander folgenden Dörfern sind sehr gut; ebenso in Horobets; schlechter jedoch sind sie in

Schiraoi, wo die Urbewohner unter dem Einflusse nahe gelegener Grogläden leiden. Sie unterscheiden sich in vieler Beziehung von allen, die ich bisher gesehen habe, ähneln aber am meisten den Grashäusern der Eingeborenen von Hawaii. Die Sitte scheint weder Veränderungen noch Neuerungen hold zu sein; bei allen ist der Styl derselbe und die Verschiedenheit besteht nur in der Größe und Ausführung. Für ein strenges Klima scheinen die Wohnungen schlecht geeignet zu sein; doch läßt sich dasselbe von denen der Japanesen sagen. In ihren Häusern, wie in ihren Gesichtern, haben die Ainos mehr Aehnlichkeit mit Europäern als ihre Besieger, denn sie haben Thorwege, Fenster, erhöhete Schlafstellen und ähnliche Feuerstätten wie die Schotten in den Hochlanden.

Gewöhnlich sieht man ein kleines Haus, an das Ende eines größeren angebauet. Das kleine Haus bildet den Flur oder das Vorzimmer, in welches man durch einen niedrigen, mit schweren Rohrmatten verhangenen Thorweg gelangt. Es enthält den großen hölzernen Mörser und den zweikolbigen Stößel zum Zerstampfen der Hirse, einen hölzernen Behälter für die Hirse, Netze oder Jagdgeräth und einige Rohrbündel zur Ausbesserung des Daches oder der Wände. Niemals befindet sich ein Fenster in diesem Gemach. Von hier führt ein mit dicken Rohrmatten bedeckter Gang nach dem größeren Zimmer. Letzteres hat eine Länge von 20 bis 35 und eine Breite von 15 bis 25 Fuß. Beim Eintritt verwundert man sich über die geringe Höhe der Wände, welche zu dem hohen und steilen Dache in keinem richtigen Verhältnisse stehen.

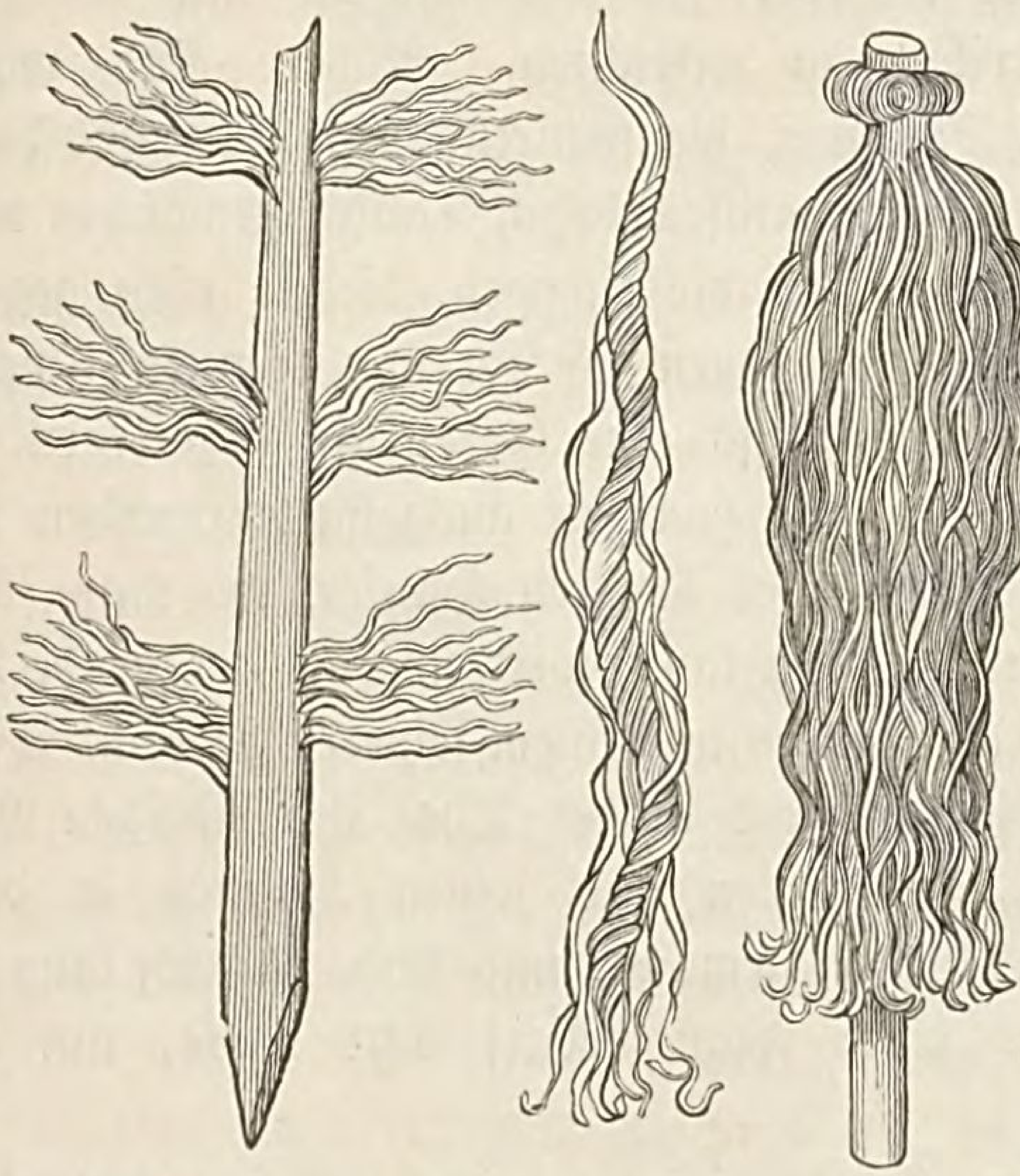
Das Fachwerk des Hauses bestehet aus Pfosten, welche 4 Fuß 10 Zoll hoch und 4 Fuß weit von einander entfernt sind. Sie sind am oberen Ende mit Ausschweifungen versehen, in welchen die schweren Balken der Decke ruhen, und außerdem durch zwei leichtere horizontale Balken verbunden. Die Mauer ist doppelt; der äußere Theil wird aus gleich großen Rohrbündeln gebildet, welche an das Gerüst befestigt sind; der innere Theil besteht aus einer einfachen Lage von Rohrhalmen. Der zwei und zwanzig Fuß hohe Dachrahmen ist aus Balken zusammengesetzt, die sich nach dem roh gehauenen Baum der Firste hinauf erstrecken. An einem Ende des Daches ist unter-

halb des Giebelbaumes eine dreieckige Oeffnung, um dem Rauch Abzug zu geben. Eine besondere Sorgfalt ist auf die Außenseite des Daches verwandt, und die neben einander liegenden erhabenen Reihen von Schilfrohr nehmen sich sehr sauber und hübsch aus. Die Schilfdeckung auf dem obersten Giebelbaum und an den Ecken ist zierlich mit geschälten Ruthenzweigen eingefaßt. Die Deckenbalken des Zimmers liegen so niedrig, daß man sich bücken muß, um nicht mit dem Kopf anzustoßen, und sind mit Speeren, Bogen, Pfeilen, Pfeilschlingen und anderen rohen Geräthschaften behangen. Dach und Sparrwerk sind von Rauch geschwärzt. Unmittelbar darunter befinden sich an einem Ende und auf einer Seite des Hauses die kleinen quadratförmigen Fenster, welche bei Nachtzeit mit hölzernen Läden verschlossen werden.

Auf der linken Seite des Thorweges findet sich stets eine feststehende hölzerne Plattform, die mit einer einfachen Matte bedeckt ist und als Schlafstätte dient. Die kleinen steifen Polsterkissen sind zur Zierde mit einer Matte bedeckt. Falls die Familie zahlreich ist, so sind mehrere solcher Schlafstätten vorhanden. Ueber dem äußeren Rande derselben zieht sich eine wagrechte Stange entlang, auf welche Matten gehängt werden, um die Schlafplätze von dem übrigen Theile des Gemachs zu sondern; die äußere Seite dieser Matten ist mit kunstreich eingewobenen Figuren von hellrother und brauner Farbe bedeckt. Ueber den ganzen Fußboden ist ein Teppich aus grobem Rohr gebreitet. Der Feuerplatz ist länglich und an dem darüber befindlichen Sparrwerk hangt eine geschwärzte und glänzende Matte, damit der aufsteigende Rauch niedergehalten werde und sich gleichmäßig durch das Zimmer verbreite. Der Ruß, der sich an dieser Matte ansetzt, wird zum Tättowiren gebraucht. Der große Kochtopf, der vom Kochherde herabhangt, ist von der größten Bedeutung für den Haushalt der Ainos.

Die Hausgötter bilden einen wesentlichen Theil jeder häuslichen Ausstattung. In der Mauer zur linken Seite des Eingangs stecken zehn weiße Stäbe, die am oberen Ende mit gekräuselten Spähnen behangen sind; ein anderer Stecken befindet sich an dem Fenster, welches dem Sonnenaufgange zugekehrt ist. Der Hauptgott, ein weißer zwei Fuß hoher, mit spiralförmigen

Hobelspähnen behangener Pfahl steht immer auf dem Fußboden, neben der linken Wand, dem Feuer gegenüber und zwischen der Schlafstätte des Hausvaters und einem niedrigen, breiten Gesims. Letzteres gehört zu den Eigenthümlichkeiten aller Aino-Häuser, auch der ärmsten im Küstenlande wie im Gebirge, und enthält japanische Curiositäten, darunter manche kostbare alte Kunstgegenstände, die freilich durch Rauch und Staub gelitten haben. In den Wohnungen dieser nördlichen Urbewohner sind sie wirkliche Seltenheiten und mit fast feierlicher Sorgfalt an der Wand aufgestellt. In Benri's Hause sind vier und zwanzig



Aino-Götzen.

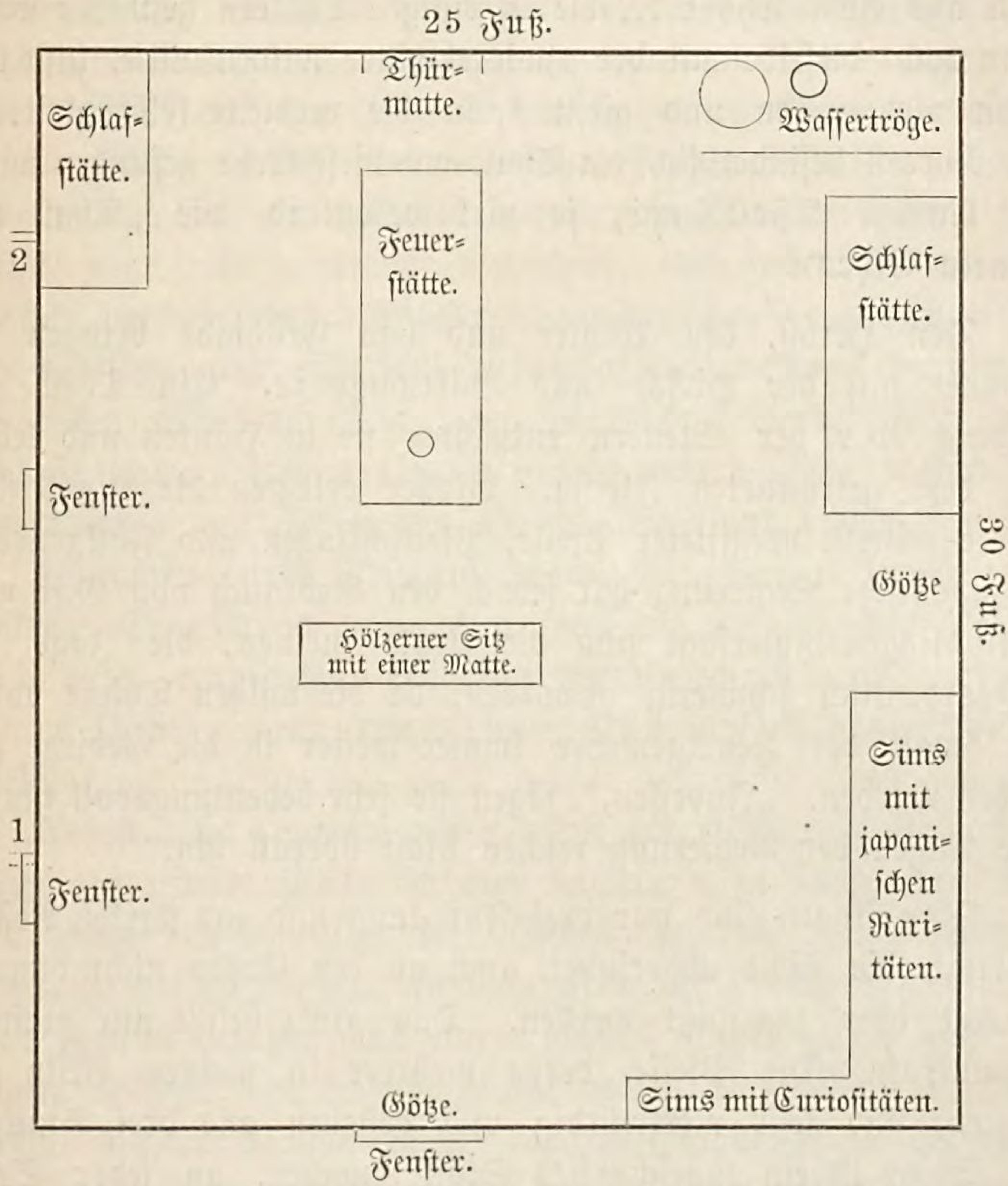
lackirte Urnen oder Theebüchsen, jede auf vier Füßen von gravirter Filigran-Arbeit; hinter denselben eine Anzahl lackirter Näpfchen, Schalen und Theebretter; darüber hangen Speere mit ausgelegt gearbeiteten Griffen und schönen Kaga- und Awata-Schalen. Die Lackwaaren sind besonders schön und einige Urnen sind mit goldenen Daimiyo-Wappen versehen. Eine Urne und eine große bedeckte Schale sind köstlich mit Venusmuscheln ausgelegt. Die großen Urnen findet man in jedem Hause, nebenbei auch Rüstungen und Schwerter mit eingelegter Arbeit, gravirte Klingen und Scheiden, wofür ein Sammler jeden Preis zahlen

würde. Sie lassen sich jedoch durch kein Gebot, sei es noch so hoch, bewegen, sich von diesen alten Besitzthümern zu trennen. „Nein,“ erwidern sie mit ihrer tiefen wohlklingenden Stimme, „wir können sie nicht verkaufen; es sind Geschenke von Denen, die sich freundlich gegen unsere Vorfahren erwiesen haben.“ Und somit bleiben die Goldlack-Waaren, die Perlen-Mosaike, die goldenen Niello-Arbeiten und Daimiyo-Wappen noch fernerhin an ihrem Orte, um in der rauchigen, dunklen Hütte zu glänzen. Einige dieser Gegenstände sind ohne Zweifel Geschenke, welche ihre Väter bald nach der Eroberung von Yezo erhielten, als sie hingingen, dem Stellvertreter des Sjogun und des Fürsten von Matsumae Tribut zu entrichten. Andere sind wahrscheinlich Geschenke von Samurai, die während des Aufruhrs hier Zuflucht fanden; noch andere müssen durch Tausch gewonnen worden sein. Diese Besitzthümer sind die einzigen, die sie nicht gegen Reisbier vertauschen und von denen sie sich nur trennen, wenn sie auf Befehl eines Häuptlings eine Geldstrafe zu erlegen haben oder wenn ein Mädchen zur Hochzeit ausgestattet werden soll.

Mit Ausnahme der ärmsten Häuser, wo man für den Gast nur eine Matte hinlegen kann, wird überall der grobe Teppich auf beiden Seiten der Feuers mit einem feineren bedeckt. Diese Matten und das Rindentuch sind in der That ihre einzigen Manufaktur-Erzeugnisse. Sie werden aus feinen Halmen in dunkelrothen und braunen Mustern gemacht, und sind 14 Fuß lang und 3 Fuß 6 Zoll breit. Eine Frau bedarf acht Tage, um eine anzufertigen.

In jedem Hause befinden sich mehrere bewegliche Sitze, welche für die Gäste an das obere Ende der Feuerstätte gestellt und mit einem Bärenfell oder einem schönen Teppich bedeckt werden. In manchen Häusern sind auch breite, erhöhete Sessel, worauf die älteren Männer sitzen, nach ihrer Sitte mit gekreuzten Beinen, nicht, wie die Japanesen, auf die Hacken gekauert. Ein Wasserfaß steht immer neben der Thüre und an den Balken hangen einige Häute und das zum täglichen Gebrauch bestimmte Wild- oder Bärenfleisch und getrocknete Fische. Außer diesen Gegenständen sind nur noch die nothwendigsten Geräthschaften — hölzerne oder lackirte Näpfe für Speisen und Reisbier; ein Hackebrett und Hackemesser; ein gespaltener Stab, auf welchen

die Birkenspähne zum Verbrennen gesteckt werden; ein dreifach gespaltener Stab, worauf man bei seltenen Gelegenheiten eine irdene Oellampe befestigt; die einzelnen rohen Geräthe zum Weben; die Rinde, woraus sie ihre Kleiderstoffe verfertigen; die Halme zur Anfertigung der Teppiche — damit sind ihre nothwendigsten Lebensbedürfnisse erschöpft. Eisen kommt beim Bau



Grundriß eines Aino-Hauses.

ihrer Häuser nicht zur Verwendung, sondern wird durch außerordentlich zähe Faserstoffe ersetzt.

Die Zubereitung ihrer Nahrung, die aus einem Gebräu von allem möglichen Eßbaren besteht, habe ich bereits beschrieben. Sie verzehren frischen, gesalzenen und getrockneten Fisch, Seegras, Schnecken, die verschiedenen Gewächse, welche die Wildniß, die ihre Dörfer umgiebt, erzeugt, wilde Wurzeln und Beeren,

dazu Wildpret, frisches und getrocknetes Bärenfleisch, kurzum Alles durch einander gemischt, was eßbar und nicht giftig ist. Zum Umrühren der Speisen bedienen sie sich hölzerner Löffel und beim Essen besonderer Stäbchen. Sie halten täglich nur zwei regelmäßige Mahlzeiten, sprechen ihnen aber wacker zu. Zur Ergänzung der erwähnten Speisen haben sie einen dicken Brei aus einer Thonerde, die in einigen Thälern gefunden wird. Man kocht dieselbe mit der Zwiebel einer wilden Lilie, läßt den Thon niedersinken und gießt dann die verdickte Flüssigkeit ab. Im Norden befindet sich ein Thal, wo diese Erde gefunden wird, mit Namen Tsie-toi-nai, so viel bedeutend wie „Thal der eßbaren Erde."

Den Herbst, den Winter und das Frühjahr bringen die Männer auf der Hirsch- und Bärenjagd zu. Ein Theil des Tributs oder der Steuern entrichten sie in Häuten und leben von dem getrockneten Fleisch. Bisher erlegten die Ainos jene Thiere mittelst vergifteter Pfeile, Pfeilschlingen und Fallgruben; die japanische Regierung hat jedoch den Gebrauch von Gift und Pfeilschlingen untersagt und die Leute meinen, die Jagd sei außerordentlich schwierig geworden, da die wilden Thiere durch den Knall der Feuergewehre immer weiter in die Gebirge getrieben würden. „Indessen," fügen sie sehr bedeutungsvoll hinzu, „die Augen der Regierung reichen nicht überall hin."

Ihre Bogen sind nur drei Fuß lang und aus starken Aesten gefertigt, die nicht abgerindet, auch an den Enden nicht dünner gemacht oder zugespitzt werden. Das Holz besitzt nur geringe Spannkraft. Die Pfeile, deren mehrere in meinen Besitz gelangten, sind sehr merkwürdig und bestehen aus drei Stücken. Die Spitze ist ein zugeschärftes Stück Knochen, an jeder Seite mit einer länglichen Vertiefung, welche das Gift aufnimmt. Diese Spitze ist mittelst eines Rindenbandes an ein vier Zoll langes Knochenstück befestigt, das wieder an einen vierzehn Zoll langen Schaft festgebunden ist; das untere Ende ist zuweilen mit drei Federn besetzt.

Das Gift wird in weichem Zustand in die längliche Vertiefung gebracht und verhärtet nachher. Zuweilen enthalten die Pfeilspitzen einen Theelöffel voll von diesem giftigen Stoff. Da die

vergiftete Spitze nur leicht an dem Schaft befestigt ist, so bleibt sie, während Letzterer abfällt, stets in der Wunde stecken.

Pipichari gab mir eine kleine Quantität von dem giftigen Teige und zeigte mir auch die Pflanze, aus deren Wurzel es bereitet wird, den japanischen Eisenhut, dessen blaue Blüten aus allen Gebüschen hervorschimmern. Die Wurzel wird zu einem Teig geknetet, mit einer röthlichen Erde und mit Thierfett vermengt und alsdann in die Pfeilspitze gebracht. Man sagt, das Gift würde noch vor dem Gebrauche in die Erde vergraben; Benri erklärte jedoch, daß dies ohne Nutzen sei. Eine einzige Verwundung soll einen Bären binnen zehn Minuten tödten, das Fleisch aber nicht ungenießbar machen; auch gebraucht man die Vorsicht, ein bedeutendes Stück rund um die Wunde auszuschneiden. Dr. Eldridge, der sich früher in Hakodate aufhielt, verschaffte sich dieses Gift und kam nach mehrfachen Versuchen zu dem Schlusse, daß es weniger scharf sei als andere Gifte, welche die Eingeborenen auf Java, die Buschmänner und einige Stämme am Amazonen- und Orinoco-Strome zu gleichem Zwecke verwenden. Die Ainos behaupten, daß ein Mensch, der zufällig durch einen vergifteten Pfeil verwundet werde, nur getheilt werden könnte, wenn der verletzte Theil sogleich ausgeschnitten würde.

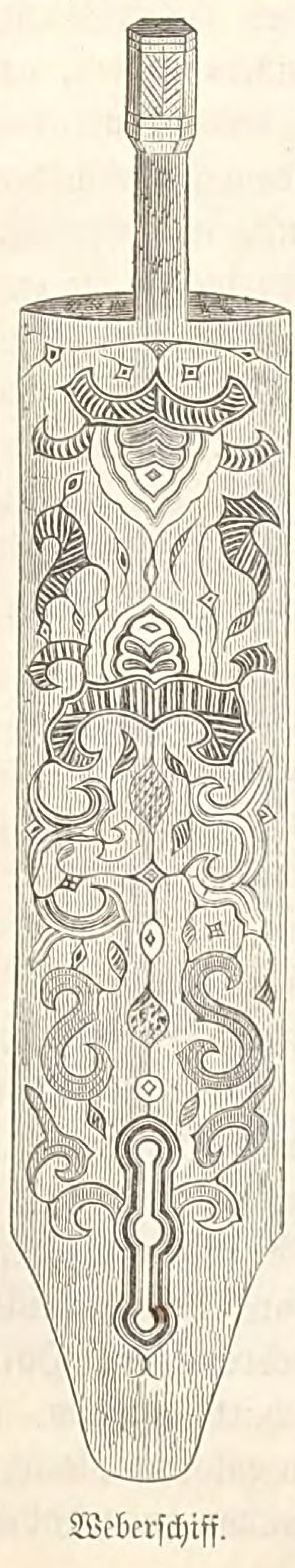
Es ist nicht zu verwundern, daß die Regierung die Fallen mittelst vergifteter Pfeile verboten hat, denn sie machen den Verkehr unsicher und weiter im Norden, wo die Jäger weniger überwacht werden als hier, ist man noch immer dadurch gefährdet. Diese Fallen bestehen aus einem großen Bogen mit einem vergifteten Pfeile, der so angebracht wird, daß, sobald ein Bär darüber hinschreitet, die Schnur sogleich abschnappt — ein höchst einfaches und sinnreiches Mittel, um in der Stille zu tödten. Solcher Pfeilschlingen sah ich zu funfzig in einem Hause.

Wie schon erwähnt, sind die Frauen den ganzen Tag beschäftigt. Sie sehen heiter und sogar fröhlich aus und altern nicht vor der Zeit wie die Japanesinnen, zum Theil vielleicht, weil ihre Häuser gut gelüftet sind und der Gebrauch der Holzkohlen ihnen unbekannt ist. Wenngleich sie hart arbeiten, so glaube ich doch nicht, daß sie einer solchen grenzenlosen Plackerei unterworfen seien, wie die meisten wilden Frauen zu erdulden

haben. Sie essen von derselben Speise und zu derselben Zeit wie die Männer, lachen und plaudern in ihrer Gegenwart und



im Alter wird ihnen gleiche Ehrerbietung und Hülfe zutheil. Gelegentlich verkaufen sie Teppiche und Borkentuch und die Männer lassen ihnen ihre Einnahme. Auf die Verfertigung des Rindenzeuges verstehen sich alle Aino-Frauen. Die Männer beschaffen die Rinde in Streifen und nehmen die äußere Bedeckung davon ab. Die innere Rinde wird in verschiedene dünne Schichten getheilt und von den älteren Frauen in dünne Fasern zerlegt, verknüpft und in Ballen von je einem Pfund zusammengewunden. Weiter ist nichts erforderlich, um die Fäden zu weben, aber einige Frauen tauchen sie noch in eine Rindenabkochung, um die natürliche braune Farbe dunkler zu machen.



Weberschiff.

Das Webegeräth ist höchst einfach. In dem Fußboden ist ein starker Haken fest gemacht, woran die Fäden des Gewebes mit dem einen Ende befestigt sind; das andere Ende derselben haftet an dem Oberleibe des Webers, der dem Gewebe die nöthige Spannung giebt, indem er sich in steifer, unverrückter Stellung erhält. Die Fäden laufen durch einen Rahmen, welcher wie ein Kamm gestaltet ist und auf den Fußknöcheln ruhet. Die oberen und unteren Fäden werden durch eine hohle Rolle aus einander gehalten. Das Webeschiffchen besteht aus einem Holz, welches mit Schnitzereien verziert ist. Das gefertigte Tuch wird auf eine Walze aufgerollt. Die Länge des Gewebes beträgt funfzehn Fuß und die Breite funfzehn Zoll. Das Tuch wird sehr regelmäßig gewoben und die Knötchen der Fäden werden sorgfältig auf der unteren Seite gehalten. Das

Verfahren geht langsam und ist sehr ermüdend, und eine Frau kann in einem Tage nicht mehr als einen Fuß breit anfertigen. Die Weberinnen sitzen auf dem Fußboden und haben das ganze Geräth an ihrer Brust, den Webebaum oder eigentlich Webekamm an ihren Fußknöcheln befestigt. Es erfordert eine lange Uebung, um die nöthige Spannung mit steifem Rücken unverändert zu erhalten; je nachdem die Arbeit es erfordert, rücken sie dem Haken allmälig näher. In den größeren Häusern kommen zwei oder drei Frauen schon des Morgens mit ihrem Webezeug, befestigen die Haken und bleiben den ganzen Tag bei ihrer Arbeit; die anderen, denen diese Vergünstigung nicht zutheil wird, weben draußen und befestigen die Haken in dem Erdboden. Das ganze Geräth kann in wenigen Minuten aufgenommen und von der Stelle geschafft werden. Es ist die einfachste und vielleicht ursprüngliche Form der Handweberei und der ganze Apparat wird mit Leichtigkeit mittelst eines gewöhnlichen Messers angefertigt.

XL.

Elementar-Religion. — Bären-Cultus. — Das ewige Leben. — Ehestand und Scheidung. — Musik-Instrumente. — Der Stand der Häuptlinge. — Tod und Begräbniß. — Sittliche Eigenschaften.

Die religiösen Vorstellungen der Ainos sind im höchsten Grade unbestimmt und ohne Zusammenhang. Mit Ausnahme der Hügeltempel von japanischer Bauart, die dem Yoschitsune geweihet sind, besitzen sie keine Tempel und haben weder Priester, noch Opfer, noch Gottesdienst. Wie zu ersehen ist, so ist ihr Cultus durch alle überlieferten Zeiten die roheste und ursprünglichste Form der Naturreligion gewesen, eine unbestimmte Verehrung von Bäumen, Flüssen, Felsen und Bergen und undeutliche Vorstellungen von einer guten oder bösen Macht, die sie dem Meere, dem Walde, dem Feuer, der Sonne und dem Monde beilegen. Ich kann nicht erfahren, ob sie eine Spur von der

Götterverehrung ihrer Vorfahren besitzen, aber ihre rohe Naturreligion mag die ursprüngliche Form des japanischen Sinto-Cultus sein. Von ihrer Anbetung der belebten und unbelebten Natur scheint die Verehrung, die sie dem Yoschitsune zollen, die einzige Ausnahme zu machen. Diesem glauben sie Vieles schuldig zu sein und Einige hegen die Hoffnung, daß er als Vermittler für sie wirken werde. Ihre Götter, das heißt die äußeren Sinnbilder ihrer Religion, entsprechen den Sinto-Gohei und sind Ruthen oder Stäbe aus geschältem Holz, von deren Spitze lockenförmige Spähne herabhangen. Diese stehen nicht nur, zuweilen zu zwanzig, in ihren Häusern, sondern auch an Abhängen, Flußufern, Strömen und Gebirgspässen, und die Bootsleute, wenn sie über reißende und gefahrvolle Stellen hinweg fahren müssen, pflegen solche Ruthen in den Fluß zu werfen. Es würde unsinnig sein, wollte man über die religiösen Ideen eines Volkes schreiben, das keine besitzt, und über den Glauben eines Volkes, das nur aus erwachsenen Kindern besteht. Ich habe mir unendliche Mühe gegeben, über die religiösen Vorstellungen der Ainos belehrt zu werden und Schinondi versicherte mir, sie hätten mir Alles gesagt, was sie selber darüber wüßten, und das Ganze besteht nur in undeutlichen Befürchtungen und Hoffnungen und in der Vermuthung, es möge noch Dinge geben, die mächtiger seien als sie selber, deren guter Einfluß vielleicht zu erlangen sei und deren nachtheilige Einwirkung durch reichliche Trankopfer von Sake abgewandt werden könne.

Was man Gottesdienst nennt, besteht bei diesen Wilden nur in solchen Trankspenden von Reisbier, wobei sie die Becher und die Hände schwenken, ohne sich aber im Geiste einem Flehen oder einer Abbitte hinzugeben. Nur in diesem Sinne verehren sie den Wald und das Meer, die Sonne und den Mond, nicht aber die Sterne. Dem Wolf, der schwarzen Schlange, der Eule und verschiedenen anderen Thieren legt man den Namen „Kamoi“ oder Gott bei; so ist der Wolf der „heulende Gott“, die Eule „der Vogel der Götter“, eine schwarze Schlange „der Rabengott“, aber keines dieser Thiere wird angebetet; die Verehrung des Wolfes hat in letzter Zeit ganz aufgehört. Der Donner, „die Stimme der Götter“, flößt ihnen einige Furcht ein. Die Sonne, sagen sie, sei ihr bester Gott und demnächst das Feuer,

also die Gottheiten, von welchen ihnen die größten Wohlthaten gespendet worden sind. Eine Vorstellung von Dankbarkeit waltet in ihren rohen Begriffen vor, wie bei der Verehrung des Yoschitsune, und spricht auch aus einem Gesange, der an verschiedenen Oertern bei ihren Festen gesungen wird, womit sie den Schluß der Jagdzeit und des Fischfanges feiern.

„Der Sonne, die uns ernähret, und dem Walde, der uns schützt, bringen wir unseren Dank dar. Sie sind zwei Mütter eines gleichen Kindes; die eine möge nicht zürnen, wenn wir uns zu der anderen wenden. Die Ainos werden stets der Stolz des Waldes und des Meeres sein."

Eine besondere Art von Opfer besteht darin, daß sie einen werthlosen todten Vogel, der einem Sperling ähnlich sieht, neben einen ihrer Götzen hinlegen und ihn so lange liegen lassen, bis er in Fäulniß übergeht. Für die Götter trinken ist der wichtigste Akt des Gottesdienstes und somit verbindet sich die Trunksucht mit der Religion, denn je mehr Reisbier die Ainos trinken, desto frommer sind sie und desto wohlgefälliger den Göttern. Außer dem Sake scheint kein anderes Getränk in großem Ansehen bei den Göttern zu stehen. Niemals unterläßt man es, dem Feuer und den hölzernen Götzen Trankopfer zu spenden, wobei stets die Schale nach innen geschwenkt wird.

Ein ganz besonderer Zug in dieser rohen Götterlehre ist die Verehrung des Bären. Wenngleich der Yezo-Bär zu den schönsten der Gattung gehört, so läßt sich doch der Beweggrund zu dieser Verehrung nicht begreifen, denn sie stecken zwar seinen Schädel in ihren Dörfern auf, fangen ihn aber auch in Schlingen, tödten und essen ihn und verkaufen sein Fell. Ohne Zweifel flößt ihnen dieses Thier mehr religiöse Hochachtung ein als die unbeseelten Naturkräfte; die Ainos sind daher entschiedene Verehrer des Bären und die Bärenfeier ist ihr wichtigster religiöser Festtag. So sanft und friedlich sie auch sind, so zollen sie doch der Wildheit und dem Muthe große Bewunderung; der Bär, das stärkste, wildeste und muthigste Thier, das ihnen bekannt ist, hat ihnen daher wahrscheinlich zu allen Zeiten große Achtung eingeflößt. Einige ihrer Gesänge preisen den Bären, und der höchste Lobspruch, den sie einem Manne spenden, besteht darin, daß sie ihn mit einem Bären vergleichen. So sagte Schinondi

von dem Häuptling Benri: „Er ist so stark wie ein Bär,“ und die alte Parze nannte Pipichari, um ihn zu loben, „den jungen Bären.“

In allen Aino-Dörfern und vorzugsweise in der Nähe von des Häuptlings Hause stehen mehrere hohe Pfeiler, auf deren Spitze der fleischlose Schädel eines Bären aufgesteckt ist; und in den meisten auch ein großer Käfig aus Balken, drei Fuß über den Erdboden erhoben. Zu jetziger Zeit enthalten diese Käfige junge aber gut gewachsene Bären, die man, als sie noch ganz klein waren, im Frühling gefangen hat. Nachdem der junge Bär gefangen worden, wird er in ein Wohnhaus gebracht, gewöhnlich in das des Häuptlings, und dort von einer Frau gesäugt. Die Kinder spielen mit ihm, bis er zu groß und rauh für das Haus wird und man ihn in einen starken Käfig sperrt. Hier wird er bis zum Herbst des nächsten Jahres gefüttert und dann, wenn er stark und ausgewachsen ist, am Feste des Bären getödtet. Die Gebräuche bei diesem Feste sind verschieden und im Gebirge erlegt man den Bären auf eine andere Weise als an der Küste, aber überall findet alsdann ein Zusammenlauf des Volkes statt und nur die Männer nehmen an diesem Feste Theil, wo man viel Sake trinkt und einen absonderlichen Tanz aufführt.

Nachdem der Bär durch Lärmen und Geschrei aufgereizt worden ist, versetzt ihm ein Häuptling mittelst eines Pfeilschusses eine leichte Wunde, wodurch er vollends ergrimmt wird, so daß er in voller Wuth aus dem Käfig springt, sobald die Schranken geöffnet werden. Alsbald stürzen sich die Ainos mit verschiedenen Waffen auf ihn zu und Jeder sucht ihm eine Wunde beizubringen; denn das Blut dieses Thieres vergießen soll Glück bringen. Sobald er erschöpft niederfällt, wird ihm der Kopf abgeschnitten. Alsdann wird der Leichnam unter das Volk vertheilt; der Kopf wird unter festlichem Jubel auf einen Pfahl gesteckt und verehrt, das heißt: er empfängt Trankspenden von Reisbier und das Fest schließt mit allgemeiner Trunkenheit. In manchen Dörfern herrscht der Gebrauch, daß die Pflegemutter des Bären ein durchdringendes Klagegeschrei erhebt, wenn er seinen Mördern überliefert wird, und, sobald er erschlagen worden, jeden derselben mit einem Baumzweige abstraft.

Wenn ein Bär in der Falle gefangen oder durch einen Pfeil verwundet worden ist, so begehen die Jäger eine Art Versöhnungsfeier. Auch scheinen sie eine dunkle Idee von der Seelenwanderung zu haben, wie dies aus dem Usu-Gebete an den Bären und aus gewissen Traditionen zu ersehen ist; doch läßt sich nicht bestimmen, ob diese Idee bei ihnen ursprünglich einheimisch war oder erst in späterer Zeit durch Berührung mit dem Buddhismus entstanden ist.

Von einem zukünftigen Leben haben sie keine bestimmte Vorstellung und augenscheinlich mißfällt ihnen der Gegenstand. Ihre Begriffe darüber sind dürftig und verworren. Einige glauben, daß die Seelen ihrer Freunde in Wölfe und Schlangen überwandern; Andere, daß sie durch die Wälder schweifen; noch Andere, daß sie an einen guten oder schlimmen Ort gelangen, je nach ihren Thaten; Schinondi aber sagte mit pathetischem Ausdruck: „Wie könnten wir das wissen, da noch Keiner wiedergekommen ist, es uns zu erzählen?" Als ich ihn fragte, was man unter bösen Handlungen verstände, antwortete er: „Schlechtes Betragen gegen die Eltern, stehlen und lügen." Die Zukunft scheint jedoch keine Stelle in ihren Gedanken einzunehmen und man kann kaum vermuthen, daß sie an eine Unsterblichkeit der Seele glauben, obschon ihre Gespensterfurcht beweist, daß sie einen Unterschied zwischen Körper und Geist anerkennen.

Höchst einfach sind ihre geselligen Gebräuche. Die Mädchen verheiraten sich niemals vor dem siebenzehnten, die Männer nicht vor dem ein und zwanzigsten Jahre. Wenn ein Mann heiraten will, so ersieht er sich ein Mädchen und fragt den Häuptling, ob er um dasselbe anhalten solle. Wird die Erlaubniß persönlich oder durch Vermittelung ertheilt, so bewirbt er sich beim Vater, und sobald dieser einwilligt, macht ihm der Bräutigam ein Geschenk, gewöhnlich mit einer japanischen Rarität. Damit ist die Verlobung festgestellt und die bald darauf folgende Hochzeit wird mit einem Reisbier-Gelage gefeiert. Wesentlich ist es, daß der Ehemann ein Haus erwirbt, wo er seine Gattin einführt. Jedes Paar lebt getrennt und selbst der älteste Sohn führt seine Braut nicht in das Haus seines Vaters. Vielweiberei ist in zwei Fällen gestattet. Der Häuptling darf drei Weiber haben, aber jedes muß in einem besonderen Hause wohnen.

Benri hat zwei Frauen; aber es scheint, daß er die zweite nahm, weil die erste kinderlos blieb; in diesem Falle nämlich ist die Vielweiberei ebenfalls gestattet; in Biratori findet sich jedoch kein Beispiel davon, und die Männer meinen, sie wollten sich lieber mit einer Frau begnügen, als Zank und Unfrieden haben. Die Usu-Ainos sagten mir, unter den Stämmen an der Vulkanbai wäre die Vielweiberei nicht gebräuchlich, selbst nicht bei den Häuptlingen.

Den Wittwen ist es vergönnt, sich wieder zu verheiraten, wenn der Häuptling seine Einwilligung dazu giebt; unter den Berg-Ainos aber muß die Frau unbedingt während eines Zeitraumes von sechs bis zwölf Monaten abgesondert in dem Hause ihres verstorbenen Gatten leben und darf nur zuweilen an die Thüre gehen, um mit Sake nach beiden Seiten zu sprengen. In ähnlicher Weise sondert sich ein Wittwer dreißig Tage lang ab.

Wenn ein Mann seine Frau nicht leiden mag, so kann er sich, mit Bewilligung des Häuptlings, von ihr scheiden; jedoch muß er sie mit hinreichenden und guten Kleidern ihren Eltern zurückschicken. Unzulässig ist eine Scheidung, sobald Kinder vorhanden sind und kommt selten oder niemals vor. Die eheliche Treue gehört zu den Tugenden der Aino-Frauen; für den möglichen Fall der Treulosigkeit bestimmt die Sitte, daß der beleidigte Ehemann seine Frau an ihren Buhlen abtrete, falls derselbe unverheiratet ist; in diesem Falle bestimmt der Häuptling die Entschädigung, welche der Buhle zu zahlen hat.

Alte und Blinde werden gänzlich von ihren Kindern unterhalten und diese erzeigen ihnen kindliche Ehrerbietung und Gehorsam bis zum Tode.

Wer einen Anderen bestiehlt, muß das Genommene wieder zurückerstatten und dem Bestohlenen außerdem ein Geschenk machen, dessen Werth der Häuptling feststellt.

Die Sitte verpflichtet jeden Aino, Gastfreundschaft zu üben. Wie man mich empfangen hat, so nehmen sie jeden Fremden auf, geben ihm das Beste, räumen ihm den ehrenvollsten Platz ein, spenden ihm Gaben und versehen ihn bei seiner Abreise mit Hirsekuchen.

Einige Feste abgerechnet, haben sie wenige Vergnügungen. Der Tanz, den sie mir zu Ehren veranstalteten, bewegt sich langsam und traurig, und ihre Gesänge sind Lieder oder Recitative. Sie besitzen ein Musik-Instrument, einer Guitarre ähnlich, mit drei, fünf und sechs Saiten, gefertigt aus den Flechsen der Walfische, die an die Küste geworfen werden. Ein anderes, welches wahrscheinlich nur bei ihnen vorkommt, besteht aus einem einfachen Stück Holz, etwa fünf Zoll lang und anderthalb Zoll breit, mit einer zugespitzten hölzernen Zunge, die in der Mitte befestigt ist. Das Instrument wird an den Mund gesetzt und die Zunge mittelst des Athems in Schwingung versetzt. Es klingt weniger grell aber nicht angenehmer als die sogenannte Maultrommel. Einer der Männer gebrauchte es zur Begleitung des Gesanges. Sie trennen sich nicht gern von diesem Instrument, denn es soll schwierig sein, ein Stück Holz zu finden, das sich mit der nöthigen Feinheit bearbeiten läßt.

Unter einander beobachten sie die größte Höflichkeit. Sie begrüßen sich häufig — beim Eintritt in das Haus und beim Abschiede, wenn sie sich auf der Straße begegnen, wenn sie irgend Etwas von Anderen empfangen oder ihnen etwas Verbindliches gesagt wird. Diese Rücksichten erweisen sie jedoch den Frauen nicht. Der gewöhnliche Gruß besteht darin, daß sie die Hände ausbreiten und ein Mal oder öfter nach innen schwenken und den Bart streichen; bei einer förmlichen Begrüßung erheben sie die nach innen gekrümmten Hände zwei oder drei Mal bis zur Höhe des Kopfes, senken sie wieder und reiben sie an einander; zum Schlusse wird der Bart mehrmals gestrichen. Die letztere Art der Begrüßung wird dem Häuptling zutheil oder den älteren seitens der jüngeren Personen. Den Frauen sind dergleichen Förmlichkeiten nicht auferlegt.

„Medizin-Männer“ haben sie nicht, und obschon ihnen heilsame Kräuter bekannt sind, so kennen sie doch weder die Wirkung noch die Anwendung derselben. Getrocknete und geknetete Bärenleber ist ihr vorzüglichstes Heilmittel, das sie gegen Kolik und andere Uebel anwenden. Sie sind eine gesunde Rasse. In diesem Dorfe mit 300 Einwohnern herrschen keine chronischen Krankheiten; nur ein Fall von Halsbräune und einige Hautkrankheiten bei den Kindern. Auch kommt in diesem und in

fünf anderen Dörfern, die ich besuchte, keine Mißgestalt vor, mit Ausnahme eines Mädchens, deren eines Bein ein wenig kürzer als das andere ist.

Aus der Wurzel eines Baumes, so wie auch aus ihrer Hirse und dem japanischen Reis bereiten sie durch Gährung ein berauschendes geistiges Getränk, doch ist ihnen das japanische Reisbier am liebsten und sie verwenden ihre ganze Einnahme dazu, es in ungeheurer Menge trinken zu können. Es ist ihnen das höchste Glück, das sie kennen oder sich vorstellen können. Eine bestialische Trunkenheit ist die höchste Wonne, nach welcher diese armen Wilden trachten und wird sogar geheiligt durch die Einbildung, daß sie den Göttern zutrinken. Männer und Weiber sind diesem Laster in gleichem Grade ergeben. Einige Wenige jedoch, wie Pipichari, enthalten sich gänzlich dieses Getränkes, indem sie die Schale ergreifen, den Göttern das Trankopfer spenden und sie dann weiter geben. Ich fragte Pipichari, weshalb er keinen Sake tränke, worauf er mir mit freundlicher, offener Miene erwiderte: „Weil es die Menschen zu Hunden macht."

Mit Ausnahme zweier Pferde, die dem Häuptlinge gehören, besitzen sie keine Hausthiere; ihre großen gelben Hunde werden zur Jagd gebraucht, aber niemals in das Haus gelassen.

Trotz ihrer Eigenheit und Anständigkeit sind sie keineswegs sauber. Die Frauen waschen ihre Hände ein Mal des Tages; aber eine andere Waschung ist ihnen unbekannt. Niemals waschen sie ihre Kleider und tragen sie bei Tag und Nacht. Das Kopfhaar und die Bärte der Greise sind, anstatt weiß, gelb von Rauch und Schmutz. Man kann sagen, sie seien unfläthig, ganz so schmutzig wie Massen unseres eigenen Volkes. Ihre Häuser wimmeln von Fliegen, jedoch nicht schlimmer als die japanischen Wirthshäuser. Dennoch haben die Gebirgsdörfer einen Anschein von ungewöhnlicher Sauberkeit, da man dort weder Streu noch Schutthaufen, Pfützen oder anderen Unrath erblickt; ebenso kommen weder im Innern der Häuser noch in ihrer Umgebung unangenehme Gerüche vor, denn sie sind gelüftet und durchräuchert und das Fleisch und die eingesalzenen Fische werden in den Vorrathshäusern aufbewahrt.

Die Zeitrechnung ist ihnen unbekannt und sie wissen ihr

eigenes Alter nicht. Die Vergangenheit ist für sie todt, doch hangen sie, wie andere unterdrückte und verachtete Völker, an der Idee, sie wären in einer lang vergangenen Zeit eine große Nation gewesen. Von blutigen Kämpfen ist ihnen nichts überliefert und die Kriegskunst scheinen sie längst verloren zu haben. Ich fragte Benri über diesen Gegenstand und er sagte, früher hätten die Ainos ebenso wohl mit Speeren und Messern wie mit Bogen und Pfeilen gefochten, aber Yoschitsune, ihr Heldgott, hätte ihnen den Krieg für immer verboten und seitdem würde der zweischneidige Speer mit neun Fuß langem Schafte nur zur Bärenjagd gebraucht.

Die japanische Regierung übt, wie sich von selbst versteht, dieselbe Macht über die Ainos wie über die übrigen Unterthanen, ist aber wahrscheinlich nicht bemühet, sich in die Angelegenheiten der Familien und Stämme zu mischen, für welche die Häuptlinge mit despotischem Ansehen bekleidet sind. Die Ainos leben in Dorfgemeinschaften, deren jede ihren eigenen Häuptling als obersten Lehnsherrn hat. Mir scheint es, als sei dieses Häuptlingswesen nur eine Erweiterung der väterlichen Gewalt, so daß alle Familien im Dorfe wie eine vereinigte Familie regiert würden. Benri, in dessen Hause ich wohne, ist der Häuptling von Biratori und es wird ihm von Allen große Verehrung erwiesen. Die Ernennung zu diesem Amte geschieht auf lebenslang, ist jedoch nicht erblich. Wenn ein Häuptling erblindet oder zu gebrechlich wird, so ernennt er einen Nachfolger; hat er einen befähigten Sohn, dem er zutrauet, daß er die Achtung des Volkes erlange, so ernennt er diesen, in anderem Falle den tauglichsten Mann im Dorfe. Das Volk wird berufen, die Wahl zu billigen und versagt niemals seine Zustimmung.

Benri scheint das Ansehen eines sehr strengen Vaters zu behaupten, denn er benimmt sich gegen alle Männer wie ein Herr gegen Sklaven und sie bücken sich, wenn sie mit ihm sprechen. Niemand kann sich ohne seine Zustimmung verheiraten. Will Jemand ein Haus bauen, so wählt er den Platz. Er besitzt die unbeschränkte Gerichtsbarkeit in Civil- und Criminalfällen, wenn letztere nicht so schwer sind, daß sie der kaiserlichen Behörde anheimfallen. Er erzwingt die Rückerstattung gestohlenen Gutes und bestimmt in allen Fällen die Geldstrafen, welche

die Verbrecher zu zahlen haben. Ebenso ordnet er die Jagden und Festlichkeiten an. Die jüngeren Männer fürchten sich, in seiner Abwesenheit seinem Willen zuwider zu handeln.

Wie es scheint, so ist der älteste Sohn nicht bevorzugt, wie bei den Japanesen. Ihm fallen nicht nothwendiger Weise das Haus und die Raritäten als Erbe zu. Die Letzteren werden nicht getheilt, sondern gehen mit dem Hause auf denjenigen Sohn über, den der Vater für den befähigtsten hält. Die förmliche Adoption ist in Gebrauch. Pipichari ist ein angenommener Sohn und wird wahrscheinlich Benri's Eigenthum erben und die eigenen Kinder desselben verdrängen.

Eine besondere Furcht hegen die Ainos vor den Schlangen und selbst die muthigsten ergreifen bei ihrem Anblick die Flucht. Einige sagten mir, es geschähe, weil man die Bißwunden nicht zu heilen verstände; dies kann aber nicht allein der Grund sein, denn sie fliehen auch vor Schlangen, die ihnen als harmlos bekannt sind.

Einen gleichen Abscheu hegen sie gegen ihre Todten. Der Tod erscheint ihnen in der That als „der Schatten, vom Menschen gefürchtet.“ Der Leichnam wird mit den besten Kleidern angethan, und bleibt etwa drei Tage lang auf einem Sims liegen; in das Grab wird ihm sein Messer, sein Sake-Stäbchen und sein Tabaksgeräth mitgegeben; die Frauen beerdigt man mit ihrem Geschmeide. Mit diesen Gegenständen wird die Leiche in eine Matte eingenähet und nach dem stillen Grabe getragen, in welches man sie in einer halb liegenden Stellung beerdigt. Nichts kann einen Aino bewegen, sich einem Grabe zu nahen, und selbst wenn eine werthvolle Jagdbeute dort niederfällt, so wird er sie nicht aufheben. Ein unbestimmter Schrecken haftet auf immer auf den Abgeschiedenen und dem Aino werden die stygischen Schatten durch kein Licht erhellt.

Benri kann als ein sehr intelligenter Aino gelten. Als Herr Dening aus Hakodate vor zwei Jahren hier war und ihm sagte, es gäbe nur Einen Gott, der uns Alle erschaffen hat, so erwiderte der verschmitzte Alte: „Wenn derselbe Gott, der euch erschuf, auch uns erschaffen hat, wie geht es dann zu, daß ihr so verschieden von uns, so reich seid und wir so arm sind?“ Als er über die kostbaren Stücke von Lackwaaren und eingelegter

Arbeit, welche seinen Raritäten-Sims schmücken, befragt wurde, sagte er, sie rührten wenigstens schon von seinen Urgroßeltern her und, er vermuthe, daß die Daiminyo von Matsuman sie ihnen nach der Eroberung von Yezo geschenkt hätten. Er ist ein Mann von erhabenem Ansehen, trotz den Spuren einer verwüstenden, unregelmäßigen Lebensweise. Sein Zimmer ist geräumig genug und als ich ihn bat, mir den Gebrauch seines Speeres zu zeigen, erschien er mir ganz herrlich in seiner Wildheit. Den Speer in der Hand, trat er zurück und sprang dann zum Angriff vor; seine Arme und Beine waren wie von Eisen; die starken Muskeln traten geschwollen hervor; der ganze Körper zitterte vor Aufregung; das volle Haar fiel massenhaft auf seine Stirn herab und seine Augen sprüheten Flammen. Der leidenschaftliche Kampfmuth war so bewundernswerth dargestellt, daß mir um Ito bange wurde, den er sich als Ziel des Angriffs ersehen hatte.

Während ich schrieb, saßen sieben ältere Männer am Feuer. Ihre grauen Bärte wallten kraus auf ihre Brust hernieder, ihre kahl gewordenen Häupter erschienen besonders ehrwürdig und der Mangel des Haupthaars erhöhete noch die Schönheit der vollen, buschigen Augenbrauen. Ich entwarf eine flüchtige Skizze von dem schönsten unter ihnen und zeigte sie ihm; er war jedoch nichts weniger als erfreuet darüber, äußerte vielmehr Furcht und bat mich, die Zeichnung zu verbrennen, denn sie brächte ihm Unglück und Tod. Ito beruhigte ihn jedoch und er nahm das Bild an, nachdem ein chinesisches Schriftzeichen, welches Glück bedeutet, darunter geschrieben worden war. Alle übrigen aber ersuchten mich, ihre Bildnisse anzufertigen, Pipichari ausgenommen, der wie ein Jagdhund zu meinen Füßen lag.

Die reiche Fülle ihres schwarzen Haares, der seltsame durchdringende Blick ihrer Augen, die haarigen Gliedern und ihre auffallende Körperkraft — dies Alles verleihet ihnen ein fürchterlich wildes Aussehen, und dennoch vergesse ich zuweilen ganz und gar, daß sie Wilde sind, bei dem sanften, hellen Lächeln, an welchem Augen und Mund theilnehmen, und bei der tiefen, wohlklingenden Stimme, wie ich sie noch niemals sanfter und einnehmender gehört habe. Die ehrwürdige Erscheinung dieser Greise stimmt überein mit der Würde und dem Anstande ihrer

Manieren; betrachte ich jedoch die großen Häupter und bedenke, daß die Ainos niemals besondere Fähigkeiten zeigten und eigentlich erwachsene Kinder sind, so scheint doch ihr Gehirn nicht viel Intellekt hervorzubringen. Mehr und mehr werde ich überzeugt, daß ihr Gesicht ein europäisches Gepräge hat: es ist offen, ehrlich und mannhaft, aber sowohl die Züge wie die Stimme haben etwas Rührendes.

In Anwesenheit dieser Greise fragte mich Benri in strengem Tone, ob mir während seiner Abwesenheit irgend etwas Unangenehmes widerfahren sei, denn er befürchte, daß die jungen Leute und die Weiber mich in unhöflicher Weise umdrängt hätten. Ich antwortete in einer verbindlichen Rede, worauf die alten Männer sämmtlich mir mit den Händen zuwinkten und als Zeichen der Erkenntlichkeit ihre Bärte streichelten.

Unter allen ungebildeten Völkern nehmen die Ainos ohne Zweifel eine hohe Stelle ein, dennoch sind sie ebenso unverbesserlich wie die wildesten Nomadenstämme, und die Berührung mit der Civilisation, wo dieselbe stattfindet, erniedrigt sie nur noch tiefer. Mehrere junge Ainos wurden nach Tokiyo geschickt, in mannigfacher Weise unterrichtet und erzogen, sobald sie aber nach Yezo zurückkehrten, verfielen sie wieder in ihre Wildniß und behielten nichts als die Kenntniß der japanischen Sprache. In vieler Beziehung sind sie anziehend, aber auch zugleich unerträglich durch Stumpfheit und Theilnahmlosigkeit; dabei scheinen sie an Zahl zuzunehmen und bei ihrer gesunden Körperbeschaffenheit ist keine Aussicht, daß sie bald aussterben werden.

Den Urbewohnern vieler anderer Länder sind sie schon dadurch überlegen, daß sie sich einem häuslichen Leben annähern. Sie haben ein Wort für „Haus" und für „Heimat" und ihr Ausdruck für „Ehemann" hat eine Familienbedeutung. Schon daß die Wahrheit in ihren Augen großen Werth hat, erhebt sie über andere Völkerschaften. Kindermord ist unbekannt; greise Eltern werden von den Kindern hochachtungsvoll, gütig und hülfreich behandelt und viel Lobenswerthes findet sich in ihren geselligen und häuslichen Verhältnissen.

XLI.

Abschiedsgeschenke. — Veränderter Plan. — Vulkanische Erscheinungen und Bergkegel. — Ein Sturz in eine Bärengrube. — Die Ainos von Schiraoi. — Grausame Pferdebändigung.

Alt Maroran an der Vulkanbai, den 2. September.

Am 26. August verließ ich die Ainos, nicht ohne Bedauern, obgleich ich bekennen muß, daß es nicht angenehm ist, in Kleidern zu schlafen und sich nicht ordentlich waschen zu können. Benri's beide Frauen waren schon am frühen Morgen emsig beschäftigt, Hirse zu grobem Mehl zu zerstampfen, und bevor ich abreiste, kneteten sie es zu einem Teige, formten diesen mit ihren unsauberen Fingern zu Kuchen, kochten dieselben in dem ungescheuerten Topfe, worin sie ihre abscheulichen Mahlzeiten bereiten und boten sie mir, der Sitte gemäß, auf einem lackirten Teller dar. Sie waren betrübt, daß ich ihre Speise nicht verzehrte, und eine Frau ging nach einem entfernten Dorfe, um etwas Wildpret für mich zu holen. Alle Leute, die ich öfters gesehen hatte, kamen, um mir Lebewohl zu sagen und brachten mir so viele Geschenke, daß ich, um sie fortzuschaffen, noch ein Pferd mehr gebraucht haben würde, hätte ich auch nur die Hälfte davon angenommen.

Zwölf englische Meilen weit ritt ich durch Wald nach Mombets, wo ich den Sonntag zubringen wollte; ich hatte jedoch ein schlechtes Pferd, so daß wir fünf Stunden brauchten. Es war ein trüber, düsterer Tag, ein Sturm im Anzuge, und als wir den Wald verließen und auf einen, mit Eichensträuchern bewachsenen Sandhügel gelangten, wehete uns ein schrecklicher Wind entgegen. Unter den vielen Aussichten, die sich darboten, ist eine besonders erwähnenswerth. Unten ein kahler weißer Sandhügel, der eine Gruppe grauer Häuser dürftig schützte; ein Strand von aufgehäuftem grauen Sande, an welchem sich die graubraune See schäumend in weißen, zackigen Linien brach; jenseits ein Wirrsal von Brandung, hohen Wellen und Nebel; braune Wolken, die sich mit der See und dem Himmel zu ver-

mischen schienen; und Alles nur durchschimmernd zwischen wirbelndem Sande.

Vor einem Hause, welches im Gebüsch lag, saßen mehrere Männer lärmend beim Reisbier; ein Aino von stattlichem Aussehen trat heraus, stolperte einige Schritte weit und fiel dann rückwärts nieder. Ich vergaß zu erzählen, daß ich vor meiner Abreise von Biratori vor den versammelten Ainos eine Rede über den Mißbrauch des Reisbiertrinkens hielt; sie erwiderten mir: „Wir müssen den Göttern zutrinken, wenn wir nicht sterben wollen." Pipichari aber sprach: „Was ihr saget, ist gut; wir wollen also den Göttern spenden, aber nicht selber davon trinken." Für diese kühnen Worte erhielt er einen strengen Verweis von Benri.

Mombets ist ein dem Sturme ausgesetztes Gehäuse von sieben und zwanzig verfallenen Häusern, von denen einige von Japanesen, andere von Ainos bewohnt werden. Es herrscht jetzt dort auf kurze Zeit eine große Regsamkeit, um Fischthran zu bereiten und Seegras aufzufischen, wozu sich auch eine Anzahl fremder Ainos und Japanesen eingefunden hat. Wegen der Brandung konnten die Böte nicht ausfahren und man überließ sich einem wilden Gelage. Der ganze Ort roch nach Reisbier. Betrunkene Männer taumelten umher und fielen platt zur Erde, um liegen zu bleiben, bis sie wieder nüchtern wurden. Die Aino-Frauen bemüheten sich vergeblich, ihre betrunkenen Männer nach Hause zu schleppen und Japanesen wie Ainos wetteiferten in der Bestialität. Ich begab mich nach dem Wirthshause, wo ich den Sonntag zubringen wollte, aber dasselbe war schmutzig und wüst, außerdem der Mittelpunkt des Sake-Verkaufes; der offene Raum desselben war gänzlich mit lärmenden und betrunkenen Männern angefüllt. Es war ein widerwärtiger Auftritt, dem man jedoch an hundert Orten in Schottland jeden Sonntagnachmittag begegnet.

Meine Pläne änderte ich in Sarufuto gänzlich, indem ich erwog, daß, wenn ich noch weiter auf der östlichen Küste reisete, wie ich beabsichtigt hatte, ich, falls Regenwetter eintreten sollte, mehrere Tage an den Ufern der Flüsse aufgehalten und somit Gefahr laufen würde, mein Versprechen nicht halten zu können: Herrn Maries meinen Reisebegleiter Ito an einem bestimmten

Tage zurückzustellen. Dennoch gebe ich meinen Plan nicht ohne eine Entschädigung auf, denn ich beabsichtige, meine Reise noch um 100 englische Meilen zu verlängern und dabei einen fast ungebräuchlichen Weg um die Vulkanbai zu nehmen, um die Küsten-Ainos eines fast ganz unkultivirten Bezirkes zu besuchen. Ito widersetzt sich diesem Vorhaben und meint, schon in Biratori von seiner persönlichen Bequemlichkeit genugsam geopfert zu haben; er macht allerhand Einwendungen: es wären viele Flüsse zu passiren, der Weg sei völlig ausgenützt und nicht mehr zu betreten, es wären keine Wirthshäuser dort vorhanden und die Regierungsämter würden weder Reis noch Eier anschaffen können. Für alle diese Geschichten ist ein alter Mann verantwortlich, der vergeblich ausgeschickt worden war, um Pferde anzuschaffen. Ito's Ränke unterhalten mich sehr; er ist nämlich in die Tochter des Gastwirthes in Mororan verliebt und der Wunsch, sie bald wiederzusehen, ist der eigentliche Grund, weshalb er mir widerspricht.

Da das Pferd mich nicht weiter als bis Mombets tragen konnte oder wollte, so schickte ich das Gepäck fort und ging zu Fuß durch den Eichenwald und genoß der Stille und Einsamkeit. Den übrigen Tag verbrachte ich in meinem alten Quartier, während draußen Sturm und Regen tobten. Am nächsten Tage erschien Pipichari, vorgeblich, um mir mitzutheilen, daß die kranke Frau sich in der Besserung befände, und um sich seinen Fuß wieder verbinden zu lassen; in der That hatte er nur die Absicht, mir eine Messerscheide zu bringen, die er für mich geschnitzt hatte. Er blieb während des ganzen Nachmittags auf einer Matte in einer Ecke meines Zimmers liegen und ich nahm die Gelegenheit wahr, noch manche Wörter der Aino-Sprache zu lernen.

Nach dem Sturme folgte ein grauer, stiller, milder Tag und die waldigen Hügelreihen erschienen in einer reinen dunkelblauen Duftfärbung. Ein kurzer Galopp von siebenzehn englischen Meilen, zwischen Rosenbüschen, auf einem rohen Pferde brachte mich nur bis Yubets, dessen unbeschreibliche Stille mich verleitete, eine Nacht dort zuzubringen; ein weiterer Ritt von sieben Meilen führte mich am nächsten Morgen nach Tomakomai, wo ich mich meiner Kuruma wieder erfreuen konnte. Nach langem Warten gewann ich drei Ainos, die mich im Trabe nach

Schiraoi führten. Der Himmel hatte sich nach dem Regen geklärt und auf dem gelb schimmernden Hintergrunde hoben sich die Gebirge schön hervor, aber der Ocean tobte und brauste und die Kälte griff mich so sehr an, daß ich am nächsten Tage die Reise nicht fortsetzte und dafür das Vergnügen hatte, einen flüchtigen Besuch von Herrn von Siebold und dem Grafen Diesbach zu empfangen.

Schiraoi gefällt mir sehr, und wenn ich mich stärker fühlte, so würde ich von hier aus Forschungsreisen in einen Theil des inneren Landes unternehmen, wo sich viel Lohnendes darbietet. Es ist ersichtlich, daß die Veränderungen in diesem Theile von Yezo noch verhältnißmäßig neu sind und die Kraft, die sie bewirkte, noch nicht erloschen ist. Längs dieses ganzen Küstenstrichs hat das Land ein Stück von einer Ausdehnung von zwei bis drei Meilen dem Meere abgewonnen und der alte Strand mit seinen Buchten und Vorlanden ist deutlich zu erkennen. Die neue Bildung erscheint als eine große Ablagerung von Bimsstein, bedeckt mit einer dünnen Schicht Pflanzenerde, die nicht mehr als funfzig Jahre alt sein kann. Der Bimsstein fiel beim ersten Ausbruche des Tarumai-Vulkans, welcher sich in der Nähe von Schiraoi befindet, wurde auch durch zahlreiche Flüsse in großer Menge von den inneren Hügeln und Thälern herunter gebracht und außerdem von der See ausgespült. Beim letzten Ausbruch bedeckte der Bimsstein diesen Landstrich von Yezo bis zu einer mittleren Höhe von 3 Fuß 6 Zoll. An den tief gespaltenen Ufern fast aller Flüsse findet man diese Formation, breite hellfarbene Bimssteinschichten, darüber einige Zoll von fruchtbarem, schwarzem Pflanzenboden und darunter mehrere Fuß tiefer schwarzer Meeressand. Bei einem starken Regenguß, welcher in der ersten Nacht meines Aufenthalts zu Schimaroi eintrat, bedeckte ein einziger Strom ein Stück Land neun Zoll tief mit Bimsstein, den er auf einem kaum funfzehn Meilen langen Laufe von den Hügeln des inneren Landes heruntergespült hatte.

Blickt man landeinwärts, so hat man zur Rechten den Vulkan Tarumai mit kahlem, grauem Gipfel und einem verbrannten Walde zur Seite. Zur linken Hand und in der Mitte des Landschaftsbildes sieht man Berge auf Berge, in malerischer Verwirrung auf einander gehäuft, dicht mit Wald bedeckt, von

prächtigen Kluften gespalten, hin und wieder durch schmale Thäler unterbrochen. Das ganze innere Landgebiet ist ein Dickicht, in welches nur reißende Flüsse einige Meilen weit einzudringen vermochten und wo keine anderen Spuren als die beinahe verwischten Jagdfährten der Ainos zu finden sind.

Die Lage des Landes machte mich begierig, zu erforschen, ob der vielfach zerklüftete Gipfel, der zwischen den Bergen liegt, aus einer Anreihung von Tuffkegeln älteren Ursprungs bestehe. Ich verschaffte mir daher ein gutes Pferd und einen berittenen Aino als Führer und verbrachte den größten Theil eines schönen Tages auf Forschungen; es gelang mir auch, den Rücken des Vulkans und seine nach dem Inlande gekehrte Seite zu umgehen. Man kann dabei Vieles sehen und lernen. Nach stundenlanger erschöpfender Anstrengung erreichte ich einen Punkt, wo Rauch und Wasserdampf aus mehreren großen Spalten hervordrang und zuweilen unterirdisches Getöse hörbar wurde. Das Letztere erscholl aus einer kleinen Seitenspalte, aus welcher starker Rauch ausströmte. Ueberall war heller Bimsstein zu erblicken, aber nichts, was wie Lava oder Schlacken aussah. Die eine Spalte war völlig umsäumt von schönen Schwefelkrystallen, die bei der Berührung zerfielen. Etwas tiefer waren zwei heiße Quellen, an deren Rand sich Schwefel abgesetzt hatte; die unangenehm riechenden Luftbläschen, welche aus dem Wasser aufquollen, waren vermuthlich Schwefelwasserstoffgas. Weiter in dieser Richtung fortzuschreiten war nicht möglich, ohne die Kraft eines Schanzgräbers. Ich steckte meinen Arm in mehrere Spalten, die nur etwa 500 Fuß tief reichten, mußte ihn aber bald, der großen Hitze wegen, wieder herausziehen. In der gleichen Höhe kam ich an eine Quelle, die heiß genug war, eines meiner Thermometer zu zersprengen, welche nach Fahrenheit über dem Siedepunkt standen. Ich wickelte ein Ei in ein Taschentuch, und hielt es an einem Stock in das Wasser und es wurde binnen 8½ Minuten gesotten. Das Wasser kochte und bubbelte mit großer Kraft. Von meinem Taschentuche verdunstete es, ohne einen Niederschlag oder Rand zurückzulassen.

Nach weiteren dreistündigen Anstrengungen, denen mein Pferd fast unterlag, erreichten wir den scheinbaren Gipfel und ich freute mich, als ich fand, daß er aus einer Reihe von Tuffsteinkegeln

bestand, die etwa 200 bis 350, sogar 400 Fuß hoch sein können. Sie sind dicht mit ziemlich alten Bäumen bewachsen und mit einer Lage Dammerde bedeckt; aber ihre kegelförmige Gestalt ist deutlich zu erkennen. Nach einer mühevollen Stunde und nachdem der Aino sein Messer tüchtig gebraucht hatte, drang ich durch eine Masse hoher Schlinggewächse und erreichte einen dieser Gipfel. Die Mühe belohnte sich, denn ich fand eine deutliche tiefe, kraterförmige Aushöhlung, deren Seiten reich mit Pflanzen bekleidet waren, ähnlich wie einige der alten Kegel auf der Insel Kanai. Dieser Kegel war theilweise von einem Strom umgürtet, der aus einer Schicht rother und schwarzer Asche hervorgedrungen war. Alle Erscheinungen, die man gewöhnlich in vulkanischen Gegenden findet, sind wahrscheinlich auch im Norden von Schiraoi anzutreffen und ich hoffe, daß man sie in zukünftiger Zeit zum Gegenstande sorgfältiger Forschungen machen werde.

Trotz der verzweifelten und fast überlästigen Anstrengungen hat mir doch nichts mehr Genuß gewährt als diese Entdeckungsreise. Zwei klare Flüsse fließen über rothe Kiesel nach Schiraoi hinab und ich deutete dem Aino an, daß ich einem derselben in das Gebirge folgen wollte. Es war ein so wunderschöner Morgen, wie man ihn zuweilen in den schottischen Hochlanden vor dem Regen erlebt, außerordentlich klar und durchsichtig; die Atmosphäre blau, ein wolkenloser Himmel, bläulich schimmernde Gipfel, reichlicher Thau, klarer Sonnenschein — alle diese Umstände machten die schöne Landschaft noch reizender.

Es ist ein Wald im wahren Sinne des Wortes, der sich über 100 englische Meilen nordwärts ausdehnt und dessen östliche und westliche Grenzen unbekannt sind. Die vorherrschenden Bäume sind zwei Arten von Eichen, drei Arten von Ahorn, Buchen von ungeheurer Größe, Eschen und Ulmen, alle umschlungen von wildem Wein mit großen Blättern und erstaunlich kräftigen Ranken. Letzterer ist eine gefährliche Schmarotzerpflanze, die sich bis zu den Wipfeln der höchsten Bäume hinauf zieht und sich nicht damit begnügt, sie zu umschlingen, sondern von einem Baume zum anderen überspringt, erstorbene Bäume mit neuer Lebenspracht bekleidet, sich windet, springt und sich verknüpft, als wüßte sie nicht, was sie mit ihrer Kraft beginnen sollte; die schwachen Bäume erstickt sie in ihrer Umarmung, bildet Lauben

zu ihrem eigenen Vergnügen, versetzt Alles in Verwirrung und ist zu gleicher Zeit der Stolz und das Verderben der Waldes. Einige Stämme dieser Pflanze sind so dick wie das Bein eines Mannes und halten mehr aus als die stärksten Fregattentaue. Außerdem giebt es hier noch ein Klettergewächs aus der Gattung der Hortensien, mit weißen Blütenbüscheln, das aber nicht zu üppig ist, sondern sich darauf beschränkt, bis zum Wipfel der höchsten Bäume hinauf zu klettern und sie mit der Beharrlichkeit des Epheus zu umschlingen; ferner den wilden Hopfen, die Mistel, die auf den Eichen wächst, und noch andere weniger auffallende Schmarotzer. Das Unterholz besteht hauptsächlich aus häßlichem, sechs Fuß hohem Unkraut und an einigen Stellen ausschließlich aus dem dunkelblättrigen Zwerg-Bambus. Auf den Lichtungen ist der Boden dicht bedeckt mit einem gefiederten, rohrartigen Grase, der Eulalia Japonica, welche auf diesem fruchtbaren Grunde eine Höhe von acht Fuß erreicht. Der Bambus und das Gras würden ohne den Gebrauch der Spitzhacke unmöglich zu durchdringen sein, wenn nicht noch die Spuren der Aino-Jäger vorhanden wären.

Die Schlinggewächse fanden sich in so ungeheurer Menge vor, daß wir uns während der ganzen Zeit auf die Hälse unserer Pferde niederbücken mußten; ich mußte die Zweige zurückhalten, damit mein Gesicht nicht zerkratzt würde und in Folge dessen waren meine dicken hundsledernen Handschuhe und nebenbei auch die Haut von meinem Gesicht und meinen Händen völlig aufgerissen. Als ich mich auf der Rückkehr bückte, um einer großen Liane auszuweichen, streifte die Schnur einer anderen meine Nase und da ich mein Pferd nicht sogleich zum Stillstande bringen konnte, umschlang der Strang meinen Hals, so daß ich beinahe erwürgt wurde; in wenigen Augenblicken war ich rückwärts über den Sattel geworfen und fiel zwischen einem Baume und den Hinterfüßen des Pferdes nieder. Sobald der Aino mich vermißte, kehrte er um, half mir auf, ohne ein Wort zu sprechen, holte mir ein wenig Wasser in einem Baumblatt, reichte mir meinen Hut und wir ritten weiter. Der Sturz war nicht schlimm; im Spiegel gewahrte ich aber nachher, daß nicht nur mein ganzes Gesicht geschunden und zerkratzt war, sondern daß ich auch einen breiten Streif rings um meinen Hals hatte, als ob ich gehängt

worden wäre. Das Antlitz des Aino war ebenfalls arg geritzt und er hatte manches Stück seiner buschigen Locken an den Zweigen hangen lassen. Ich kam mir selber höchst seltsam vor, in dieser waldigen Wildniß, als Vorreiter diesen haarigen, schrecklich aussehenden Wilden, der mit einem nach außen gekehrten Pelz bekleidet war und auf einem mit Hirschfell behangenen Packsattel saß, die haarigen Beine über den Hals des Pferdes gekreuzt, so wie die Ainos auf jedem Pferde über jeden Boden lustig und keck zu reiten pflegen.

Die Gegend war wunderschön. Es giebt in Japan kaum eine schönere Aussicht als die vom Flußbette auf die nahe gelegene Gruppe von Tuffkegeln, die mit einer alten Vegetation bedeckt sind; im Hintergrunde Berge vulkanischen Ursprungs, auf deren gezackten Gipfeln die Asche sich dunkelroth gegen den blauen Himmel absetzt; im Vordergrunde ein von klaren Flüssen durchströmter Urwald. Die Ufer dieser Gewässer waren vom starken Regen ausgehöhlt und zuweilen mußten wir vom Walde aus drei bis vier Fuß tief in den Fluß hinein springen und dann wieder an das Land zurück; mehr als zwanzig Mal hatten wir den Schiraoi-Fluß zu durchwaten und mußten öfters sein verrätherisches Bett als Weg benutzen, weil wir wegen der vorspringenden Bäume nicht am Walde entlang reiten konnten. Vor dem Sprunge stutzen die Pferde, versuchen umzukehren und stürzen sich dann ganz unerwartet in die Fluth hinein.

Als die letzte Spur von einem Pfade verschwand, bedeutete ich den Aino, frisch vorwärts zu reiten und auf unserer weiteren Entdeckungsreise legten wir durchschnittlich in einer Stunde eine englische Meile zurück. Auf den Lichtungen erreichte das steife, starke Gras eine Höhe von acht Fuß und die röthlichen Büschel weheten im Winde. Wenn es dem Aino gelang, sich mit dem Pferde einen Weg hinein zu bahnen, so konnte ich nichts mehr von ihm erblicken und hörte nur an dem Schellengeläute seines Pferdes, daß er in der Nähe war; von meinem eigenen Pferde konnte ich nur das Sattelhorn sehen. Oft geriethen wir in Löcher, aus denen wir ziemlich leicht wieder heraus kamen; ein Mal jedoch fielen wir ganz unerwartet in eine Vertiefung, welche wahrscheinlich ehemals als Fallgrube für die Bären gedient hatte; sie reichte unseren Pferden bis über die Köpfe, wir beide

und die Thiere geriethen dicht an einander und wurden in dem engen Raume unter dem dichten Grase förmlich vergraben. Nicht zum ersten Mal sah ich es als ein Glück an, daß die Pferde auf Yezo nicht beschlagen sind; dennoch kam ich nicht ohne Schrammen davon, konnte aber doch nicht umhin, über den wunderlichen Fall herzlich zu lachen. Es kostete nicht wenig Mühe, aus dieser Fallgrube hinaus zu kommen. Durch dieses hohe Gras mußten wir uns unseren Weg zu den Tuffkegeln bahnen, deren rothe, ausgezackte Gipfel sich am blauen Himmel absetzten.

Es war eine prachtvolle Landschaft, und da wir einmal so weit gelangt waren, hätte ich gern nach den Quellen der Flüsse geforscht, aber es boten sich gar viele Schwierigkeiten dar; der Tag war bald zu Ende und ich überdies zu erschöpft für anstrengende Unternehmungen; dennoch wurde mir klar, wie aufregend und fesselnd dergleichen Forschungen sind und wie manche Leute ihr Leben daran setzen können. Nicht ohne Bedauern kehrte ich von den herrlichen zackigen Berggipfeln zurück und nicht ohne große Beschwerden, denn mein Pferd war so ermüdet und abgemattet, daß ich die letzte Stunde zu Fuß gehen oder vielmehr waten mußte. Bei meiner Rückkehr fand ich, daß Ito meine sämmtlichen Sachen zusammengepackt und schon seit Mittag Alles zum Aufbruch nach Horobets bereit gehalten hatte. Er war sehr ungehalten, wieder abpacken zu müssen, und vollends ärgerlich, als ich ihm erklärte, ich sei ermüdet und gelähmt und würde noch den nächsten Tag zur Ruhe verwenden.

Schiraoi besteht aus einem alten „Honjin" oder „Yadoya", wo in alter Zeit der Daimiyo mit seinem Gefolge zu wohnen pflegte, und aus etwa elf japanischen Häusern, von denen die meisten Reisbier-Schenken sind, und daraus erklärt sich die Unsauberkeit des Aino-Dorfes, welches mit seinen zwei und fünfzig Häusern eine beträchtliche Strecke längs des Ufers einnimmt. Wie in allen Fischerdörfern an diesem Theile der Küste ist keine Spur von Landbau wahrzunehmen; Fischthran und Fischdung werden in ungeheurer Menge bereitet und obgleich es jetzt außer der Jahreszeit ist, so ist doch der alte Fischgeruch im ganzen Orte zu verspüren.

Die Aino-Häuser sind hier viel kleiner, armseliger und un-

sauberer als die zu Biratori. Ich betrat mehrere derselben und plauderte mit den Leuten, von denen viele japanisch verstehen. Manche Häuser sahen wie Höhlen aus und, da es Regenwetter war, so hockten der Mann, die Frau und fünf oder sechs nackte Kinder um das Feuer, alle mit ungekämmtem, weichselzopfähnlichem Haar. So übel es jedoch aussah und roch, so war doch das Feuer der unverletzliche Herd und jede rauchende und schmutzige Menschengruppe bildete eine Familie; es war ein größerer Fortschritt zum gesellschaftlichen Leben als an manchen anderen Orten, zum Beispiel in der Salzsee-Stadt. Die Dächer sind viel flacher als bei den Gebirgs-Ainos und da nur wenige Vorrathshäuser vorhanden sind, so hangen Fische, Wildpret und frische Häute an den Dachsparren und vermehren durch ihren üblen Geruch noch den lästigen Eindruck des beißenden Rauches. In wenigen Häusern befanden sich Sitze für die Gäste, als ich aber in dem ärmlichsten derselben Schutz vor dem Regen suchte, breitete man den besten Teppich über den Fußboden und nöthigte mich, wider meinen Willen, ihn mit schmutzigen Stiefeln zu betreten, indem man sagte: „Es ist so Sitte bei den Ainos." In diesen unfläthigen Häusern sogar findet man stets das breite Gesims, auf welchem die japanischen Seltenheiten ausgestellt sind. Wie ich schon erwähnte, so ist es Gebrauch, daß der Häuptling seinen Nachfolger ernennt, sobald er gebrechlich wird. Irrthümlicher Weise gerieth ich in ein Haus, welches ich für das des Häuptlings hielt, weil ein großer leerer Bärenkäfig vor der Thüre stand. Als ich den Eigenthümer als Häuptling anredete, erwiderte er: „Ich bin alt und blind, kann nicht ausgehen und bin zu nichts mehr tauglich." Dabei wies er mich nach dem Hause seines Nachfolgers. Mancherlei Umstände in diesem Dorfe machen es ersichtlich, daß der Umgang mit den Japanesen einen schädlichen Einfluß ausübt und die Ainos viele Nachtheile, aber wenig Gewinn von dieser Bildung geerntet haben.

Am Abend sah ich eine Probe, wie man in Yezo nach japanischer Weise die Pferde bändigt. Ein Japanese führte ein lebhaftes junges Pferd auf die Dorfstraße, ein hübsches Thier, aber mit einem japanischen Dressirsattel und einem furchtbaren Knebelgebiß. Das Pferd war bisher nicht geritten worden und zeigte sich scheu, aber nicht im mindesten bösartig. Der Mann

trug entsetzlich große Sporen und war mit einem zwei Fuß langen, breiten Brett bewaffnet. Er spornte das Pferd zum Galopp, sprengte die Straße auf und nieder, wendete es gewaltsam, setzte es auf das Hintertheil, stieß ihm die Sporen in die Weichen und schlug es mit dem Brett über die Ohren und Augen, bis das Blut herabströmte. Sobald es vor Erschöpfung rasten wollte, wurde es wieder gespornt, geschlagen und gestoßen, bis das Blut zur Erde strömte und das Thier, mit Schweiß, Schaum und Blut bedeckt, taumelte und niederstürzte und der Reiter geschickt absprang. Sobald es wieder stehen konnte, schleppte man es nach einem Schuppen, wo man es bis zum anderen Tage ohne Futter ließ. Ein Kind konnte es jetzt zügeln; es war „gebändigt", in der That geistig gebrochen und für seine Lebenszeit untauglich. Das Schauspiel war brutal und machte brutal, wie es stets bei den Triumphen roher Gewalt der Fall ist.

XLII.

Yezo-Corrals. — Ein Typhon-Regen. — Kein beneidenswerther Ritt. — Usu-taki. — Eine Schwimmfahrt über den Oscharu. — Usu. — Die Küsten-Ainos.

Lebunge, Vulkanbai, 6. September.

Früh am Morgen brach ich in der Kuruma auf, von zwei guten, fröhlichen Wilden gezogen; da der Regen die Straße stark beschädigt hatte, so mußte ich oft aussteigen und jedes Mal, wenn ich wieder einstieg, rückten sie mir die Kissen und die Decke zurecht; sobald wir an einen Fluß kamen, bot mir der Eine seinen Rücken dar, daß ich hinauftreten und mich auf das Pferd schwingen konnte und gab mir ein Seil in die Hand, mich festzuhalten; der Andere unterstützte mich am Arme; sie litten auch nicht, daß ich steile Hügel hinauf oder hinunter stieg. Welch ein Segen ist es doch, daß trotz aller Sprachenverwirrung doch die Sprache der Güte und Artigkeit allgemein verstanden wird und daß uns das freundliche Lächeln eines Wilden ebenso an-

spricht wie das eines Landsmannes! Sie hatten noch niemals einen Kuruma gezogen und freuten sich wie die Kinder, als ich ihne zeigte, wie die Scheerbäume im Gleichgewicht gehalten werden müßten. Ja, sie hatten sogar originelle Gedanken, denn als sie des Ziehens müde waren, banden sie die Kuruma mittelst Seile an das Pferd; der Eine ritt es dann im Schritt, während der Andere nur in der Gabel zu laufen und die Stangen im Gleichgewicht zu halten brauchte; die Sache war vortrefflich ausgedacht.

Horobets ist eine Fischer-Station von altem, verfallenem Aussehen, mit achtzehn japanischen und sieben und vierzig Aino-Häusern. Die letzteren sind viel größer als die in Schiraoi und ihre hohen Dächer sind von schönem Bau. Es war ein elender Tag, der Nebel verhüllte die Berge und lag schwer auf der See; da aber kein Regen zu erwarten stand, so schickte ich die Kuruma nach Mororan zurück und verschaffte mir Pferde. Meinem Grundsatze nach gehe ich stets selber in den Corral, um die Thiere auszusuchen, wo möglich solche, die keine wunden Rücken haben; man hat jedoch oft nur die Wahl zwischen solchen, die nur wund sind und anderen, die so tiefe Wunden haben, daß man die Hand hinein legen kann; bei einigen ist der ganze Rücken beschunden. Unmittelbar läßt sich dagegen nicht viel thuen; wenn man jedoch den Japanesen zeigt, daß die Fremden dergleichen Grausamkeiten verdammen, so wird dies in jedem Falle eine Besserung zur Folge haben. In Horobets fand ich unter zwanzig Pferden keines, das ich nehmen mochte. Die Thiere sind zahlreich und billig. Man trieb noch andere vom Hügel herab und ich wählte das größte, schönste und lebhafteste, fand aber bald, daß es weichliche Füße hatte.

Bald darauf bogen wir von der großen Straße ab und begaben uns unter strömendem Regen auf einen unbetretenen Pfad, der uns durch einen bösen Morast und über einige angeschwollene Flüsse in das Gebirge führte, wo wir achtzehn englische Meilen weit einer ausgenützten Straße folgten. Es war im wahren Sinne des Wortes ein faules Wetter; dunkel und still, die Luft mit braunem Nebel angefüllt und dabei regnete es in Strömen. Ich warf meinen wasserdichten Papiermantel ab, da er von keinem Nutzen war; meine Kleider wurden durchweicht

und es kostete Mühe, zu verhüten, daß mein „Schomon" und Papiergeld in Brei verwandelt wurden. Wasserhosen kommen in so hohem Norden, wie auf Yezo, nicht vor; sie nennen es aber einen „Typhon-Regen". Die Ströme führten ziemlich große Steine herab und zerrissen den Pfad, und die Pferde, die mehrmals dadurch erschreckt wurden, konnten nur mit Mühe durch das rauschende Wasser gebracht werden. In einem Passe hatte die Fluth den Pfad mehrere Fuß tief zwischen steilen Ufern ausgehöhlt und zum Fortkommen bot sich nur ein Gerölle dar, nicht breit genug für ein Pferd. Von hinten her stürzten Steine und Gewässer, die mit allerhand Schlinggewächsen angefüllt waren, so daß es schwierig wurde, die Füße des Pferdes frei zu erhalten. Das arme Thier fiel fünf Mal über einen Stein und bei einem solchen Sturze wurde mein Handgelenk verstaucht. Die Leute, die mich um meine japanische Reise beneiden, würden mich sicherlich nicht um diesen Ritt beneidet haben.

Nach einer Strecke von vier Stunden senkte sich der Pfad plötzlich über eine Hügellehne nach Alt Mororan hinab, einem Dorfe von dreißig Aino- und neun japanischen Häusern, sehr unansehnlich im Aeußeren, aber herrlich gelegen am Rande einer Bucht. Die Aino-Hütten waren klein und armselig; ungewöhnlich viele Bärenschädel steckten auf Pfählen und in zwei langen, verfallenen Gebäuden waren eine Menge Leute beschäftigt, Netze auszubessern. Bei einem Kaufmanne fand ich jedoch ein freundliches Gemach, welches auf zwei Seiten eine Aussicht darbot, — auf der einen Seite nach dem Dorfe, auf der anderen nach dem Meere und einem kleinen Hügel, auf welchem sich ein kleiner Garten befand; seine Zierden bestanden in Blumentöpfen, welche Zwergkiefern enthielten, in einigen Balsaminen und einem stolz aufgeschossenen rothen Kohl.

Um Mitternacht war mein Bettzeug noch so durchnäßt, daß ich noch aufblieb und es Stück für Stück auf einem hölzernen Rahmen über einem Kohlenbecken trocknete. Das Feuer, das mir das Zimmer trocknete und erwärmte, that mir außerordentlich wohl, da ich viele Stunden in durchnäßten Kleidern zugebracht und keine trockene anzulegen hatte. Ito brachte mir ein Huhn zum Abendessen, als er es aber eine Stunde später schlachten wollte, erschien der Verkäufer höchst betrübt und zahlte das Geld

zurück, indem er sagte, er hätte das Thier auferzogen und könnte es nicht tödten lassen.

Der Ort war wild und fremdartig, alle Anzeichen deuteten jedoch auf seine Schönheit. Der Ocean donnerte noch und wühlte mit tückischer Kraft das Gestade auf und der Regen fiel noch in Strömen nieder.

Der Morgen war wundervoll, friedlich still. Der dunkelblaue Himmel war völlig frei von Wolken, das blaue Meer schimmerte in Diamantenglanz und die sandigen Ufer der hübschen kleinen Bucht erschienen wie vergoldet; jenseits, in einer Entfernung von vierzig Meilen, erhob sich in einem Schleier von zartem Blau der röthliche Gipfel des Vulkans Komono-taki, der den südwestlichen Punkt der Vulkanbai bildet. Balsamische Düfte durchzogen die Luft; über den Hügeln schwebte eine gelbliche Decke; goldgelbe Stellen im Laube und vereinzelte scharlachrothe Reiser verkündeten die Pracht des nahenden Herbstes. Wie der Tag begann, so schloß er auch; es waren wenige Stunden, die ich hätte aufhalten mögen.

Nachdem ich viele Mororan-Ainos besucht und ihre gut aufgewachsenen Bären gesehen hatte, brach ich ungern zur Mittagszeit auf, nahm meinen Weg über eine steile Höhe und durch ein Eichengesträuch und folgte dann einem Pfade, der sich dicht am sandigen Ufer entlang zog, über mehrere kleine Ströme und durch das einsame Aino-Dorf Maripu führte; zur linken Hand blieb der Ocean, zur rechten waldige Bergzüge und geradezu zeigte sich eine scheinbare Schranke auf dem Wege, der Vulkan Usutaki, ein imposanter Berg, der sich plötzlich zu einer Höhe von beinahe 3000 Fuß erhebt.

Auf Yezo, wie auf der Hauptinsel, kann man sehr wenig über eine Reiseroute im Voraus erfahren. Fragt man einen Japanesen, so sieht er Einen mit dummem Blick an, lacht, steckt die Däume in den Gürtel, zupft sein Gewand in die Höhe und erklärt endlich entweder, daß er durchaus nichts darüber wisse oder er giebt eine ganz unbestimmte Auskunft, angeblich, wie er es von Anderen gehört habe, selbst wenn er vermuthlich öfter als ein Mal selber an dem Orte gewesen ist, nach welchem man sich erkundigt. Ob diesem Benehmen Mißtrauen gegen die Absicht des Fremden oder die Furcht, sich Unannehmlichkeiten aus-

zusetzen, zu Grunde liegt, weiß ich nicht zu sagen; jedenfalls kann es einen Reisenden zur Verzweiflung bringen. In Hakodate hatte ich unterlassen, den Kapitain Blakiston zu besuchen, der den ganzen Strand um Yezo bereist hat; was ich nachher über die Route erfahren konnte, lautete dahin, daß die Küste nur spärlich von Ainos bevölkert sei, daß man Pferde von der Regierung bekomme und an denselben Oertern auch übernachten könnte; außer Reis und Salzfisch wären keine Nahrungsmittel zu erlangen; der Weg führe über schlimme Flüsse und Berge; jene Gegend würde von Niemanden besucht, außer zwei Mal von den Regierungsbeamten; man könne höchstens vier Meilen in einem Tage zurücklegen; die Pässe wären sämmtlich voll großer Steine; und dergleichen mehr. Daher kam es, daß dieser Usu-taki mich in Erstaunen versetzte und durchaus nicht mit meinen sorgfältig gesammelten Notizen übereinstimmte. Man hatte mir gesagt, der einzige Vulkan an dieser Bucht sei der Komono-taki bei Mori, den ich etwa achtzehn englische Meilen weit entfernt glaubte, und nun stand vor mir, nur etwa zwei Meilen entfernt, dieser hohe, zerspaltene Vulkan mit seinem roth glühenden Kamm, vor ihm Schluchten und Abgründe und gleich einem Vorhange eine gekerbte Reihe von Berggipfeln, deren rother Glanz selbst durch die Mittagssonne nicht abgeschwächt wurde. Aus dem tiefen Krater eines der Gipfel stieg schwarzer Rauch aus und weißer Rauch drang aus den Rissen und Spalten der Seitenwände hervor — die rothen Gipfel, der Rauch, der Dampf: Alles erhob sich zum glänzend blauen Himmel und die Atmosphäre war so klar, daß ich Alles deutlich sehen konnte, namentlich als ich eine Höhe erreichte, welche die der Vorhangsberge übertraf. Ich überzeugte mich, daß es, seiner geographischen Lage nach, nicht der Komono-taki sein konnte. Die vulkanische Thätigkeit war noch rege und ich sah ihn dreißig Meilen weit noch schimmern. Die Ainos sagten, er wäre ein Gott, wüßten aber nicht seinen Namen, ebenso wenig die Japanesen, die in seinem Schatten wohnen. Einige Meilen weiter in das innere Land erhebt sich ein großer, kuppelförmiger Berg, der Schiribetsan. Der Anblick der ganzen Landschaft ist großartig.

Nachdem wir über meilenweites Gestrüpp und Sandboden gekommen waren, gelangten wir ganz plötzlich auf die landwirth-

schaftliche Ansiedelung Mombets, wo die Regierung eine Colonie von 600 Japanesen gegründet hat und die Verse Anwendung finden: „Die Thäler sind voll mit Korn, daß sie lachen und singen; die Wildniß und die Einöde soll fröhlich werden für sie, und die Wüste soll frohlocken und blühen wie die Rose.“ Zwei Meilen weit ist eine Sandwüste durch sorgfältige Düngung und fleißige Handarbeit in einen Garten verwandelt worden, in ein Fruchtmeer ohne Unkraut, in hunderte Morgen Mais, Waizen, Hirse, Bohnen, Tabak, Hanf, Eierpflanzen, Pfirsiche, Aprikosen, Kürbisse und alle guten Erzeugnisse des nördlichen Japan in wundervoller Beschaffenheit; dazu eine gute Straße, die von den Feldern durch eine Weidenhecke abgegrenzt ist, eine Anzahl niedlicher japanischer Häuschen mit Gärten voll Portulack, rother Balsaminen und kleinem gelben Chrysanthemum, — eine vollkommene, im Sonnenschein schimmernde Oasis, welche die Hülfsquellen zeigt, die Yezo zum Unterhalt einer großen Bevölkerung besitzt.

Seit ich Hakodate verließ, sah ich vielleicht im Ganzen drei oder vier Japanesen und ich war ganz überrascht, wie häßlich, matt in ihren Gesichtszügen und schwächlich von Körper sie mir, die Männer wie die Weiber, im Vergleich mit den Urbewohnern erschienen. Die Japanesen auf Yezo gleichen in keiner Beziehung den Japanesen der Hauptinsel. Sie sind, wie die Colonisten von Canada oder Australien, verglichen mit den kleinen englischen Landbauern, rauher, freier, sorgloser in Kleidung und Gebahren, worauf freilich der Umstand Einfluß hat, daß die Pferde zahlreich und billig sind; sie reiten mit gekreuzten Beinen, worin sie den Ainos nachahmen.

Ein wenig jenseits von Mombets fließt der Oscharu-Fluß, einer der größten Ströme auf Yezo. Durch den Regen der vergangenen Tage war er mächtig angeschwollen, und da das Fahrboot weggetrieben war, so mußten wir über die weite Strecke hinüber schwimmen, wobei wir nebst unserem Gepäck natürlicher Weise sehr durchnäßt wurden. Merkwürdig war die Kaltblütigkeit, mit welcher der Aino-Führer in das Wasser ging, ohne uns auch nur kund zu thun, daß wir nicht auf einer Furth hinüber gelangen konnten, sondern schwimmen mußten.

Vom Gipfel einer steilen Anhöhe jenseits des Oscharugawa

hat man eine Aussicht auf ein Gewässer, das wie ein lieblicher See aussieht, mit bewaldeten Vorgebirgen, kleinen Buchten, kleinen vorspringenden Bergen und Höhen, an welchen Aino-Häuser mit lohgelben Dächern hangen; dann aber senkt sich der Pfad plötzlich hinab und man gelangt nicht an einen See, sondern an die Usu-Bai, eine Bucht des stillen Oceans, die in mehrere kleinere Buchten zertheilt ist und einen engen Eingang hat, der nur von wenigen Punkten aus sichtbar ist.

An der Stelle, wo der Pfad die Bucht berührt, steht ein Pfahl am Wege mit einem Gebetrade, und am Ufer ist ein großer Stein errichtet, mit Sanskritzeichen beschrieben. Daneben ist eine steinerne Treppe und ein Thorweg mit einer massiven steinernen Umwallung; diese Oertlichkeit bildet einen auffallenden Gegensatz zu der Wildheit der Umgebung. Auf einem felsigen Vorsprunge an einer waldigen Bucht steht ein großes baufälliges Haus, bewohnt von einem Japanesen mit seinem Sohne, welche hier unter 500 Ainos verbannt sind, um die Interessen der Regierung wahrzunehmen. Unter vielen, von Ratten wimmelnden, verfallenen Gemächern, welche ehemals hübsch gewesen waren, wählte ich eines, das nach einem Garten hinaus lag, worin einige verkrümmte Taxusbäume standen. Der große Gang und der „Amado“ waren ohne Riegel und ich hätte leicht bestohlen werden können; der Besitzer und sein Sohn, welche zehn Jahre unter den Ainos lebten und ihre Sprache redeten, versicherten mir jedoch, daß nichts genommen würde, und die Ainos durchaus ehrlich und harmlos wären. Ohne diese Versicherung hätte ich mich über die Menge junger Leute beunruhigt, die wüst und wild umher standen und nicht weniger über die bärtigen Männer, welche, mit ihren Kindern auf den Armen, unter dem Thorwege saßen.

Usu ist überaus schön und still. An dieser Küste ist kein großer Unterschied zwischen dem hohen und dem niedrigen Wasser und man hätte sich völlig an einen See versetzt glauben können, wenn nicht die goldgelben Tang-Gewächse am Fuße der Felsen gestanden hätten. An der herrlichen Bucht, wo ich die Nacht zubrachte, senkten sich Bäume und Schlinggewächse zum Wasser hinab und spiegelten sich darin und ihre dunkelgrünen Schatten setzten sich scharf auf der Bucht ab, die beim Sonnenuntergange

roth und golden schimmerte. Kähne aus Baumstämmen, durch aufgelegte Planken erhöhet, wurden an das sandige Ufer der kleinen Bucht gezogen und im Schatten schaukelte sich eine alterthümliche Jonke, die an einen Baum befestigt war. Bewaldete felsige Hügel, worauf Aino-Hütten standen; die rothen Gipfel des Usu-taki-Vulkans, von der sinkenden Sonne noch in glühenderem Roth schimmernd; einige Ainos, die ihre Netze flickten; andere, welche eßbares Seegras zum Trocknen auslegten; ein vereinzeltes Boot, welches allein sich geräuschlos über den goldenen Spiegel der Bucht bewegte; einige faulenzende Ainos, deren sanfte, schwermüthige Gesichter und ruhige Manieren zu der stillen Abendscene paßten; der überirdische leise Ton einer Tempelglocke — dies war Alles, was ich wahrnahm, und dennoch das anmuthigste Landschaftsbild, das ich in Japan gesehen habe.

Trotz Ito's Einwendungen und seiner Vorstellung, daß ich eines außerordentlich guten Abendessens verlustig ginge, verließ ich mein von Ratten wimmelndes Zimmer mit seinen verblichenen, ehemals glänzenden Tapetenschirmen, um noch zuletzt der Pracht des Abends zu genießen. Ich stieg die Treppe nach der steinernen Umwallung hinauf, ging eine breite, gepflasterte Allee entlang bis zu einem großen Tempel, unter dessen geöffnetem Thor ich eine Zeit lang allein und in vollkommener Stille verweilte, denn auch der süße Glockenschall, welcher diese Götzendiener vergebens zur Vesper rief, hatte aufgehört zu tönen. Dieser Tempel war das einzige Sinnbild japanischer Religion, das ich erblickte, seitdem ich Hakodate verlassen hatte, und seine Gläubigen sind schon längst von seinem schattigen, bemoosten Hofe verschwunden; aber noch immer erschallt seine erzene Glocke, noch immer brennen die Lampen an seinem Altar und immerdar werden die Weihrauchdämpfe vor Buddha aufsteigen. Die Inschrift der großen Glocke dieses Tempels soll öfter auf Tempelglocken eingegraben sein und die Würde eines Zeitraums von vier und zwanzig Jahrhunderten an sich tragen:

„Alle Dinge sind vergänglich;
Wer geboren ist, muß sterben,
Und Alle, die geboren wurden, sind todt;
Und die Todten sind froh,
Daß sie ruhen.“

Der Tempel ist sehr schön, der Baldachin prächtig und besonders fein sind die Arbeiten aus Bronze und Messing am Altar. Ein breiter Sonnenstrahl strömte ein, überflog den mit Teppichen belegten Fußboden und fiel auf die Figur des Sakyamuni in ihrem goldenen Schreine. In diesem Augenblick schritt ein geschorener Priester, in seinem verschossenen grünen, silbergestickten Gewande, schweigend an dem Lichtstrahl entlang und zündete die Kerzen auf dem Altar an und bald erfüllten frische Weihrauchdämpfe den Tempel mit einschläferndem Wohlgeruch. Die Neugierde des Priesters schien seine Andacht abzukürzen, denn er kam zu mir und fragte mich, woher ich sei und wohin ich wolle, worauf ich natürlich in vortrefflichem Japanisch antwortete und stecken blieb.

Längs der gepflasterten Allee stehen, außer dem gewöhnlichen steinernen Behälter für das Weihwasser, auf einer Seite der tausendarmige Kwan-non und auf der anderen ein Buddha, auf der ewigen Lotusblume thronend und einen eisernen Stab, einem Bischofstabe ähnlich, in seiner Hand, und auf dem Antlitz jene ewige Apathie, welche die höchste Hoffnung ausdrückt für Alle, die überhaupt noch hoffen.

Ich durchschritt einen Wald, wo sich auf der Hügellehne einige düstere Gräbergruppen befanden; vom Tempel her erscholl der Klang der großen erzenen Glocke und der mächtigen Trommel und der schwächere Schall der kleinen Glocken und Trommeln, womit der Priester die Sprüche einer todten Sprache und eines fernen Landes begleitet, die er unzählige Male wiederholt. Es liegt ein unbeschreiblicher Pathos auf diesem einsamen, prachtvollen Tempel, der von allen Gläubigen verlassen ist, während das große Ainosvolk in tieferen Aberglauben versinkt als Diejenigen, die den Buddhismus unter das Volk verbreiten wollen. Ich saß auf einem Felsen an der Bucht, bis der letzte rothe Schimmer vom Usu-taki und der letzte gelbe Anflug von dem stillen Gewässer wich, bis der schöne Halbmond hinter dem bewaldeten Hügel verschwand und der Himmel in Sternenglanz funkelte.

Die Einsamkeit der Usu-Bai ist wundervoll — ein verfallenes Haus voll leerer Zimmer, ein japanisches Haus unter 500 Wilden, aber es war das einzige, worin ich übernachtete,

ohne daß die äußeren Läden oder das Thor verschlossen wurden. Während der Nacht fiel der „Amado“ aus seinen ausgenützten Fugen, riß die schiebbare Schirmwand nieder, so daß sie auf mich fiel und der Lärm Ito erweckte, der, halb im Schlafe, in mein Zimmer stürzte, in der Meinung, ein blutdürstiger Aino hätte mich überfallen. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sich in diesen verschiebbaren hölzernen Läden eine kleine Thüre befindet, die man „Jischindo“ oder Erdbeben-Thüre nennt; sie gestattet einer Person, hindurch zu kriechen und dient bei einem Erdbeben als Noththüre, falls der Amado in seinen Fugen stecken bleibt oder die Riegel sich nicht schieben lassen. Ich glaube, daß sich in jedem japanischen Hause eine solche Thüre vorfindet.

Der folgende Morgen war ebenso schön wie der vorige Abend, goldig, aber in hellerem Roth. Bevor noch die Sonne völlig aufgegangen war, besuchte ich mehrere Aino-Wohnungen, sah den Bären und auch den Häuptling, der, wie die anderen, in einfacher Ehe lebt, und nach dem Frühstück ließ ich einige alte Männer kommen, die mir über mancherlei Auskunft ertheilen sollten. Diese ehrwürdigen Greise saßen mit gekreuzten Beinen in der Veranda; der Sohn des Wirthes, der als Dolmetscher diente, hockte neben ihnen, nach japanischer Sitte, auf dem Boden und im Hintergrunde saßen über dreißig Ainos, meistens Weiber mit ihren Kindern. Ich verbrachte zwei Stunden mit ihnen, in gleicher Weise wie in Biratori, ging auch auf die Wörter über und erfuhr einige neue, darunter auch solche, die eine ähnliche Bedeutung haben. Einige ihrer Gebräuche weichen von denen ihrer Brüder im Binnenlande ab, namentlich in Betreff der Ausschließung nach dem Tode, des Verbotes der Vielweiberei der Häuptlinge und der Art, wie der Bär beim Jahresfeste getödtet wird. Ihre Vorstellungen über die Seelenwanderung sind bestimmter, doch ist dies vermuthlich dem Einflusse und der Nähe des Buddhismus zuzuschreiben. Den Bären bezeichneten sie als ihren obersten Gott und nächstdem die Sonne und das Feuer. Den Wolf verehren sie nicht mehr und obgleich sie den Vulkan und viele andere Dinge „Kamoi“ oder Gott nennen, so verehren sie dieselben doch nicht. Ihre Götterverehrung besteht, wie ich jetzt bestimmt weiß, nur darin, daß sie viele Trankopfer in Reisbier spenden und den Göttern zutrinken; dazu gesellen sich keine

Bitten oder irgend welche ausgesprochene oder gedachte religiöse Beziehungen.

Diese Ainos sind so dunkel wie die Völker des südlichen Spaniens und sehr behaart. Ihr Ausdruck ist ernst und pathetisch und wenn sie lächelten, wie es geschah, wenn ich ihre Wörter nicht aussprechen konnte, so nahmen ihre Gesichtszüge eine schöne Sanftheit an, die keinen asiatischen sondern einen europäischen Charakter hat. Sie selber sind der Meinung, daß sie viele Jahre an Zahl abgenommen hätten, aber jetzt wieder zunähmen. Als ich Usu mit Bedauern verließ, lag es wie im Schlummer eines schönen Herbstes; kein anderer Ort ist mir so fesselnd erschienen.

XLIII.

Am Meeresstrande. — Ein haariger Aino. — Ein Kampf unter den Pferden. — Die Pferde auf Yezo. — Eine schlimme Gebirgspartie. — Ein verblichener Halteplatz und ein dumpfes Zimmer.

Ein Aufschlag für die Pferde von 3 Sen auf den Ri bis zur nächsten Station bereitete mich darauf vor, daß viele folgende Meilen den Pferden einen sehr schlechten Weg darbieten würden. Ich hätte mich nicht beschweren können, wenn man den Preis um das Doppelte erhöhet hätte. Damit war aber auch zugleich zu erwarten, daß die Route überaus reizend sein würde. Eine Strecke weit jedoch führte der Weg nur schlicht am Meeresstrande entlang, woran sich die blauen, schäumenden Wogen geräuschvoll brachen; dann zog er sich durch verschiedene Aino-Weiler und durch das Dorf Abuto, einen fast wohlhabenden Ort, wo der Landbau viel sorgfältiger betrieben wurde und die Leute auch eine Anzahl Pferde besaßen. Viele Häuser waren mit Pfählen umgeben, worauf Bärenschädel grinsten und ein wohl gediehener Bär war für sein letztes Schicksal und seine Vergötterung reif. In fast allen Häusern war eine Frau beschäftigt, Rindentuch zu

weben; der Haken, welcher das Gewebe hielt, war einige Fuß weit vom Hause in dem Erdboden befestigt. Ein Aino setzte uns über einen tiefen Fluß, Nopkobets genannt, der dicht an der See aus dem Gebirge entspringt. Der Fährmann war gänzlich mit Haaren bedeckt, die auf den Schultern dick und wellicht erschienen und ihm jede Bekeidung entbehrlich machten. Ein dichter schwarzer Bart fiel ihm über die behaarte Brust bis beinahe zum Gürtel hinab und schwarze Locken wallten massenhaft über seine Schultern; so daß er völlig wie ein Wilder erschienen wäre, wenn nicht die Sanftheit seines Lächelns und seiner Augen diesen Eindruck gemildert hätten. Die Ainos an der Vulkanbai sind viel stärker behaart als die im Gebirge, aber auch unter ihnen erblickt man nicht selten Männer, die sich in dieser Hinsicht nicht von kräftigen Europäern unterscheiden und es scheint mir, als hätte man sich einer Uebertreibung schuldig gemacht, indem man den starken Haarwuchs als ein charakteristisches Merkmal der Rasse bezeichnete; diese Schuld mag zum Theil den glatthäutigen Japanesen zuzuschreiben sein.

Der rohe Kahn, welcher als Fähre diente, wurde beinahe umgeworfen durch einen Kampf, der unter unseren vier Pferden ausbrach. Anfänglich biß eines in die Schulter eines andern, welches, so angegriffen, einen kurzen, durchdringenden Schrei ausstieß und sich dann mit den Vorderfüßen zur Wehre setzte; bald darauf bissen und schlugen sich alle unter einander, bis einige böse Verwundungen stattfanden. Solche Gefechte habe ich täglich in den Corrals angesehen. Dem elenden Zustande der Pferde ist es zuzuschreiben, daß man so selten Reisen auf Yezo unternimmt. Man behandelt sie in roher Weise und schlägt sie unbarmherzig mit dicken Stöcken über die Augen und Ohren; sie sind mit tiefen Wunden bedeckt, da man ihnen einen rohen ungegürteten Sattel auflegt, sie übermäßig beladet und zu einer schnellen Gangart antreibt. Seit wir nach Yezo kamen, hat sich Ito barbarisch gegen diese artigen aber wenig geschätzten Thiere erwiesen und mich dadurch ganz besonders geärgert, um so mehr als er auf der Hauptinsel es niemals wagte, einen Peitschenhieb zu geben, aus Furcht vor den Pferden und ihren Besitzern. Eines Tages schlug er unbarmherzig auf das Gepäckpferd los, bis ich zurück ritt und ihm in strengem Tone zurief:

„Sie sind ein Tyrann und, wie alle Tyrannen, ein Feigling." Man kann sich vorstellen, daß ich noch mehr erbittert wurde, als er bei unserem ersten Halt wie gewöhnlich mit seinem Notizbuche erschien und mich in ruhigem Tone fragte, was die Wörter „Tyrann" und „Feigling" zu bedeuten hätten. Da es mir durchaus unmöglich war, sie ihm zu erklären, so sagte ich, Tyrann wäre der schlechteste Name, den ich ihm geben könnte und ein Feigling bedeute den gemeinsten unter den Männern. „Ist Tyrann ein schlechterer Name als Teufel?" fragte der abscheuliche Junge. „Ja, viel schlechter," entgegnete ich; darüber erschien er ein wenig niedergeschlagen und hat, wenigstens in meiner Gegenwart, sein Pferd nicht wieder gemißhandelt.

Das Verfahren, ein Pferd zu zähmen, besteht eben nur darin, daß man ein oder zwei Stunden lang den Geist des Thieres durch solche empörende Grausamkeit niederbricht, wie ich in Schiraoi gesehen habe; am Ende fällt das mit Schaum und Blut bedeckte Pferd erschöpft zu Boden. Bei dieser schlechten Behandlung haben sie allerhand Nücken und Tücken, legen sich mitten im Wasser nieder, stürzen sich selber kopfüber, so daß Reiter und Gepäck herunter fallen, bocken oder versuchen, aus der Reihe zu kommen. Anstatt des Gebisses legt man ihnen auf beiden Seiten des Maules zwei hölzerne Stäbe an, die durch eine Schnur um Nase und Kinn festgehalten werden. Wenn die Pferde sich in Galopp setzen, so strecken sie den Kopf vorwärts, so daß Nase und Ohren in gleicher Höhe sind und man bemühet sich dann vergebens, sie zu lenken oder anzuhalten. Stets sind sie geneigt, sich den großen Heerden am Strande oder auf den Hügeln anzuschließen, von wo sie nur weggetrieben werden, wenn man sie gebrauchen will. Das Erste, was man in einem Aino-Dorfe des Morgens zu hören bekommt, ist der Galopp von vierzig oder funfzig Pferden, verfolgt von einem Aino, der sie von den Hügeln herunter gejagt hat. Der niedrigste Preis für ein Pferd ist acht und zwanzig Schillinge. Ihr Gang ist sehr sicher, wenn die Füße nicht wund sind; auf einem einfachen gebrechlichen Brett schreiten sie über einen Strom oder eine Kluft und gehen furchtlos auf einem schmalen Rande an einem Flusse oder Abgrunde entlang. Ihre harten Hufe werden weder mit Eisen noch Schuhen versehen und man ist der Mühe

überhoben, die Strohschuhe beständig an- und abzubinden oder durch neue zu ersetzen, wie dies auf der Hauptinsel geschieht, wo man die Pferde mit Sorgfalt behandelt. Zum Begleiter wird stets ein Mann mitgegeben und man bezahlt für diesen und drei Pferde nur sechs Pence für je 2½ englische Meilen. Ich lasse jetzt Ito stets vorauf reiten, um sicher zu sein, daß er sein Pferd nicht mißhandelt.

Nachdem wir über den Nopkobets gesetzt waren, gingen wir geraden Weges in die sogenannten schlimmen Gebirge und überschritten die drei schrecklichen Pässe von Lebungetoge. Abgesehen davon, daß dieser ungebräuchliche Pfad dennoch zu passiren ist, so haben die Leute die schlechte Beschaffenheit desselben kaum übertrieben. Auf dem ersten Passe brach ein Pferd zusammen; wir mußten den Aino zurück schicken, um ein anderes zu holen, und wurden dadurch lange aufgehalten. Es ist möglich, daß diese ungewöhnlichen Pässe nicht höher als 1500 Fuß sind, aber der Weg aufwärts führt durch einen dichten Wald und ist außerordentlich steil, geht ebenso jäh abwärts und erhebt sich dann wieder in einer Reihe ausgespülter Zickzackbiegungen oder er führt gerade wie eine Leiter mit ausgehöhlten Stufen hinauf. Große und kleine Steine bedecken den Weg oder Felsenstücke, mit einer Menge verworrener Zweige und Schlinggewächse überschüttet, so daß man genöthigt ist, sich auf den Hals des Pferdes zu bücken, während das Thier stolpert und strauchelt oder in weite Löcher zwischen den Steinen tritt; oft muß es Felsenstufen, die ihm bis an die Brust reichen, hinauf springen und so legt es, beständig kletternd und springend, nicht mehr als durchschnittlich eine englische Meile in einer Stunde zurück.

An einer der schlechtesten Stellen fiel das Pferd des Aino, der gerade vor mir ritt, bei einem Sprunge auf eine Felsenstufe rückwärts über, so daß es beinahe mein Pferd ebenfalls niedergeworfen hätte; dabei schlugen die Bettpfosten, die zu seiner Ladung gehörten, mit solcher Gewalt auf meinen Fußknöchel, daß ich aus dem Sattel fiel. Ich fürchtete anfänglich, mein Bein sei gebrochen, aber der Knöchel war nur gestaucht und zugleich verwundet und blutete stark. Ito's Pferd stürzte drei Mal und endlich banden wir alle vier an einander. Dies sind einige Vergnüglichkeiten einer Yezo-Reise.

Aber es war dennoch herrlich, ein wirkliches Paradies. Man findet hier Alles — große vorspringende, prächtig bewaldete Berge; kleine tiefe Buchten, in denen die grünen Wogen majestätisch rollen; mächtige graue Klippen, zu steil, als daß auch die kühnste Kletterpflanze darauf Wurzel schlagen könnte; stolze, mit Cedern bekränzte Höhen; dazwischen hin und wieder ein Durchblick auf das helle, blaue, im Sonnenschein schimmernde Meer, das seinen Schaum bis über die Farrnkräuter und Schlinggewächse spritzt; auf der Landseite waldige Gebirgszüge mit schrecklichen Schluchten, worin Bären und Wölfe hausen; massenhafte schattige Cedern und dazwischen scharlachrothe Ahornzweige und Gehänge von dunkelrothen, wilden Weinreben. Das Innenland scheint sich unendlich weit auszudehnen und es sieht aus, als ob die waldigen Berge und die dunklen Schluchten keine Grenze fänden. Die Vegetation ist ebenso üppig, prächtig und verschlungen wie der ursprüngliche Pflanzenwuchs der Tropenländer, in denen die Axthiebe des Holzfällers niemals erschollen. Bäume von ungeheurer Höhe und Dicke, namentlich die schöne Salisburia adiantifolia mit ihren fächerförmigen Blättern, alle mit üppigen Lianen umschlungen, erheben sich auf einem Unterholz von dunkelblätterigem Bambus, der, obgleich nur zwerghaft, doch eine Höhe von sieben Fuß erreicht. Alles ist dunkel, feierlich, still, der Aufenthalt von wilden Thieren, Schmetterlingen und Libellen von den glänzendsten Farben. Der Tag war hell, aber nicht heiß; Laub und Ströme funkelten; kein ermüdendes einerlei Grün wie auf der Hauptinsel; der stille Ocean erglänzte beim Sonnenlicht in voller Pracht und allmälig gelangten wir unerwartet an eine kleine Bucht, die von steilen, mit Cedern bewachsenen Höhen umgeben war; eine starke Brandung rollte heran und unterbrach mit Donnergetöse die Stille des schweigenden Landes.

Die Sonne war untergegangen und es fiel ein starker Thau, als der Pfad über den Gipfel eines Vorgebirges führte und sich dann so jäh zum Wasser hinab senkte, daß ich nur mit Hülfe meiner Hände hinunter steigen konnte. Wir kamen an eine einsame, kleine, sehr schöne Bucht, die von unwegsamen Höhen umwallt war; die Aussicht wurde durch dicht bewaldete Thäler und Berge versperrt. Auf dem grauen Sande des Seegestades

bleichte das Gerippe eines ungeheuren Walfisches; zwei oder drei große, roh gearbeitete Kähne, deren Planken mittelst starker Ruthen an das Deck befestigt waren, und einige verwitterte Baumstämme lagen unweit davon. In einem vereinzelten verfallenen grauen Hause wohnten drei Japanesen, mit einem alten Aino als Diener, welche die Verwaltung der Regierung zu besorgen hatten, daneben auch Zimmer und Pferde für die Beamten bereit hielten; dies ist sehr günstig für Reisende, welche, wie ich, sich zur Nachtzeit hier aufhalten wollen. In diesem Jahre war, außer zwei Beamten und einem Polizeimann, nur ein Reisender durch Lebunge gekommen.

Im Walde, eine halbe Meile von der See entfernt, liegt ein Aino-Dorf von dreißig Häusern; einige Wilde fuhren geräuschlos in der Dämmerung über die Bucht und vermehrten den geisterhaften Eindruck der einsamen Landschaft. Als ich ankam, wurden gerade die Pferde von ihrer Last befreiet und einige höfliche Ainos wiesen mich nach meinem Zimmer, das nach einem kleinen Hof hinaus lag. Das Gemach war dumpfig und, da es lange nicht bewohnt worden, voller Spinnen. Die Dunkelheit wurde kaum erhellt durch eine Fischthran-Lampe, so daß man nur undeutlich die braunen, schwermüthigen Gesichter der Ainos wahrnahm, welche in der Veranda saßen und sich in aller Stille mit einer anmuthigen Verbeugung zurückzogen, als ich ihnen gute Nacht sagte. Nahrungsmittel waren kaum zu erwarten, doch erhielt ich Reis, Kartoffeln und schwarze Bohnen, mit gleichen Theilen Salz und Syrup gekocht. Meine Verletzungen vom vorigen Tage verschlimmerten sich in der kalten Luft, so daß ich am folgenden Tage genöthigt wurde, noch hier zu bleiben.

XLIV.

Die Ainos von Lebunge. — Eine Familiengruppe. — Dschamambe. — Der Yurapu-Fluß. — Kluge Krähen. — Der Vulkan Komono-taki. — Der letzte Morgen.

Hakodate, den 12. September.

Lebunge ist in seiner schrecklichen Einsamkeit ein fesselnder Ort. Der Wirth war ein freundlicher Mann und sehr für die Ainos eingenommen. Wenn andere Beamte, die mit den Ainos zu schaffen haben, sie ebenso brüderlich behandelten wie die in Usu und Lebunge, so würde keine Klage zu führen sein. Auch dieser Mann versicherte, daß sie sehr ehrlich und harmlos seien und fragte mich, ob sie mich vor meiner Abreise besuchen dürften. Es erschienen mit den Pferden zwanzig Männer im Hofe; die meisten trugen kleine Kinder. Sie hatten niemals einen Fremden gesehen, aber aus Höflichkeit oder Gleichgültigkeit unterließen sie es, mich wie die Japanesen zu umdrängen oder anzustarren; in aller Bescheidenheit nahmen sie Kenntniß von mir. Besonders gefiel ihnen das Bärenfell, womit mein Sattel ausgeschlagen war und meine Stiefel aus ungeschwärztem Leder, die sie mit ihren Winter-Jagdstiefeln aus Hirschleder verglichen. Ihre Stimmen waren so tief und wohlklingend, wie ich sie niemals gehört habe und wie man kaum von solchen behaarten und kräftigen Männergestalten hätte erwarten sollen. Recht auffallend war ihre Kinderliebe; sie liebkosten die Kleinen zärtlich und hoben sie empor, wenn sie ihnen etwas zeigen wollten; als der Wirth ihnen sagte, daß ich großes Gefallen an den kleinen, braunen, schwarzäugigen Geschöpfen fände, strahlten ihre Gesichter vor Freude und sie grüßten mich dafür zu wiederholten Malen. Diese Ainos, wie die übrigen, stoßen einen kurzen, kreischenden Laut aus, sobald ihnen etwas mißfällt, und dann ist der Wilde zu erkennen.

Diese Ainos von Lebunge unterscheiden sich besonders von den östlichen Dorfbewohnern. Ihre Haut ist ebenso schwarzbraun wie die der Ainos von Bedaween, ihre Stirn verhältnißmäßig niedrig, ihre Augen tiefer eingesetzt, ihre Statur kleiner, ihr Haar noch voller, der stille,

schwermüthige Ausdruck ihrer Züge noch auffallender; zwei von ihnen, die sich bei der Arbeit entblößt hatten, waren völlig mit kurzem, schwarzem Haar bedeckt, das sich auf Schultern und Rücken in solcher Fülle zeigte, daß man die Kleidung nicht vermißte. Außerordentlich erschien mir die Breite ihrer Brust und die stark ausgebildeten Muskeln an ihren Armen und Beinen. Zwei Zoll über der Stirn tragen sie das Haar geschoren und lassen es höchstens einen Zoll lang werden. Unter den gut gekleideten Ainos, die im Hofe standen, befand sich auch ein gelber Japanese mit glattem Gesicht, glatter Haut, hohler Brust und spindeldürren Beinen und nur mit einer schwarzen tuchenen Schürze bekleidet, welche die Ainos noch außer ihren Röcken und Hosen tragen. In Begleitung dieser freundlichen und artigen Wilden besuchte ich ihre Wohnungen, welche sehr klein und ärmlich und in jeder Hinsicht dürftiger als die der Gebirgs-Ainos sind. Die Weiber sind klein, untersetzt und selten hübsch.

Von ihrem Dorfe begann die längste und schlechteste Station meiner Reise, siebenzehn englische Meilen lang, von denen die ersten zehn über das Gebirge führten. Der Pfad ist so einsam und verlassen, daß uns während einer viertägigen Reise kein menschliches Wesen begegnete. In dem Thale von Lebunge, welches dicht bewaldet und reich an Strömen ist, fand ich ein ausgezeichnetes Exemplar der Salisburia adiantifolia, welche sich in einer Höhe von acht Fuß in acht hohe Stämme zertheilt, von denen jeder mindestens 2 Fuß 5 Zoll im Durchmesser hatte. Dieser schnell wachsende Baum eignet sich gut für unser Klima, und es wundert mich, daß man ihn noch nicht bei uns heimisch gemacht hat. Noch ein anderer Baum mit kreisrunden, paarweise stehenden Blättern erreicht eine ungeheure Höhe.

Von diesem Thale führt ein steinichter, ausgetretener Pfad nach der Westseite von Lebungetoge hinauf, durch einen dichten Wald bis zu einer Höhe von 2000 Fuß, wo er sich dann eine beträchtliche Strecke weit hält und sich längs dem schmalen Gipfel innerhalb der seewärts gelegenen Berge und zwischen dichtem Bambus fortsetzt. Die Scenerie war ebenso prachtvoll wie am vorhergehenden Tage. Ein Führer war durchaus erforderlich, da der Pfad an einer Stelle plötzlich aufhörte und

die Pferde sich ihren Weg längs einem reißenden Flusse bahnen mußten. Das Ufer war dicht mit Bambusrohr besetzt, voller Löcher und mit quer liegenden Bäumen bedeckt. Ito, dessen Pferd den übrigen nicht folgen konnte, ging hier verloren, was einen Zeitverlust von zwei Stunden zur Folge hatte.

Zuletzt senkt sich der wieder aufgenommene Pfad über eine vorspringende Höhe bis dicht an das Meer, welches augenscheinlich bedeutend zurückgewichen ist, und zieht sich sechs Meilen weit auf ebenem sandigen Ufer fort. Am Fuße der Höhe liegt ein verfallenes Japanesenhaus, worin eine Aino-Familie sich eingesiedelt hat, um den Reisenden, welche den Paß überschreiten, Ruhe und Obdach zu gewähren. Ich öffnete meinen „Benko-bake" oder Speisekasten und fand einige kalte Kartoffeln vorräthig, die ich mit etwas Thee zu Mittag verzehrte und dann lange Zeit auf Ito wartete, den der Führer aufsuchte. Das Haus mit seinen Bewohnern bot reichen Stoff zur Betrachtung dar. Die Decke war verschwunden und an dem geschwärzten Gebälk hingen allerlei Dinge, deren Gebrauch ich mir nicht erklären konnte. Alles war zerbrochen, verfallen und mit abscheulichem Schmutz bedeckt. Eine Aino-Frau, in ihrer Häßlichkeit kaum einem Menschen ähnlich, zerfaserte Baumrinde. Es waren, nach japanischer Art, mehrere Feuerstätten vorhanden und an einer saß ein imposanter Greis und sah in theilnahmloser Ruhe dem Kochen zu. Alt und zwischen den Trümmern sitzend, veranschaulichte er das Schicksal seiner Rasse, welche lebend keine Geschichte hat und in ihrem Untergange kein Denkmal hinterläßt. Am anderen „Irori" saß oder krümmte sich vielmehr der Gatte der häßlichen Frau. Er war etwa funfzig Jahre alt. Die hohe Stirn erschien noch höher, da das Haar drei Zoll darüber abgeschoren war. Letzteres hing in geschlängelten Locken herab und vermengte sich mit dem grauen Barte. Die Augen waren schwarz aber ohne Ausdruck und aus dem ganzen Gesicht sprach nur jene apathische Schwermuth, die man zuweilen an gefangenen Thieren wahrnimmt. Arme und Beine waren ungewöhnlich lang und dünn und das Geschöpf saß zusammengekauert, so daß die Kniee dicht von den Armen umschlungen wurden. Der Körper und die Gliedmaßen waren, einige Stellen ausgenommen, mit spärlichen dünnen und schwarzen Haaren be-

deckt, welche, über einen Zoll lang, auf den Schultern gekräuselt erschienen. Der Mann zeigte nicht mehr Intelligenz als das Wasser, das zu meinem Thee kochte. Als Ito ankam, blickte er mit Abscheu nach ihm hin und rief aus: „Die Ainos sind wirklich Hunde; sie haben einen Hund zu ihrem Vater"; damit spielte er auf die Legende an, welche sie selber über ihren Ursprung geltend machen.

Nach dem Gebirge war die Ebene angenehm und ein kurzer Galopp brachte uns nach Oschamambe, wo wir auf die alte Straße von Mori nach Satsuporo stießen und ich einen Tag verweilte, um mich von meinen Rückgratsschmerzen zu erholen. Oschamambe sieht selbst an einem sonnigen Tage abschreckend und verfallen aus. Es giebt hier viele müßige Herumtreiber, denen man an ihren stieren Augen den übermäßigen Genuß des Reisbieres ansieht. Die Sonne brannte heiß und ich war froh, Aufnahme in einem überfüllten und baufälligen Wirthshause zu finden, wo es an allen genießbaren Lebensmitteln mangelte. Mein Zimmer wurde nur durch Schirme abgetrennt und es vergingen kaum fünf Minuten des Tages, daß nicht Jemand durch eines der zahlreichen Fingerlöcher gelugt hätte. Während der Nacht fiel einer der „Schoji" um und ich bekam eine Reihe von sechs schlafenden Japanesen zu sehen, deren Jeder seinen Kopf auf eine hölzerne Kissenwalze gelegt hatte.

Die Großartigkeit der Reise nahm ab, wie das Gebirge aufhörte, dennoch war der zweitägige Ritt von Oschamambe nach Mori bei herrlichem Sonnenschein so angenehm wie möglich. Anfänglich ritten wir sehr langsam, weil außer meinen vier Pferden noch vier Handpferde vorhanden waren, welche nach Hause gingen, sich aber beständig unter einander bekämpften, ihre Schnüre in Verwickelung brachten und sich gelegentlich niederlegten und wälzten; außerdem waren drei Füllen, die ihren Müttern folgten, und wenn diese zurückblieben, so blieben die Stuten wiehernd stehen; waren sie aber vorauf, so wollten die Stuten ihnen nachsetzen; die ganze Koppel schien nicht übel Lust zu haben, ihrer Reiter ledig zu werden und sich den vielen Pferdeheerden anzuschließen, an denen wir vorüber kamen. Dieser Unannehmlichkeiten endlich überdrüssig, ließ ich mein Pferd und

Ito's auf ein ziemlich großes Boot bringen und bekümmerte mich nicht weiter um das unordentliche Gefolge.

In Yurapu, wo sich ein Aino-Dorf von dreißig Häusern befindet, sahen wir die letzten Urbewohner und der Zweck der Reise war beendet. Es wechselten nun niedrig gelegene Sandstrecken; einige Stellen, die mit rothen Rosen besetzt waren; tiefe und seichte Flüsse; einzelne alte Landhäuser auf ödem Sande, zwischen verblichenem Treibholz; dann folgte der Yurapu-Fluß, ein breiter und tiefer Strom, der auf einer Länge von vierzehn englischen Meilen auf einem Kahn befahren werden kann. Am späten heiteren Nachmittage nahm sich die Landschaft recht schön aus. Die langen blauen Wellen brachen sich mit dumpfem Getöse am Ufer und bedeckten den Rand desselben meilenweit mit ihrem weißen Schaume. Der prächtige Blick in das innere Land fiel auf sechs bewaldete Bergreihen, die zum Theil zerklüftet und ausgehöhlt erschienen; darüber erhoben sich graue Berggipfel am grünlich gefärbten Himmel. Ich hätte gern ein Boot genommen und wäre den Yurapu hinauf gefahren, der durch manche Schluchten in die Tiefen dieser Gebirge eindringt, hatte aber nicht Kraft genug, um meinen Wunsch auszuführen.

Die Stille oder der tiefe wohlklingende Ton der Aino-Führer wechselte jetzt mit dem rauhen, endlosen Geplapper der Japanesen. In Yamakuschinoi, einem kleinen Weiler am Meeresufer, wo ich die Nacht zubrachte, fand ich ein nettes, ruhiges und schön gelegenes Wirthshaus; im Hintergrunde einen bewaldeten Felsenabhang, über welchem der Halbmond am klaren Himmel stand; auch an einer reichlichen Nahrung fehlte es nicht. Anstatt also Hungers zu sterben und aller Bequemlichkeit zu entbehren, hatte ich gerade während der Woche, die ich an der Vulkanbai zubrachte, die besten Lebensmittel angetroffen und mehr Bequemlichkeit gefunden als irgendwo auf meinen Reisen im nördlichen Japan.

Ein anderer wunderschöner Tag begünstigte meinen Ritt nach Mori, ich erhielt aber unglücklicher Weise auf jeder Station ein schlechtes Pferd und der japanische Führer war, gegen die Gewohnheit, mürrisch und bösartig. Otoschibe und einige andere kleine Fischerdörfer ziehen sich eine Strecke an der Küste entlang

und sind jedenfalls zu Zeiten sehr lebendig, sahen aber jetzt verlassen und verfallen aus; an vielen Theilen der Küste findet man jedoch die Häuser wunderlieblich mit Pflanzen und Blumen umgeben, welche aus den Saamen gezogen wurden, die aus den landwirthschaftlichen Musteranstalten zu Nanai freigebig vertheilt werden. Ein großes Stück Wegs nach Mori ist ganz ohne Pfad, obgleich die Strecke viel bereist wird. Man muß sich mühsam einen Weg durch den weichen Küstensand oder das Schiefergeröll suchen und viele kleine Flüsse durchwaten, von denen einige sich ihren Weg durch eine Lage von schwarzem vulkanischem Sand bahnten. An der Yezo-Küste kam ich über mehr als 100 Flüsse und Ströme und bei allen größeren fand ich den seltsamen Umstand, daß sie, wenn sie sich der See nähern, sich nach Süden wenden und eine Strecke weit in gleicher Richtung mit der Küste laufen, bevor es ihnen gelingt, in dem sandigen und schieferigen Gestade eine geeignete Mündung zu finden.

Ich habe noch nicht von den Krähen gesprochen, welche Yezo eigenthümlich zugehören, auf die aber die Kolonisten gern verzichten würden. Sie sind zu Millionen vorhanden und an manchen Stellen erfüllen sie das so stille Land mit ihrem mißtönenden krächzenden Geschrei. Man findet sie überall und sie haben einen Grad von unverzeihlicher Unverschämtheit erlangt, die sich mit List und Umsicht verbindet, so daß sie zuweilen dem Menschen darin gewachsen sind. Fünf waren so unverschämt, sich auf meine Pferde zu setzen und über den Yuragugawa tragen zu lassen. In dem Garten des Wirthshauses zu Mori sah ich einen Hund in Gegenwart mehrerer solcher habsüchtiger Vögel ein Stück Fleisch verzehren. Man konnte bemerken, daß sie über diesen Gegenstand unter einander verhandelten; dann und wann versuchten zwei, ihm das Fleisch zu entwenden, aber er wehrte sie ab. Endlich gelang es einer großen Krähe, einen Fetzen davon abzureißen, womit sie nach dem Tannenbaum flog, auf welchem sich die übrigen versammelt hatten. Nach einer sehr ernsten Unterredung umringten darauf alle den Hund und der Anführer ließ geschickt den Bissen aus seinem Schnabel zur Erde fallen; sogleich schnappte der Hund danach und ließ einen Augenblick das große Stücke außer Acht; zwei Krähen aber

bemächtigten sich sogleich desselben und trugen es auf einen Tannenzweig, wo sie es denn alle in großer Heiterkeit verzehrten, während der Hund, anfänglich ganz verdutzt, sich unter den Baum setzte und vergeblich hinauf bellte. Ein Herr erzählte mir, er hätte gesehen, wie ein Hund in ähnlicher Weise in Gegenwart von drei Krähen an einem Stücke Fleisch nagte. Nachdem sie es ihm vergeblich zu entreißen versucht hatten, hielten sie Rath und trennten sich danach; zwei von ihnen wagten sich dicht an den Bissen heran, während die dritte den Hund so scharf in den Schwanz biß, daß er sich schreiend umwendete. Diesen Augenblick nahmen die anderen Schurken wahr, um sich des Fleisches zu bemächtigen, das sie alsdann insgesammt triumphirend auf einer Mauer verzehrten. An einigen Orten sind sie so zahlreich und zudringlich, daß die Ernten durch Netze vor ihnen geschützt werden müssen. Sie setzen sich auf die wunden Rücken der Pferde und picken tiefe Löcher hinein. Diese Vögel, die in vieler Hinsicht schädlich sind, gehen spät zu Horst und früh am Morgen sind sie wieder auf und dabei so keck, daß sie oft in die Veranda flatterten, wo ich saß. Jedes Mal, wenn ich ihre Versammlungen beobachtete, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß sich ein Nestor unter ihnen befand, der ihre Bewegungen leitete. Am Seestrande ist es unterhaltend anzusehen, wie sie mit offenem Schnabel da sitzen und frische Luft schnappen. Ihre Zahl nimmt so zu, daß sie die Ansiedler auffressen könnten und man veranstaltet jetzt einen Kreuzzug gegen sie; doch ihre Zahl ist Legion.

Unterwegs sah ich zwei Ainos sich durch die Brandung an die Küste arbeiten, in einem Kahn, in welchem sie sich beinahe 100 englische Meilen weit gerudert hatten. Ein Fluß-Canoe ist aus einem einzigen Stamme ausgehöhlt und kann von zwei Menschen binnen fünf Tagen angefertigt werden. Das Fahrzeug, welches ich hier erblickte, war jedoch fünf und zwanzig Fuß lang und bestand aus zwei Hälften, die durch sehr starke Rindenfasern der ganzen Länge nach verbunden waren; die hohen Seitenwände waren in gleicher Weise befestigt. Man ist der Meinung, die Böte bewährten sich bei stürmischer See und in der Brandung besser und seien stärker, wenn sie aus zwei Stücken gefertigt seien. Ihre Seile aus Rindenfasern sind sehr kunst-

fertig gemacht und von verschiedenster Stärke, vom Bindfaden bis zum neunzölligen Tau.

So schön das Meer auch erschien, so wurde es uns doch sehr lästig. Die Pferde gingen in tiefem Schaum und mußten sich zwischen den Klippen und der See hindurch drängen; jede größere Welle überspülte meinen Fuß und bespritzte mir das Gesicht; die Wogen stürmten mit unaufhörlichem Tosen in die Bucht und rissen, wenn sie zurückprallten, das rasselnde Geröll mit sich fort; — es war ein unaufhörlicher, beharrlicher, zweckloser Kraftaufwand der Elemente.

Gegen Abend kamen wir über den letzten der brückenlosen Flüsse und näherten uns Mori, das ich vor drei Wochen verlassen hatte. Ich war von Dankgefühl erfüllt, daß ich ohne Täuschung und Mißgeschick und übergroßes Ungemach meinen Zweck erreicht hatte. Wenn ich nicht versprochen hätte, Ito seinem Herrn an einem bestimmten Tage zurückzustellen, so würde ich die nächsten sechs Wochen gern in den Wildnissen von Yezo verweilt haben, denn das Klima ist gut, die Landschaft schön und der anziehenden Gegenstände giebt es die Menge.

Die Gipfel des Vulkans Komono-taki schimmerten im Lichte der untergehenden Sonne und mittelst eines Fernrohrs konnte ich von einem erhöheten Standpunkte oberhalb der Seen seine Umrisse ziemlich deutlich erkennen. Er mag noch immer verderblich werden können und bei seinem letzten Ausbruche bedeckte er das umliegende Land mit Bimsstein bis zu einer Höhe von drei Fuß. Die Lava, welche dieser und andere feuerspeiende Berge an dieser Küste auswerfen, erscheint sehr verschieden von derjenigen, welche von der Flanke und den Gipfelkratern des Mauna Loa auf Hawaii herabfließt, denn sie ist leicht und porös und besteht gänzlich aus Bimsstein, was auf Hawaii selten vorkommt und dann nur als eine Art Schaum auf den Strömen, der sich späterhin zu dichtem zackigem oder glattem Basalt verdickt. Der höchste Gipfel wird 3300 Fuß hoch geschätzt; der große Krater jedoch, der über drei Viertel einer englischen Meile im Durchmesser mißt, liegt 500 Fuß tiefer und enthält sechs kleinere Krater, deren einer im Jahre 1872 thätig war. Einer derselben ist etwa 100 Fuß tief. Fortwährend strömt Dampf aus vielen der seitlichen Risse. Die Abhänge des Vulkans sehen beschädigt

und traurig aus; von dem Walde, der bei dem letzten großen Ausbruche verkohlte, sind noch die Ueberreste sichtbar und das zunächst liegende Land kann nicht mit Nutzen bebauet werden, bevor sich nicht ein tieferer Boden auf der obersten Lavaschicht angesammelt hat. Inzwischen leistet die Natur so viel wie möglich, indem sie den Grund mit jungem Waldholz bedeckt.

Ein zweiter köstlicher Tag begünstigte meine Reise von Mori nach Togenoschita, wo ich die Nacht zubrachte. An beiden Tagen hatte ich ausnahmsweise gute Pferde, wennschon dasjenige, welches Ito ritt, sich drei Mal zu Boden warf und wälzte, um sich von den Fliegen zu befreien. An dem düstern Tage, wo ich den Wald zwischen Mori und den Seen von Ginsainoma zuerst erblickte, hatte ich ihn nicht genugsam bewundern können; jetzt aber schwebte eine Fülle von Sonnenglanz, Licht und Schatten über ihm und die scharlachrothen Büsche und blaurothen Schlingpflanzen, und die prangenden Ahornbäume im Thale bewirkten ein wundervoll übereinstimmendes Farbespiel. Von der Höhe des Passes jenseits der Seen hat man einen großartigen Anblick von dem nackten Vulkan, von den Lavabetten und Bimssteinfeldern und den Seen Onuma, Konuma und Ginsainoma, die in den Wäldern an seinem Fuße liegen; von einem anderen Hügel bietet sich eine merkwürdige Aussicht auf das windige Hakodate, das auf dem Vorgebirge wie Gibraltar aussieht. Die Abhänge dieses Hügels sind mit dem japanischen Eisenhut bewachsen, woraus die Ainos ihr Pfeilgift bereiten.

Die Yadoya in Togenoschita war sehr angenehm und freundlich, und als Ito am Morgen eintrat und mich fragte, ob ich nicht auch wie er betrübt darüber sei, daß es nun der letzte Morgen wäre, da mußte ich mir gestehen, daß ich meine ergötzliche Yezo-Reise ungern beendigte und mich nicht leichten Herzens von dem Burschen trennte, der mir jetzt nützlicher und schätzbarer als früher erschien. Es war sehr unangenehm, das nur zwölf englische Meilen entfernte Hakodate so nahe jenseits der Bucht liegen zu sehen und doch die weite, flache und steinichte Strecke durchschreiten zu müssen, welche das Vorgebirge, worauf es gebauet ist, mit dem größeren Lande verbindet. Ungefähr drei englische Meilen weit ist die Straße roh macadamisirt und die

Pferde erlahmen sehr bald darauf. Sobald wir die unendlich lange Straße erreichten, stieg ich daher ab und schickte Ito nach dem Consulat, um nach Briefen für mich zu fragen. Da es regnete, so hoffte ich, keinem Fremden zu begegnen; so glücklich war ich jedoch nicht, denn zuerst begegnete mir Herr Dening und bald darauf sah ich den Consul und Herrn Hepburn die Straße hinunter kommen. Sie waren sehr sauber gekleidet und beabsichtigten wahrscheinlich, auf dem Flaggenschiffe zu Mittag zu speisen. Um sie zu vermeiden, suchte ich in eine Nebenstraße zu entschlüpfen; dennoch erblickten sie mich und waren nicht gerade darüber verwundert, daß ich ihnen hatte aus dem Wege gehen wollen, denn mein alter Betto-Hut, mein zerrissener grüner Regenmantel, meine Reitkamaschen und Stiefel waren nicht nur beschmutzt sondern mit Koth überzogen und ich sah im Ganzen so aus, als ob ich geraden Weges aus der Wildniß käme.

XLV.

Missions-Eifer. — Politische Bewegung. — Ansichten über die Regierung. — Ein japanisches Panzerschiff. — Wirkliche Fortschritte. — Japanische Jonken. — Abschied von Ito. — Japanischer Briefstyl. — Wirbelwind und Nebel. — Willkommen in Tokiyo. — Das Ende der Meuterei.

Yedo, Englische Gesandtschaft, den 12. September.

Das Wetter war, seit meiner Rückkehr, ganz abscheulich; die Hitze drückend; die Moskitos lästig; die Luft so feucht, daß das Leder der Stiefel beständig mit einem schimmeligen Ueberzug bedeckt war; ein heißer, beängstigender Wind gesellte sich zu einem warmen Sprühregen. Wenn ich mich über das öde japanische Klima und über den Mangel an erfrischenden Morgen und Abenden beklage, so sagt man mir stets: „Warten Sie bis zum Oktober!“ Ich möchte daher fast glauben, daß Oktober und November die einzigen angenehmen Monate seien, denn die Kälte des Winters schildert man als rauh und schneidend.

Die dampfige Atmosphäre hindert Herrn Dening nicht in seinem unermüdlichen Missionseifer. Neben seinen Predigten und Bibelstunden in Hakodate und an anderen Orten ist er jetzt beschäftigt, eine neue Station in Nanai zu gründen, wo sich viele Samurai, die ehemaligen Anhänger des Daimiyo, befinden und nur unter diesen, nicht unter dem gemeinen Volke lassen sich Bekehrungen zu Stande bringen. Seit meiner Rückkehr ist von dem Consul der Grundstein einer englischen bischöflichen Kirche gelegt worden, in Anwesenheit von acht bekehrten Japanesen, deren Namen in eine Vertiefung des Steins gelegt wurden. Es ist ein Beweis von der Duldsamkeit, welche dem Christenthume zutheil wird, daß diese kleine Gemeinde einen Platz in der Hauptstraße zu einem kirchlichen Gebäude erwerben konnte.

In der letzten Zeit sind wichtige öffentliche Ereignisse vorgekommen. Ein Theil der kaiserlichen Garde ist in Meuterei ausgebrochen (aber nicht aus politischen Antrieben); es ist viel Blut geflossen und der erste Minister erließ eine Bekanntmachung an das Volk, worin er es ermahnte, sich nicht aufreizen zu lassen. Fast gleichzeitig mit diesem Vorfall machte Japan den ersten Schritt zu einer constitutionellen Verfassung, indem der Mikado die Wahl zu Provinzial-Versammlungen für den März des nächsten Jahres anordnete, welche die örtlichen Steuern ordnen sollen. Die Befähigung zur Wahl ist so niedrig gestellt, daß sie als eine allgemeine angesehen werden kann; die Abstimmung geschieht durch Ballotiren. Obgleich damit dem Grundsatze einer volksthümlichen Regierung nur ein kleines und etwas verstricktes Zugeständniß gemacht wird, so ist es unter den gegenwärtigen Umständen immerhin ein wichtiger Schritt für einen asiatischen Despotismus. Millionen unwissender Bauern, die bisher in Wirklichkeit nur Leibeigene waren, ist dadurch ein Grad von Macht in die Hand gegeben, und mir erscheint dies nicht bloß als ein Beweis, daß die Regierung ihre Versprechungen treu erfüllt, sondern auch das Vertrauen hegt, die bestehende Ordnung der Dinge würde allgemein gebilligt. Ich kann es der Regierung auch nicht verargen, daß sie diesen Schritt jetzt noch aufschiebt und mit der äußersten Vorsicht zu Werke geht.

Mehr und mehr bin ich zu glauben geneigt, daß die Männer, welche die öffentlichen Angelegenheiten seit der Restauration ge-

leitet haben, sowohl befähigt wie auch patriotisch sind und dies bewiesen haben, obgleich sie durch die nicht immer übereinstimmenden Anforderungen der fremden Regierungen in Verlegenheit gesetzt wurden; obgleich ehrgeizig, sind sie doch ehrenhaft und haben durch ihre Politik bewiesen, daß sie den sehnlichsten Wunsch hegen, die Wohlfahrt und Größe der Nation, nicht aber ihren persönlichen Eigennutz zu fördern.

Bei so vielfachen Veränderungen, die theilweise sehr weitreichend sind, mußte es zu erwarten stehen, daß einige Stümpereien vorkommen würden, wie dies auch in der That geschehen ist; einige kostspielige Versuche sind auch fehlgeschlagen. Manche Neuerungen sind außerdem wenig besser als Flickwerk und einige völlig unpassend. Halten wir aber die Leiter der Regierung für ehrenhafte Männer, so darf auch nicht übersehen werden, daß sie mit einem großen Beamtenheere zu arbeiten haben und das asiatische Beamtenthum ist in allen Geldangelegenheiten durchaus unzuverlässig, wenngleich es in Japan nicht zu solcher Tiefe der Verderbniß hinab gesunken ist wie in China und in einigen anderen Ländern; die Vorstellung, sich mit dem Gehalte zu begnügen, ist dem Beamtenverstande völlig neu. Hier, auf Yezo, sind ungeheure Summen unnütz verschwendet worden und nur ein kleiner Theil, der in freigebiger Weise dem Bezirk Kaitakuschi zugewandt wurde, hat mit Hülfe wiederholter „Nebenverdienste" seinen Zweck erfüllt; dasselbe mag in größerem oder geringerem Maße bei allen Unternehmungen des Staates stattgefunden haben.

Nehmen wir Yezo als Beispiel von dem, was die gegenwärtige Regierung gethan hat, so finden wir eine vollständige Sicherstellung von Leben und Eigenthum — die Hauptaufgabe jeder Regierung, indem die Urbewohner fast gleiche Rechte wie die Eroberer genießen, eine schnelle Entdeckung der Verbrecher, die Gefängnisse und Hospitäler nach dem aufgeklärtesten System eingerichtet, freigebige Spenden für Erziehung und Krankenpflege in den entlegensten Distrikten, vollständige religiöse Duldung, Besteuerung nach billigen Grundsätzen, eine landwirthschaftliche Schule, Musteranstalten für den Landbau, ein bewundernswerth verwaltetes Zollhaus und Postamt, einen von quälenden Einschränkungen befreiten Handel und thatsächliche Verbesserungen der Verwaltung auf vielen Theilen der Insel.

Andererseits finden wir auch hier in kleinem Maßstabe einige schwache Seiten der japanischen Verwaltung. Die öffentlichen Gelder werden von einem Heer schlecht besoldeter Beamter aufgezehrt, welche müßig gehen und ihre Nasen in alle Angelegenheiten stecken; vier oder fünf arbeiten so viel wie ein einziger Engländer leisten würde. Dies kommt theilweise von der großen Zahl verzogener junger Leute her, die in Japan oder anderswo auf Kosten der Regierung ausgebildet wurden und für die sich eine Anstellung finden muß; zum Theil auch daher, daß ein Japanese, sobald er auch nur eine untergeordnete Stellung erhält, so viele Anstellungen wie möglich für seine Freunde zu Stande bringt. Obgleich das Verbrechen schnell entdeckt wird, so ist doch die Rechtspflege, namentlich in Civilsachen, sehr ungenügend. Viel Geld ist in kostspieligen Versuchen aufgegangen und reiche Hülfsquellen, wie die Kohlenwerke, bleiben unausgebeutet, weil man Mißtrauen gegen die Einführung fremden Kapitals hegt. Sehr nothwendig wären für Yezo gute Straßen, aber die Hauptstraße von Hakodate nach Satsuporo, worauf beständig große Summen verwandt werden, ist wegen des schlechten Materials, zerbrochener Brücken und verstopfter, schlecht angelegter Gräben in solchem Zustande, daß sie kaum der ganzen Länge nach von Räderfuhrwerk befahren werden kann. Pläne werden nach großem Maßstabe entworfen und, nachdem viel Geld darauf verschwendet worden und sie theilweise zur Ausführung gelangt sind, giebt man sie ohne ersichtlichen Grund wieder auf oder man findet, daß unüberwindliche Hindernisse übersehen worden sind oder die Aufmerksamkeit der Beamten erlahmt und die Sache wird schlimmer als sie vorher war.

Von dem letzteren Fehler bemerkte ich viele Beispiele auf der Versuchs-Farm in Nanai. Die Direktoren ließen mit einem Kostenaufwande von 1000 Yen ein schönes arabisches Pferd anschaffen, ein wirklich herrliches Thier, worauf sie stolz waren, so lange es als etwas Neues galt; jetzt aber hat es unter völliger Vernachlässigung zu leiden. Andere Dinge leiden in ähnlicher Weise unter mangelhafter Aufsicht und der Ueberzahl von Beamten. Steindämme, die von großem Werthe sein würden, führt man, wie in Mori, 350 Fuß weit in das Meer, wo sie von gar keinem Nutzen sind, und läßt sie dann wieder verfallen.

kleine Unternehmungen, die wenig kosten, aber der Insel außerordentliche Vortheile gewähren würden, bleiben unberücksichtigt, damit kostspielige Pläne ausgeführt werden können, welche Aufsehen erregen, aber verhältnißmäßig von geringem Nutzen sind.

Eines der theuren Projekte des Staats steht mir jetzt in Gestalt eines sehr schönen Panzerschiffes vor Augen, das mit einer europäisch uniformirten und exercirten Mannschaft und einem europäischen Musikcorps versehen ist. Die Japanesen in Hakodate sind toll und stolz über dieses kostbare Erzeugniß und setzen das englische Kriegsschiff Audacious und die russische Corvette, die auch in der Bucht vor Anker liegen, herab. Ito ist einen Zoll höher geworden und erzählt mir, Jedermann sei der Meinung, daß das englische und das russische Schiff zusammen in einem Gefecht nichts gegen das japanische Panzerschiff ausrichten könnten. Es gefällt ihnen, weil es Staat macht und scheinbar Japan auf gleichen Fuß mit den europäischen Mächten stellt; dabei kümmern sie sich aber nicht darum, daß die Landstraße zwischen den beiden Hauptstädten nicht einmal achtzehn englische Meilen in einer Kuruma befahren werden kann. Solche und viele andere Widersprüche sind sehr betrübend; trotz alledem läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das Reich binnen zehn Jahren fast wunderbare Fortschritte gemacht hat und trotz allen Mängeln den neuesten und besten Ideen der Civilisation zustrebt, unter Männern, welche die Klassen-Unterschiede abschafften, die Parias zu Bürgern erhoben und aus einem leibeigenen Volke eine Nation von freien Männern machten.

Am letzten Tage meines Aufenthalts auf Yezo schien die Sonne hell über der grauen, windigen Hauptstadt, verlieh mit ihrem Lichte den röthlichen Gipfeln des Komono-taki einen höheren Glanz und erhellte die Eindrücke auf mein Gemüth, welche, wie am ersten Tage, sehr angenehm waren. Die Bucht war blau mit violetten Schattirungen und über sechszig Jonken lagen darin vor Anker. Es waren auch Schiffe mit fremden Flaggen da, aber die mattfarbigen Jonken, ob sie regungslos vor Anker lagen oder mit ihren großen weißen Segeln in den Hafen steuerten, fesselten mich noch ebenso wie damals, als ich sie zum ersten Male in dem Golf von Yedo erblickte. Sie sehen antik

und malerisch aus, eignen sich aber mehr für ein Gemälde als für einen Kampf mit stürmischer See.

Die meisten Jonken, die in der Bai liegen, haben etwa 120 Tonnen Last, sind 100 Fuß lang und am Hintertheil mit einem hervorstehenden, fünf und zwanzig Fuß langen Balken versehen. Der Bug ist lang und gekrümmt, läuft in einen hohen Vordersteven aus und endigt mit einem Schnabel, worauf sich das Bugspriet stützt. An dem Schnabel sind zwei große, stiere Augen angebracht. Der Mast ist ein gewichtiger, funfzig Fuß hoher Baum, aus mehreren Stücken Tannenholz bestehend, die zusammengeleimt, gepflöckt und mit Reifen versehen sind. Eine schwere Segelstange hangt über der Mitte des Schiffes. Das Segel ist länglich und besteht aus starken, weißen baumwollenen Streifen, die künstlich gefalten und nicht zusammengenähet sondern senkrecht geschnürt sind, so daß zwischen je zwei Streifen ein sechs Zoll breiter Zwischenraum bleibt, der zur Zierde mit Verschnürungen ausgefüllt ist. Anstatt bei starkem Winde einzureffen, knüpft man einen Streifen los, so daß das Segeltuch nicht wagrecht sondern senkrecht zu hangen kommt. Das Segel ist gewöhnlich mit zwei blauen runden Scheiben verziert. Der Mast steht weit auf dem hinteren Theile und um zu vieren oder umzulegen, ist nur erforderlich, die Lage der Schoten zu verändern. Der hohe, viereckige, aufgerichtete Spiegel mit seinem antiken Schnitzwerk und das Gitterwerk der Seiten nehmen sich sehr hübsch aus; das Steuerruder ist außerordentlich lang und hervorstehend. Die Anker sind vierzinkig und die größeren Jonken haben deren sechs bis acht am Vordertheil hangen, woraus man ersieht, daß der Ankergrund längs der Küste schlecht ist. Die Jonken ähneln in ihrer Gestalt einem chinesischen Frauenschuh und sehen aus, als ob sie schwer zu handhaben wären; die hölzernen Wände sind nicht angestrichen, was ihnen ein kahles, winterhaftes Ansehen giebt.

Von Ito habe ich mich mit großem Bedauern getrennt. Er hat mir treu gedient und in den gewöhnlichen Dingen konnte ich von ihm mehr lernen als von irgend einem Fremden. Ich vermisse ihn bereits, obgleich er noch darauf bestand, alle meine Sachen in Ordnung zu bringen. Zuweilen versetzte mich seine Geschicklichkeit in Verwunderung. Es ist mein Trost, daß er zu

einem Herrn kommt, der ihm mit gutem Beispiele vorgeht und ihn auf rechtlichen Weg leiten wird. Bevor er mich verließ, schrieb er für mich einen Brief an den Statthalter von Mororan, worin ich ihm für die Kuruma und andere Gefälligkeiten dankte.

Ein japanischer Brief beginnt immer mit einem Kompliment, das sich gewöhnlich auf die Gesundheit der angeredeten Person bezieht; wenn der Absender der letzteren ungeordnet ist, so schließt das Schreiben mit einem Ausdruck der Unterwürfigkeit. Der angeredeten Person wird ein ehrenvoller Titel verliehen. Ich mußte bedauern, daß ich nicht „des Statthalters erhabenes Antlitz verehren" konnte, und bedankte mich für den Gebrauch „seiner vorzüglichen Kuruma und für die außerordentliche Güte, die er mir zu erweisen geruht hatte." Der Brief schloß mit den Worten: „Meine erhabene Gebieterin bringt dies zu Dero erhabener Kunde. Ich stoße mein Haupt gegen den Fußboden und versichere dies mit zitternden Worten."

Der Briefstyl ist völlig verschieden von dem der Unterhaltung und dem in Büchern gebräuchlichen; er bildet eine besondere Sprache und ist fast ganz chinesisch. Die großartigsten und ungewöhnlichsten Ausdrücke werden gesucht, um der Sache einen eleganten Schwung zu geben und um die Erniedrigung des Briefstellers neben der Verherrlichung des Empfängers recht augenscheinlich zu machen. Dieser Anstandsformeln und schwulstigen Umschreibungen bedienen sich selbst Eltern, wenn sie an ihre Kinder schreiben. Die Japanesen schreiben gern Briefe und schätzen einen guten Briefstyl und eine gute Handschrift sehr hoch.

Ito schrieb wöchentlich ein Mal einen sehr langen Brief an seine Mutter, an eine Anzahl junger Freunde und selbst an Bekanntschaften, die er erst auf der Reise machte. Ueberall bemerkte ich, daß die jungen Leute einen großen Theil ihrer freien Zeit auf Schreiben verwenden. Ein wichtiger Erwerbszweig ist das Zeichnen auf verzierten Briefbogen und Couverts, worin eine unbeschreibliche Mannigfaltigkeit herrscht. Die Geschicklichkeit im Gebrauch des Pinsels aus Kameelhaar, welcher als Feder dient, wird als eine wesentliche Aufgabe der Erziehung angesehen.

Ein Meer, das nach vielen Aufregungen endlich die ersehnte Ruhe gefunden hatte, und ein anhaltender hoher Barometerstand versprachen uns eine fünfzigstündige Ueberfahrt nach Yokohama, und als ich mit Dr. Hepburn und seiner Gemalin, den einzigen Passagieren des „Hiogu Maru", am 14. September des Nachts bei Mondenschein von Hakodate abfuhr, trat der freundliche Kapitain Moore an uns heran und wünschte uns Glück zu der bevorstehenden schnellen und ergötzlichen Fahrt; wir trennten uns um Mitternacht mit vielen Plänen zu angenehmen Unterhaltungen und Beschäftigungen.

Dennoch habe ich noch keine elendere Reise gemacht und erst nach drei Tagen krochen wir aus unseren Kajüten, um mit einander zu sprechen. Am zweiten Tage trat eine drückende, beklemmende Hitze ein; dazu gesellte sich eine Windhose oder Typhon oder Cyclone oder Trombe, welche fünf und zwanzig Stunden anhielt und die Ladung durch einander warf. Kapitain Moore machte mir einen interessanten Abriß davon und zeigte, wie er bestrebt gewesen war, den Wirbel, durch welchen unser Cours geführt hätte, zu vermeiden und uns so viel wie möglich außerhalb zu halten. Dem Wirbelwind folgte ein dichter Nebel, so daß aus unserer fünfzigstündigen Fahrt eine zwei und siebenzigstündige wurde und wir am 17. gegen Mitternacht in Yokohama landeten. Wir fanden Spuren von vielfachem Mißgeschick; das ganze tief liegende Land war überschwemmt, die Eisenbahn zwischen Yokohama und der Hauptstadt unfahrbar; man fürchtete für die Reisernte; beunruhigende Nachrichten waren in Umlauf; das Papiergeld, welches bei meiner Ankunft im Mai pari stand, erlitt einen Abzug von 13 Procent. Am Anfange des Jahre 1880 stieg der Disconto bis auf 42 Procent.

Am späten Nachmittag wurde die Eisenbahn wieder geöffnet, ich fuhr hierher und bin froh, unter Herrn Wilkinson's gastlichem Dache eine Zeit lang Ruhe und Erholung zu genießen. Die langen Reihen „Yaschikis" sahen hübsch aus; der Schloßgraben war mit den mächtig großen Lotusblättern so gefüllt, daß man das Wasser kaum sehen konnte; die Gras-Umwallungen des oberen Grabens prangten in glänzendem Grün und die darauf stehenden Tannenbäume setzten sich an einem klaren Himmel ab; der Hügel, worauf sich das Gesandtschaftshaus befindet, ist

trocken und sauber, und das Beste war, daß ich von den Personen, welche dieses Haus in fremdem Lande zu meiner Heimstätte machten, auf das freundlichste empfangen wurde.

Tokiyo ist ruhig und hegt nur Besorgniß um die Reisernte. Die meuterischen Soldaten sind vor Gericht gestellt und, wie im Volke verlautet, gefoltert worden; zwei und funfzig wurden erschossen. Der Sommer ist schlechter gewesen als seit vielen Jahren und jetzt herrscht eine dumpfe, feuchte Hitze und fast unaufhörlicher Regen. Die Leute sind in ihren Sommerwohnungen eingeregnet. „Es wird sich gewiß bald ändern," meinen die Leute und dasselbe hat man schon vor drei Monaten gesagt.

XLVI.

Tokiyo. — Das Klima. — Das Schloß. — Das Beamten-Quartier. — Die Vasallenschlösser von Yedo. — Handelsthätigkeit. — Kanäle. — Straßen und Ladenschilder. — Straßen-Namen.

Mit Yedo, der geheimnißvollen Stadt des Sjogun, habe ich nichts zu schaffen und überlasse sie gern den Forschungen der gelehrten Mitglieder der asiatischen Gesellschaft von Japan. Yedo ist in Wirklichkeit nicht mehr vorhanden. Die Gräben, Mauern und Wälle, die langen Reihen verfallender „Yaschikis" und die heiligen Stätten von Schiba und Uyeno, mit dem glorreichen Schimmer ihrer prächtigen Farben und Vergoldungen erinnern allein an ihre glänzende Vergangenheit. Der Palast innerhalb der Burg besteht nicht mehr; der letzte Sjogun lebt zurückgezogen in Schidzuoka; die Daimiyo sind in die Vorstädte zerstreuet; kein Mann mit doppeltem Schwert läßt sich mehr sehen; Mutsuhito, der „geistige Kaiser," der Sohn der Götter, fährt, europäisch gekleidet, in einem europäischen Wagen durch die Reihen gleichgültiger Zuschauer; zwölf Jahre haben das alte Yedo in das moderne Tokiyo verwandelt, und wenn die alte Stadt mit ihren Gebäuden und Sitten noch nicht völlig vergessen ist, so

ist dies den sorgfältigen und eifrigen Arbeiten fremder Gelehrter zu verdanken.

Der Fremde trachtet zunächst danach, einen Ueberblick von der Stadt zu erlangen, sieht sich aber getäuscht, sobald er nach Atagayama oder anderen hoch gelegenen Plätzen hinauf gestiegen ist; es giebt keinen Punkt, von wo man die Stadt übersehen kann, und dies wäre nur aus einem Luftballon möglich. Was man jedoch von jeder Höhe sieht, das sind: dunkle Waldpartien; die kleine Anhöhe mit den Burgmauern, überragt von schattigen Tannen- und Cryptomeriengruppen; zerklüftete Hügel und Vertiefungen mit Tempeln; Hügel, über deren Gipfel Straßen hinführen; schattige Plätze, wo die Todten ruhen; Parks, Tempelgärten und Straßen, die von Gärten begrenzt werden; hervorblickende, mit Ziegeln gedeckte Tempeldächer; kleine längliche Gebäude, mit weißem Kalk übertüncht; lange Reihen von niedrigen grauen Dächern und grünen Abhängen; schimmernde Gräben und Kanäle; Gebäude in europäischem Style, die an ihren Fenstern und ihrer Häßlichkeit zu erkennen sind. Allmälig erkennt das Auge am fernen Horizonte die Haine von Schiba, Yyeno und die Burg; und an hellen Tagen zeigt sich auch in der Ferne der Fujisan in seiner Großartigkeit und die weißen Segel der Jonken auf den Golf von Yedo verleihen der stillen Landschaft Leben und Bewegung.

Abgesehen von dem Eindruck der Größe, erscheint Tokiyo nirgend imposant, vielmehr im Ganzen einförmig und gewöhnlich. Die Hügel sind nicht hoch und bieten nichts dar, was das Auge nur einen Augenblick fesseln könnte. Es fehlt der gedrängte Zusammenhang einer großen Stadt. Massenhafte Baumgruppen, von grauen Gebäuden begrenzt oder unterbrochen, geben eher ein vorstädtisches Ansehen als das einer Weltstadt. In weiter Ferne sieht man wieder graue Häusermassen und erfährt, daß sie ebenfalls zu Tokiyo gehören. Es ist eine Stadt von großartiger Ausdehnung, aber ohne Großartigkeit. Sie zieht sich in einer Krümmung von funfzehn englischen Meilen weit von Norden nach Süden und wenigstens elf Meilen von Osten nach Westen und nur die blauen Gewässer des Golfs lassen sich als Grenze wahrnehmen. Sie ist eine Zusammenhäufung von 125 Dörfern, die sich um die große Festung des obersten Vasallen

des Mikado gruppiren und mit den dazu gehörigen Parks, Landhäusern, Gärten, Seen, Strömen und Feldern, mit ihren ländlichen Gassen und schönen Wäldern den Namen Tokiyo angenommen haben; in einzelnen Stadttheilen, wie in der Nachbarschaft von Nippon-Baschi, Asakusa und Schimmei-mai liegen sie dicht zusammengedrängt. Ueber den klaren Sumida, welcher sonst einen Theil der Stadt umschloß, führt jetzt eine Brücke nach dem bevölkerten Distrikt von Hondjo auf der anderen Seite, und im Osten und Westen erstrecken sich kleine Hügel und Thäler mit Reisfeldern, Tannen, Camellias und Bambus bis in die Vorstädte; kein Rauch noch Lärm dringt bis in diese entlegenen Bezirke.

Tokiyo liegt unter 35° 39′ nördlicher Breite und 139° 45, östlicher Länge, auf der Höhe des Golfs von Yedo, wo der Sumida, der Kanda und andere kleine Flüsse sich in das Meer ergießen. Obgleich ein wenig südlicher als Gibraltar gelegen, hat es doch gleiche Wärme mit Bologna und Marseille. Der jährliche Regenfall beläuft sich auf 60 Zoll, betrug jedoch 1878 über 69 Zoll, wovon 18 auf den September zu rechnen sind. Die Zahl der Regentage ist durchschnittlich 98. Die Monate, in welchen der wenigste Regen fällt, sind December, Januar und Februar; die größte Menge fällt gewöhnlich im Juni und Juli. Der Schneefall ist sehr gering und der Schnee bleibt selten lange liegen. Tage, wo das Thermometer nicht über den Gefrierpunkt steigt, sind sehr selten und kommen nur bei beständigem Nordwest-Wind vor; dagegen fällt es oft Wochen lang des Nachts unter 32° und die Durchschnittszahl solcher Nächte beträgt 75 Procent für die Jahreszeit. Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß Japan keinen Winter habe. Die Kälte ist grimmig und durchdringend in Folge des feuchten Klimas. Bei 36 Grad leiden die Bewohner von Tokiyo mehr als die von Colorado bei einem Thermometerstande unter Null. Je kälter es wird, desto dicker werden die Tokiyaner, denn sie ziehen ein wattirtes Kleid über das andere und, wenn sie dann obenein ihre Hände in die weiten Aermel zurückziehen, so sehen sie wie gemästete Hühner aus. Entblößte Köpfe sieht man im Winter nicht und nur die Augen blicken unter der baumwollenen Verpackung hervor.

Die Hitze beginnt mit dem Monat Juni und dauert ununterbrochen bis zur Mitte oder zum Ende des September. Im August steigt das Thermometer zuweilen bis auf 60 Grad; die Fremden fliehen alsdann aus der Hauptstadt und die Eingeborenen beschränken die vorgeschriebene Bekleidung auf das geringste Maß. Im Januar und Februar fällt das Thermometer bis auf 25 Grad. Typhons oder Wirbelwinde kommen im Juli, August und September vor, und Erdbeben sind so häufig, daß es schon einer ziemlich starken Erschütterung bedarf, um die Einwohner in ihrem Gleichmuth zu stören; jedoch ist seit 1854, wo ein beträchtlicher Theil der Stadt zerstört wurde, kein Erdbeben von Bedeutung vorgekommen. Die Sommerzeit währt in Tokiyo lange, denn sie beginnt im frühen Mai und dauert bis zum Oktober; der Winter ist klar und sonnig bis Februar, wo Schnee, Regen und Hagel eintritt. Der Boden ist angeschwemmtes Land mit einem Antheil Thon; die Straßen trocknen jedoch gleich nach dem Regen und sind frei von Spalten und Vertiefungen, worin sich stehendes Wasser ansammeln könnte.

Die Bevölkerung ist, wie bei den meisten Städten Asiens, überschätzt worden und beschränkt sich nach dem Rückzuge der Anhänger des Daimiyo auf die immerhin ansehnliche Volkszahl von New-York und Paris. Es hat 236,961 Häuser, bewohnt von 536,621 männlichen und 500,150 weiblichen Personen, ein Unterschied, der sich in Tokiyo leichter als irgend wie erklären läßt.

Die Burg mit ihren Umgebungen fesselt zunächst den Fremden, der von Yokohama auf der Eisenbahn hierher kommt. Sie war früher als „Beamten-Quartier" bekannt und trägt noch heute einen starken Geruch nach Beamtenthum an sich. Um diesen Mittelpunkt hat sich die Stadt krystallisirt und obgleich der Burgpalast innerhalb der Umfriedigung verschwunden ist, so ist die Burg selber doch beinahe noch ebenso geblieben, wie sie vor dritthalb Jahrhunderten von Iyemitsu erbauet wurde.

Ihre mit grünem Wasser angefüllten Gräben sind im Spätsommer mit herrlichen Lotusblumen, im frühen Winter mit wildem Geflügel bedeckt und imposant durch ihre Tiefe und Breite und durch ihre Wälle, die mit schönem grünen Rasen überzogen und oben mit hohen Bäumen besetzt sind. Die Länge

der Gräben beträgt elf englische Meilen und die Höhe der Wälle an manchen Stellen 100 Fuß. Ebenso imposant ist der dreistöckige Thurm, der sich über das Hasu-ike-Thor erhebt und die ungeheuren Mauern, die, aus vielseitigen Steinblöcken ohne Mörtel errichtet, sich fast auf dem Rande des Wassers emporrichten und an den Ecken mit kioskförmigen Thürmen versehen sind. Die sieben und zwanzig Thore bestehen aus kolossalen Stämmen, die auf einem steinernen Unterbau ruhen, und in dem unteren Schlosse führen Brücken und bedeckte Gänge zu ihnen hin. Ihre Höhe wechselt zwischen zehn und achtzehn Fuß und die inneren werden von zweistöckigen Gebäuden mit hohen, zierlich geformten Dächern überragt. Die unteren, mit Steinen eingefaßten Umwallungen, welche fast senkrecht sind und nach der See hin liegen, haben eine Höhe von 60 Fuß. Der Palast wurde im Jahr 1873 niedergebrannt. Innerhalb der inneren Gräben befinden sich nur die schon früher erwähnten Fukiage-Gärten, die Schatzkammer, ein dreistöckiger Thurm und ein Exercierplatz für die Truppen. Im Ganzen ist die weitläufige Burg mit ihren hohen Mauern das großartigste Bauwerk, das Tokiyo aufzuweisen hat.

Das alte Beamtenquartier ist merkwürdig wegen der langen einförmigen Außengebäude, die zu den „Yaschikis" gehören. Letztere waren die Wohnungen der Daimiyo und sind nun in Verfall gerathen oder werden als öffentliche Gebäude benutzt; nicht wenige sind gänzlich verschwunden und auf den eingezäunten Räumen werden europäisch uniformirte Truppen von französischen Officieren exercirt. Von diesem Quartier hat das neue Beamtenwesen Besitz ergriffen und es enthält unter anderen Gebäuden die des obersten Rathes; die kaiserliche Schatzkammer, wozu die Finanz-Abtheilung und mehrere Bureaux gehörten; die Abtheilungen für innere Angelegenheiten, Justiz, Unterrichtswesen, Krieg und Marine; die Hauptquartiere der französischen Militair-Mission; die Lehranstalten für Baufach, Kriegswissenschaft und fremde Sprachen; das Militair-Hospital, das Ausstellungsgebäude, die Druckerei der Regierung, die Kasernen der kaiserlichen Garde und einiger Infanterie- und Artillerie-Regimenter, die Gemeinde-Aemter, die Rennbahn, den Leuchtthurm und den Schokonscha, eine neue Sinto-Kapelle, die zum Gedächt-

niß der im Bürgerkriege Gefallenen errichtet wurde. Die Umwandlung Yedos in Tokiyo spricht sich recht deutlich in dem Umstande aus, daß die Flaggen der vier barbarischen Nationen, Englands, Rußlands, Italiens und Deutschlands, auf vier hervorragenden Gebäuden in diesem ehemals geheiligten Bezirke wehen. Viele Regierungs-Abtheilungen sind in den Yaschikis der früheren Reichsfürsten eingerichtet und die französische Militair-Mission hat ihren Sitz in dem Yaschiki Ji Kamon, welches auf einem Hügel dicht neben der englischen Gesandtschaft liegt und sich in der ganzen Umgegend durch ein großes, hellrothes Portal bemerkbar macht.

Nächst der Burg sind es die „Vasallenhäuser" von Yedo, welche der Stadt ein charakteristisches Gepräge verleihen. Diese Wohnsitze des Adels vom alten Regime, der „Daimiyo", liegen zahlreich innerhalb des Burggrabens und sind in den nördlichen und südlichen Stadttheilen zerstreuet. Mögen sie nun zu Regierungsämtern benützt werden oder nicht, so bieten die nach der Straße gekehrten äußeren Gebäude stets den gleichen einförmigen und trübseligen Anblick von verfallener Größe dar.

Alle sind, mit wenigen Veränderungen, nach gleichem herkömmlichen Muster eingerichtet. Alle sind von offenen, mit Steinen eingefaßten, mehr oder weniger breiten Gräben umringt, über welche steinerne Ueberbrückungen nach den Portalen hinführen. Innerhalb des Grabens stehen auf sechs bis acht Fuß hohen steinernen Fundamenten die „Nagoga", die Gebäude, welche früher die äußeren Vertheidiger des Schlosses, die mit zwei Schwertern bewaffneten Gefolgschaften der Fürsten bewohnten. Diese langen, zusammenhangenden häßlichen Häuserreihen werden in der Front nur durch Thorwege unterbrochen, die aus plumpen Balken mit eisernen Klammern bestehen. Das Seltsame und doch so wenig Imposante dieser Straßen-Architektur zeigt sich besonders in den hohen Ziegeldächern, die oben mit dem Daimiyo-Wappen versehen sind, ferner in den oberen, mit weißem Gips überzogenen und den unteren schwarz angestrichenen Stockwerken und in den Fenstern, welche, breiter als hoch und stark vergittert, zuweilen aus der Wand hervortreten.

Die Portale, welche nicht ohne einen gewissen malerischen

Reiz sind, zeigen, wie die Dächer, mancherlei Verschiedenheiten, je nach dem Range des früheren Besitzers. Der Haupteingang besteht aus zwei großen schweren Flügelthüren, die, ebenso wie die großen Angelpfosten, in welchen sie sich bewegen, und der obere Querbalken, mit großen eisernen Nägeln beschlagen sind. Die Thorwege enthalten die Wohnung des Wächters und mehrere Pforten für den Fall, daß ein Erdbeben oder eine Feuersbrunst statthaben könnte. Zu den größten gehören die Portale des Yaschiki, welches jetzt das Kriegsamt einnimmt, und desjenigen, wo sich die Unterrichts-Abtheilung befindet; noch viele andere, darunter das erwähnte rothe Portal, nehmen sich ganz stattlich aus.

Die „Nagoga“ ziehen sich um einen großen unbedeckten Raum, welcher der Lagerplatz des früheren Besitzers gewesen sein mag. Das Schloß selber steht in einem gepflasterten oder mit Kies bestreueten Hofe; die Thorwege sind gepflastert und das Ganze ist durch eine Mauer oder einen hölzernen Zaun von der Außenwelt abgeschlossen. Von den gewöhnlichen japanischen Häusern unterscheiden sich diese Schlösser nur durch die Zahl und Größe der Zimmer. Dazu gehören ein Audienzsaal, Wartezimmer, Privatgemächer und gesonderte, oft lange Zimmerreihen für die Damen des Hauses nebst den kleinen Wachtstuben für die dienstbaren Mannschaften des Gefolges. Die Pfosten und Balken bestehen aus fein genarbtem, unpolirtem Holz und sind an den Verbindungen mit Metallstücken geschmückt, worauf das Familienwappen und andere Verzierungen eingravirt sind. Die Papier-Tapetenschirme und die schiebbaren Thüren sind entweder einfach oder mit Blattgold und Malereien verziert. Der Fußboden ist mit schönen Teppichen bedeckt. Zimmergeräthe sind nicht vorhanden. Die Vasallenschlösser gehören jedoch eigentlich nicht zu Tokiyo, sondern zu Yedo und in das Gebiet der Alterthumswissenschaft.

Die hölzernen Thürme auf der Haupthalle, welche als Feuerwachthäuser dienten, sind jetzt noch ansehnliche Gegenstände. Die Gärten waren oft sehr ausgedehnt und von großer Schönheit und die Haine der Yaschikis von Mito und Owari sind jetzt noch von hervorragender Bedeutung.

Obgleich die langen Reihen von Nagoga, welche zu den

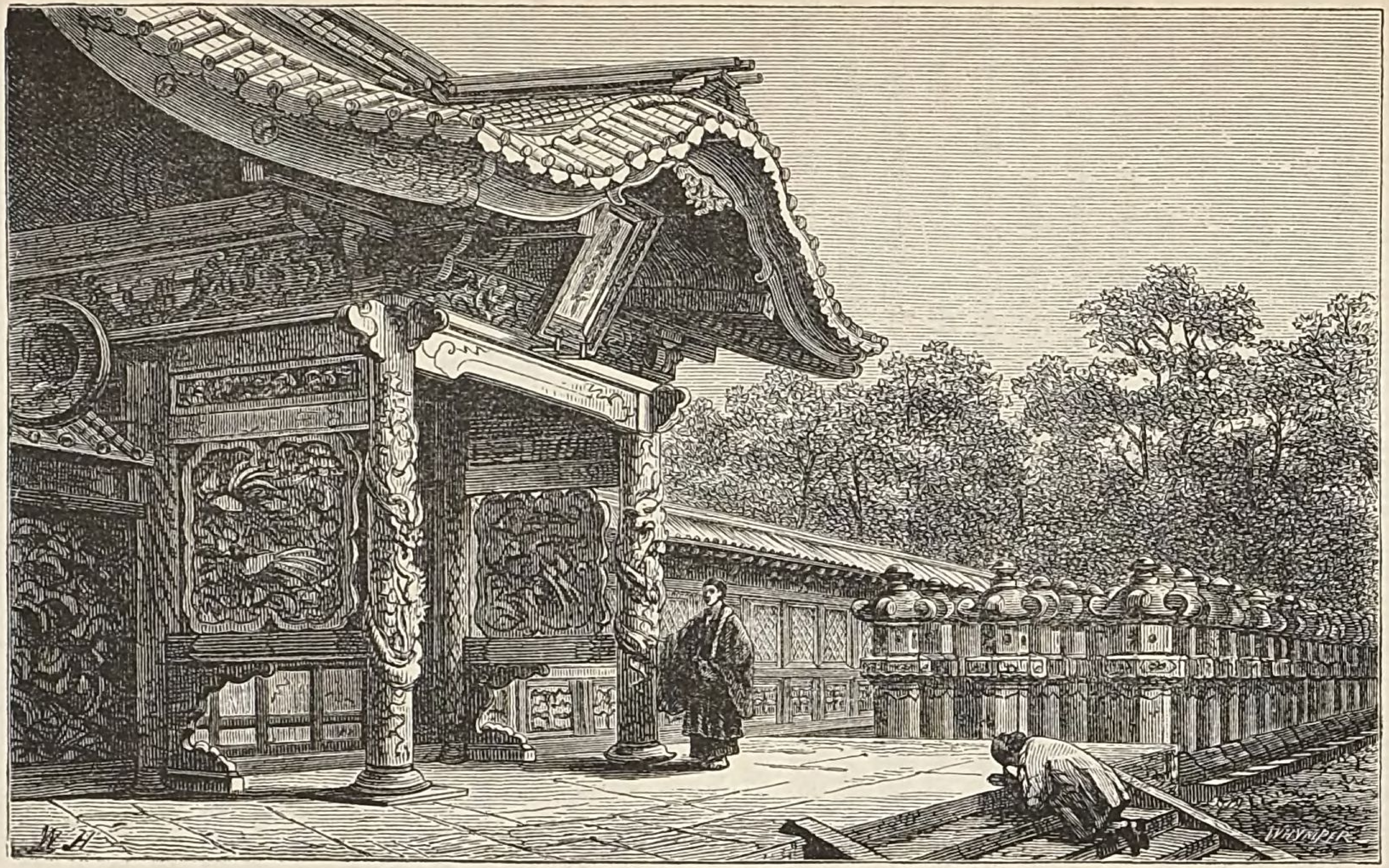
Vasallenhäusern gehören, dem Stadtbezirk innerhalb des Burggrabens ein eigenthümliches Ansehen verliehen, so verschwinden doch die Yaschikis fast gänzlich. Die von Yamato und Kaga sind fortgeschafft worden und auf ihren Stätten befinden sich Wohnungen für die Fremden, die in japanischen Diensten stehen. Einige sind abgebrannt und von anderen sind die Nagoya in Läden verwandelt worden; es steht jedoch zu hoffen, daß die Regierung dem Wunsche der Fremden willfahren und die Reliquien der jüngsten Vergangenheit aufbewahren werde.

Diese großen hölzernen Lager, denn weiter waren sie nichts, nehmen einen ungeheuren Flächenraum ein, denn jeder bedeutende Yaschiki bedeckt viele Morgen Landes und es gab 268 Daimiyo, von denen die meisten je drei Yaschikis besaßen und von 1000 oder 2000, sogar von 3000 bewaffneten Knappen nach der Hauptstadt begleitet wurden. Der Verfall ging schnell von statten, denn erst im Jahre 1871 wurden diese Fürsten aufgefordert, sich in das Privatleben zurückzuziehen, indem gleichzeitig ihre Wohnungen in der Stadt wie ihre über ganz Japan zerstreueten Schlösser Eigenthum der Regierung wurden.

Außerhalb des Beamtenquartiers liegt die Altstadt und Distrikte des nördlichen, östlichen und südlichen Tokiyo, enthaltend Schiba und Uyeno, mit ihren Tempeln, Hainen, Kapellen, Alleen, Gärten und den prächtigen Gräbern von elf Sjogunen aus der Tokugawa-Dynastie; Tsukiji, das den Fremden eingeräumt ist und den Mittelpunkt der fremden Missionen bildet; Asakusa, mit dem großen, vom Volke besuchten Tempel des Kwan-non und den dazu gehörenden Ausstellungen; Oji mit seinen Tempeln und Theehäusern; Mukojima mit seinen Theehäusern, Kirschbaum-Alleen und heiligen Stätten; Meguro mit seiner ländlichen Pracht, seinen Tempeln, seiner Leichenverbrennungs-Stätte und den Gräbern des Gompachi und des Kamurasaki; Takanawa, berühmt wegen des Angriffs auf die brittische Gesandtschaft und wegen der Gräber der sieben und vierzig Ronins, und Schinagawa, üblen Andenkens, die Vorstadt, welche Yokohama am nächsten liegt — lauter Namen, mit denen man durch die Berichte der Reisenden und durch Mitford's Erzählungen aus Alt-Japan schon vertrauet geworden ist.

Vom ganzen Tokiyo ist die eigentliche Stadt der am dichtesten bevölkerte und der nicht am wenigsten interessante Theil, da sie durchweg japanisch ist und nur wenige Spuren von fremdem Einflusse aufweist. Hier ist der Nipponbaschi oder die Brücke von Japan, der geographische Mittelpunkt des Reiches, von wo alle Entfernungen gemessen werden; durch sie führt die Hauptstraße und zahlreiche Kanäle; jeder Theil derselben ist angefüllt mit Läden, Lagerhäusern, feuerfesten Niederlagen und Plätzen für den Großhandel, und ihre hohen Ziegeldächer verleihen ihr schon eine Bedeutung. Die Kanäle sind mit niedlichen, überdachten, mit Produkten beladenen Böten bedeckt und auf den Straßen lassen die Saumrosse, Kulis und die Wagen mit regen und schreienden Menschengespannen kaum noch Raum für die Zuschauer. Keine Straße von Liverpool oder New-York zeigt eine größere geschäftige Thätigkeit. Keine Zeit geht verloren, „Presto“ ist das Losungswort, und den ganzen Tag dauert das Packen, Abladen und Einspeichern unter Lärmen und Hast. Man sollte meinen, der Reis von ganz Japan würde hier in den Vorrathshäusern längs der Kanäle aufgehäuft und alle Kraft, alles Getöse und alle Geschäfte seien hier vereinigt.

Die Kanäle, die, wie in Niigata, ein schickliches Netzwerk der Verbindung bilden, sind sowohl Wasserstraßen wie Wasserwege und wimmeln stets von beladenen Böten, zuweilen von Lustpartien und nächtlichen Prozessionen von Kähnen, die mit Papierlaternen beleuchtet sind. Sie werden von der Fluth bespült und gereinigt; bei niedrigem Wasserstande sind sie jedoch mit allerlei Abgängen und Unrath angefüllt und die Kähne liegen im Schlamme, in welchem die Kinder mit amphibischem Behagen umher waten. So viele Gräben und Kanäle machen eine große Zahl Brücken nothwendig, doch sind deren nur wenige aus Stein gebauet. Yaetaibaschi, eine der längsten, hat vier und zwanzig Bogen, zu je dreißig Fuß. Tokiyo, in wenigen Dingen hinter der Zeit zurückgeblieben, besitzt auch Wasserwerke, deren Speisung neun Meilen weit durch merkwürdige viereckige hölzerne Leitungen hergeführt wird, von denen die Hauptröhren zwei Fuß und die Zweigröhren vier Zoll im Quadrat messen; es sind jedoch keine Filtrirbecken vorhanden und das Wasser ist zwar reichlich aber nicht durchaus rein.



Eingang zum Tempel des siebenten Sjogun in Schiba.

Die Japanesen sind das irreligiöseste Volk, das mir je vorgekommen ist — ihre Pilgerfahrten sind Picknicks und ihre religiösen Feste Jahrmärkte; dennoch muß ehemals ein frommer Sinn in Tokiyo geherrscht haben, denn es ist ein ungeheures Bodengebiet nicht nur mit Tempeln, Priesterschulen, Pagoden und Kapellen bebauet, sondern enthält auch die dazu gehörigen Haine, wie zu Schiba, Asakusa und Uyeno. Man sagt, außer den heiligen Stätten, die dem Inari Sama, dem Schutzgotte des Ackerbaues, geweihet sind, befänden sich in der Hauptstadt noch über 3000 Gebäude, den Sinto- und Buddhisten-Gottheiten gewidmet, und noch immer errichten die Buddhisten Tempel in großem Maßstabe. Asakusa ist bereits beschrieben worden und die Schreine der Sjogune in Schiba unterscheiden sich in ihren Grundformen so wenig von denen zu Nikko, daß es unnütz ist, darüber zu schreiben, um so mehr als die genaueste technische Beschreibung dem Leser doch keine Vorstellung von ihrer besonderen Schönheit zu geben vermag, welche stets das Bedauern erweckt, daß diese Werke der Kunst aus vergänglichem Holz aufgeführt sind. Die ungeheuren Tempelgründe zu Schiba und Uyeno sind in öffentliche Parks umgewandelt worden, die mit ihren breiten Fahrwegen und schattigen Alleen allen europäischen Parks den Rang streitig machen. Außer den Tempelgruppen und Tempelstraßen stehen noch viele vereinzelte Tempel auf unansehnlichen, dunklen und überfüllten Plätzen und viele derselben werden gerade vom Volke am meisten besucht, wie unter anderen ein kleiner Schrein in der engen geschäftigen Straße, welche Schimmei-mai heißt. Der Hof und die Wände desselben werden beinahe durch Votivgeschenke überdeckt, dargebracht von Denjenigen, die sich durch den Gott von Zahnschmerz geheilt glaubten. Andere kleine Tempel werden von kinderlosen Frauen besucht und ein Altar, dessen Gottheit in dem Rufe steht, die Treue der Ehemänner zu sichern, ist stets von Bittenden umdrängt, deren Ernst nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Die Straßen der Hauptstadt belaufen sich auf 1400, wovon nur wenige ihren Namen auf der ganzen Länge beibehalten. Die Häuser sind aus Holz, nicht angestrichen, und sehen überaus einförmig und gewöhnlich aus. Abgesehen davon, daß die Läden so geräuschvoll sind, wie es in ganz Japan nur in Osaka vor-

kommt, unterscheiden sich die in Tokiyo nur wenig von denen in Niigata, die bereits geschildert worden sind. Die Stadt ist vorzugsweise eine Stadt von Ladenbesitzern und in vielen Straßen sieht man der ganzen Länge nach die Ladenvorhänge an den Häusern hangen. Die meisten Läden sind auch hier nur klein und gleichen sowohl an Größe wie durch die kleinen, überaus niedlichen Waaren, die sie enthalten, Puppenhäusern. Wenn man nicht von einem Japanesen oder einem kundigen Fremden begleitet wird, so ist es unmöglich, zu errathen, zu welchem Gebrauch auch nur die Hälfte der feilgebotenen Gegenstände bestimmt ist; der Besuch der Läden ist mithin kein unbedeutendes Hülfsmittel, um die Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten des Volkes kennen zu lernen, wenngleich man in Tokiyo mehr als anderswo gewahr wird, wie schwierig dies ist und wie wenig man eigentlich selbst bei jahrelanger Bemühung erfährt. Viele der verkauften Artikel werden jetzt in Tokiyo angefertigt und die Stadt ist, wie es sich für eine Hauptstadt geziemt, ein großer Stapelplatz für die Produkte des ganzen Reiches.

Die Aushängeschilder sind wenig geeignet, das einförmige Aussehen der niedrigen grauen Häuser zu heben; auch die Läden, mit Ausnahme der prächtigen Spielwaarenläden, entfalten keine Pracht mit ihren niedrigen Fronten, die halb hinter Vorhängen versteckt sind. Die Kuchenbäcker stellen gewöhnlich eine mit einer Spitze versehene weiße Kugel aus, von anderthalb Fuß im Durchmesser; die Reißbier-Verkäufer einen kugelig geformten Cypressenbüschel, Diejenigen, welche die karmoisinrothe Farbe verkaufen, womit die Frauen ihre Lippen schminken, eine rothe Flagge; Goldschläger eine große Brille mit Goldscheiben anstatt der Gläser; Apotheker und Kräuterhändler einen großen Beutel, ähnlich dem kleinen, worin sie ihre Aufgüsse bereiten; die Papierdrachen-Verkäufer einen Blackfisch; die Blumenhändler einen kleinen Weidenzweig; wo getrocknete oder eingesalzene Fische verkauft werden, erblickt man zwei roth gefärbte Fische, die mittelst eines Strohhalmes an den Kiemen zusammengebunden sind, um anzudeuten, daß sie zu den gebräuchlichen Verlobungsgeschenken dienen können. Die auffallenden schwarzen und rothen vergoldeten Schilder, welche die Straßen von Canton zieren, sind zu

schreiend für den Geschmack der Japanesen, welche einfache sinnbildliche Zeichen vorziehen.

Viele Straßen sind ausschließlich japanisch und in den Läden werden dort nur japanische Waaren verkauft; andere dagegen haben ein europäisches Gepräge angenommen und sehen, offen gestanden, so widerwärtig aus wie die meisten anderen europäischen Neuerungen. In ganz Tokiyo giebt es keine einzige schöne Straße, obgleich einige sich mit ihren hohen Ziegeldächern recht malerisch ausnehmen. Im Allgemeinen sind die Straßen einförmig, geschmacklos und hinfällig und fesseln nur durch das Volkstreiben, das darin herrscht. Bürgersteige sind nicht vorhanden, aber auch insofern entbehrlich, als die Dämme außerordentlich rein sind. Die äußerste Sauberkeit ist ein Hauptmerkmal der Stadt. Die Abgänge werden zur Düngung in bedeckten Eimern von Menschen und Pferden auf das umliegende Land ausgetragen. Im Ganzen ist die Stadt sehr angenehm, doch bei heißem Wetter verbreiten die trüben Wassergräben einen üblen Geruch, der eine Art Sumpffieber erzeugt. Oeffentliche Badehäuser sind in Ueberzahl vorhanden.

Die Theater beschränken sich hauptsächlich auf die Saruwaka-Straße; für andere Zerstreuungen und Vergnügungen bestehen besondere Lokale.

Die Straßennamen erfordern ein besonderes Studium und sind sehr zahlreich, da eine einzige Straße in ihrer Länge zuweilen ihren Namen zwanzig Mal ändert. Japan hat keine Abukirs, Azincourts oder Almas zu verherrlichen. In Folge ihrer Lage hat die Insel nur innere mörderische Kriege geführt und es war nicht Sitte, die Helden oder Siege in den Bürgerkriegen durch Straßennamen zu verewigen. Einige sind allerdings nach dem Soldatenkaiser Hachiman benannt, andere nach berühmten Ringkämpfern, Priestern oder Nonnen; die große Theaterstraße führt ihren Namen nach Saruwaka, dem Gründer des modernen japanischen Theaters; eine andere nach Kinda Miyamoto, einem alten Fechtmeister, der seinen Vater ermordete und der Held vieler erdichteten Rachegeschichten ist. Die volksthümlichen Gottheiten und der Drache, das beliebte mythische Ungeheuer, spielen nur eine unbedeutende Rolle bei den Benennungen der Straßen.

Von den 1400 Straßen Tokiyos leiten zwei Drittel ihre Namen von natürlichen Gegenständen her: ein neuer Beweis von der Liebe zur Natur, die den Japanesen so tief eingeprägt ist. Eine Matsu- oder Tannenbaum-Straße findet sich fast in jeder der sechs und neunzig Unterabtheilungen der Stadt. Einige zwanzig Straßen heißen nach der Weide oder dem Bambus, viele andere nach der Ceder, Stechpalme, Päonie, Reispflanze, Binse, dem Wermuth und Chrysanthemum. Von Phantasie-Namen hört man: Kirschengarten, Reinwasser, Sonnenschatten, fließender Fluß, Bergluft und Neublüte; auch vierfüßige Thiere und Vögel sind nicht vergessen, denn es giebt mehrfache Dachs-, Schildkröten-, Affen-, Storch-, Bären- und Fasanen-Straßen; zwanzig Straßen sind nach dem nichtswürdigen Geschöpfe, dem japanischen Pferde, benannt und die Saumroß-Relais-Straße ist die älteste in Tokiyo. Die Erfindung ist ebenso mangelhaft wie bei uns. Es giebt mehr als zwanzig Bauholz-Straßen und die Gewerksnamen wiederholen sich häufig, wie Zimmermann-, Grobschmidt-, Färber-, Säger-, Kuli- und Böttcher-Straße; außerdem giebt es Salz-, Waizen-, Indigo-, Holzkohlen-, Haar-, Leder-, Federn-, Matten- und Netz-Straßen und auch solche, welche nach frischen, gesalzenen und gebratenen Fischen benannt sind. Wenige führen ihren Namen nach veralteten militairischen Wappen, die man nur noch in Museen findet; andere heißen: Glück im Ueberfluß, die gleiche Freundschaft, eheliche Liebe, Glückwunsch und Friede.

Die Restauration, die so Vieles veränderte, ist auch nicht ohne Einfluß auf die Straßenbenennungen geblieben, denn seitdem aus Yedo Tokiyo wurde und der Sjogun zu Falle kam, ist etwa der sechste Theil der Straßen-Namen, die an die Macht der anmaßenden Vasallen erinnerten, verändert worden; viele haben sich aber im Volksgebrauche erhalten.

Der auffallende Umstand, daß sich die gleichen Namen wiederholen, erklärt sich aus der schon erwähnten Thatsache, daß die Hauptstadt eine Zusammenhäufung von 125 Dörfern ist, welche mehr oder weniger weit aus einander liegen. Ein Brief muß auf der Aufschrift nicht nur den Namen des Adressaten enthalten, sondern auch das Stadtviertel und den Namen des ehemaligen Dorf-Bezirkes; an der letzteren Bezeichnung hangt

das Volk mit aller Zähigkeit. Keine andere Stadt ist besser mit Material zu einer Abschätzung versehen, denn über jedem Thorweg hangt eine Holztafel, worauf der Name des Hausherrn und die Zahl und das Geschlecht des Hausstandes geschrieben steht; außerdem auch die Straße und Hausnummer, wodurch eine Bezeichnung an den Straßenecken überflüssig wird.

XLVII.

Die Kirchhöfe. — Leichenverbrennung. — Moderner Baustyl. — Die Ingenieur-Schule. — Das Telegraphen-Amt. — Die Fremden. — Die Blumenfeste. — Andenken an den Fuji. — Kostspielige Empfangsfeierlichkeiten. — Das Gehirn von Neu-Japan.

Ein schätzenswerther Zug im Charakter der Japanesen ist die Hochachtung, die sie gegen ihre Todten hegen und die Sorgfalt, womit sie die Begräbnißstätten schön und anziehend zu machen suchen. Obgleich Tokiyo sich nicht rühmen kann, ebenso schöne Begräbnißplätze zu besitzen wie Kiyoto, so sind dieselben doch alle sorgsam in Stand gehalten, von den prächtigen Kapellen zu Schiba und Uyeno, wo die Sjoguns in Glorie liegen, bis hinab zu dem bescheidenen Grabe, worin die Asche eines Kuli ruhet. Ohne auffallenden Unterschied ist die letzte Behausung aller Sterblichen sauber und ornamental und dem Stande angemessen, den ihr Bewohner bei Lebzeiten einnahm. Die soliden Denkmäler aus Granit sind oft kunstreich gearbeitet und stets geschmackvoll. Sie sind verschieden, vom einfachen aufrechten Obelisk oder steinernen Pfeiler auf viereckigem Fußgestell, nur mit dem Namen des Verstorbenen bezeichnet, bis zur Säule auf massiver Granitbasis, überragt von der acht Fuß hohen Bildsäule des Buddha, der auf einer Lotusblume sitzt. Die sauber gehaltenen viereckigen Familienbegräbnisse mit einer Reihe solider Pfeiler auf steinernen Piedestals, die Bambustöpfe voll frischer

Blumen auf vielen Gräbern, die stets rein gehaltenen Wege und die große Zahl der Besucher, die den Grabhügeln ihre Pflege angedeihen lassen, frische Räucherstäbe anzünden und die verwelkten Blumensträuße durch neue ersetzen — dies Alles gehört zu den interessantesten Erscheinungen nicht nur in Tokiyo sondern in Japan, und die dauerhaften Wohnungen der Todten bilden einen seltsamen Gegensatz zu den vergänglichen Behausungen der Lebenden.

Die Leichenverbrennung, welche während einiger Jahre von der Regierung untersagt war, ist neuerdings wieder gestattet, aus den Gründen, weil die Regierung den persönlichen Wünschen Rechnung zu tragen sucht, weil in einer so großen Stadt die ausschließliche Beerdigung mit der Zeit einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Einwohner ausüben würde und weil nach Verlauf mehrerer Jahre sich unter den Lebenden kaum noch Platz für die Todten finden könnte. Diese Gründe wurden mir in einem Schreiben des Herrn Massakata Kusamoto, des aufgeklärten Statthalters von Tokiyo Fu, aufgeführt und sind wohl der Beachtung werth. Es bestehen fünf Plätze für die Leichenverbrennung in der Hauptstadt und in den letzten vier Jahren hat sich die Zahl der verbrannten Leichname mit jedem Jahre vermehrt. Die Kosten der Verbrennung betragen 3 Schilling 8 Pence bis 20 Schilling, und obgleich das Verfahren sehr einfach ist, so sind doch keine unangehmen Einflüsse in der Nachbarschaft zu verspüren.

Da hier nicht von Yedo sondern von Tokiyo die Rede ist, so müssen auch die europäisirten Gebäude erwähnt werden, denn sie gehören zu den mehr und mehr hervortretenden, höchst abstoßenden Zügen der Hauptstadt und nehmen in einzelnen Bezirken die Stelle der japanisch gebaueten Häuser ein. Sie sind wenig von einander verschieden und, mit Ausnahme der Ingenieur-Schule und einiger anderer, wahre Muster von Häßlichkeit und schlechtem Geschmack. Sie sehen aus, als wären sie aufgeschossen, aber nicht gebauet. Sie sind gleißend, starr, vielfensterig, ungeeignet für das Klima, ohne Geschmack und Solidität, erinnern an die Vorstadthäuser der neuen amerikanischen Städte und selbst die besten und saubersten sehen aus, als wären sie aus Zuckerwerk.

In früherer Zeit beruhete die japanische Architektur auf

feststehenden Ideen. Der Baumeister, welcher auf einer erhöheten Plattform runde Pfeiler setzte, ihnen ein massives, geschwungenes Dach zu tragen gab und das Ganze einen Tempel nannte, schuf einen geistlichen Baustyl, von welchem seit 800 Jahren kein Architekt abzuweichen wagte. Es steht daher zu befürchten, daß der Neuerer, sei er Engländer oder Amerikaner, der diese geschmacklosen Gebäude in europäischem Styl zuerst einführte, eine tiefe Grube gegraben habe, aus welcher sich kein künftiger Baumeister wieder heraushelfen könne und daß selbst der Regierungs-Architekt Chastel de Boinville, der das einzige zweckmäßige und schöne Gebäude in Tokiyo aufführte, sich durch die neu erweckte Vorliebe für Gebäude, die halb wie Kasernen, halb wie Lagerschuppen aussehen, in seinen Unternehmungen gehindert sehen werde.

Als ich die europäisirten oder vielmehr amerikanisirten Gebäude im Beamtenquartier, so weit sie aus Holz aufgeführt sind, erblickte, vermuthete ich zuerst, es wären Polizei- oder Militairkasernen oder Stallungen für die Reiterei; die aus Ziegeln gebaueten, worin einige Minister wohnen, sehen wie die geschmacklosen Landhäuser in Holloway oder New Barnet aus; einige gleichen den elenden Schenken, welche die Vorstädte von London verunstalten.

Der Ruhm und Stolz der japanischen Erziehungs-Anstalten ist die kaiserliche Ingenieur-Schule und die Japanesen können mit Recht stolz darauf sein, denn sie ist nicht nur das schönste moderne Gebäude in Japan, sondern auch, nach der Meinung sachverständiger Beurtheiler, die vollkommenste und am besten ausgestattete Ingenieur-Schule in der Welt und wohl geeignet, Japan in Stand zu setzen, die großen Verbesserungen, von welchen sein zukünftiger Fortschritt abhangt, ohne fremde Mithülfe auszuführen. Für den Japanesen ist dieses Staatsgebäude die Verkörperung und Verherrlichung des materiellen Fortschrittes, den jeder Gebildete jetzt zu seiner Gottheit erhoben hat. Dieser Tempel des Fortschrittes besteht aus mehreren zusammenhangenden Gebäuden aus Ziegeln, auf der Front mit Steinen eingefaßt, und begrenzt auf drei Seiten einen schönen, geräumigen viereckigen Platz.

Zur Ausstattung dieser prachtvollen Anstalt sind keine Kosten gespart worden. Das Museum, welches die Musterstücke der bürgerlichen Baukunst und Mechanik enthält, ist vorzüglich und es soll, wie man sagt, auf der Welt keine ähnliche Sammlung von Modellen geben, die so genau gefertigt und so geeignet für den Lehrplan sind. Der Telegraph und die mineralogischen Museen sind mit gleicher Sorgfalt eingerichtet. Für jedes Museum sind außerordentlich genaue Kataloge vorhanden, worin auch jedes Modell und Instrument beschrieben und die leitende Idee bei der Verfertigung und Anwendung desselben in Kürze angegeben ist. Für den nicht wissenschaftlichen Besucher ist unter Allem das Museum für japanische Produkte, Manufakturen und Maschinenmodelle vom höchsten Interesse; es wird, je nachdem sich der neue Styl Bahn bricht, mit jedem Jahre an Werth gewinnen und vielleicht künftig der einzige Ort sein, wo die Japanesen die frühere Industrie ihres Landes und die einfachsten Methoden, um große Zwecke zu erreichen, studiren können.

Diese Lehranstalt steht unter dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Der Principal Dyer, dem sie ihre Vortrefflichkeit verdankt, ist ein Schotte von ächtem Korn und nicht nur seinem Beruf gewachsen, sondern auch mit besonderer Kraft, Entschlossenheit und Beharrlichkeit ausgerüstet. Die Lehrerschaft besteht, außer mehreren begabten japanischen Gehülfen, aus neun englischen Professoren, von denen einige sich eifrig mit verschiedenen japanischen Studienfächern beschäftigt haben. Die Disciplin und der Ton, welche in der Anstalt herrschen, lassen nichts zu wünschen übrig. Unter den Studenten waltet ein eifriges Streben und ihre Lehrer haben nur darüber zu klagen, daß sie sich zu wenig Erholung gestatten. Der Cursus währt sechs Jahre, wovon ein beträchtlicher Theil auf praktische Unterweisung in der Maschinenbau-Anstalt zu Akabane, der größten in Japan, verwandt wird. Der geistvolle Lehrplan, dem man hier folgt, wird gefördert durch ein reich ausgestattetes Journalzimmer und durch eine werthvolle, sich stets vergrößernde Bibliothek von mehr als 13,000 Bänden meistens technischen Inhalts.

Den Museen wendet die Regierung eine besonders löbliche

Aufmerksamkeit zu. Das Kaitakuschi-Departement besitzt in seinem Museum zu Schiba eine Sammlung von Gegenständen, welche wenigstens eine oberflächliche Vorstellung von dem geschäftlichen und geselligen Leben der Ainos verstatten und das National-Museum enthält so verschiedenartige und schöne Sachen, wie sie nirgendwo zu finden sind und die in die Hände ausländischer Kenner und Liebhaber gerathen wären, wenn die Nation sie nicht angekauft hätte. Viele alte Kunstgegenstände, welche in Uyeno ausgestellt wurden, sind unschätzbar und einzig in ihrer Art und den Behörden gebührt großer Dank für die Einrichtung dieses großen und werthvollen Museums.

Das letzte Gebäude, dessen ich erwähnen will, ist die Telegraphen-Anstalt, welche im März 1878 durch die Vermittelung des Ober-Direktors Gilbert eröffnet wurde. Das gesammte Telegraphensystem in Japan wird jetzt durch einheimische Beamte verwaltet, seitdem die Fremden im vergangenen Sommer entlassen wurden. Dieses Gebäude, obgleich in häßlichem europäischen Styl, entspricht vollkommen seinem Zweck. Das untere Geschoß enthält die Empfangsräume, die Bureaux und einen breiten Tisch für die Botschaften, welche mittelst eines Hebewerkzeuges nach dem Arbeitssaal, der fast das ganze obere Stockwerk einnimmt, hinauf geschafft werden. Die Instrumente nach dem Morseschen System werden für gewöhnliche Meldungen gebraucht und für kurze Lokallinien die Wheatstonschen alphabetischen Instrumente, die besonders für das römische Alphabet und die japanische Silbenschrift eingerichtet sind. In einem Theile dieses Raumes findet sich die Vorrichtung, wo die Drähte aus ganz Japan zusammenlaufen, in einem anderen das Instrument für die Zeit-Uebermittelung und die Regulator-Uhr, wonach jeden Tag die telegraphische Zeit im ganzen Reiche festgestellt wird. Ein Telephon, welches mit der Ingenieur-Schule in Verbindung steht, ist das neueste Beispiel davon, wie eifrig sich die Japanesen fremde Erfindungen aneignen. Sämmtliche Geräthschaften für den inneren wie den auswärtigen Gebrauch, mit Ausnahme der Drähte, sind von Japanesen in den Werkstätten des Telegraphen-Amtes gefertigt worden und sollen an Feinheit und Genauigkeit den Vergleich mit allen europäischen Fabrikaten dieser Art aushalten. Die Telegraphisten sind überall Japanesen, die sich als so gelehrige

Schüler erwiesen haben, daß sie ihren Dienst untadelhaft versehen können.

In der That ist Tokiyo eine wundervolle unternehmende und geschäftige Stadt, der Brennpunkt für die neue Ordnung der Dinge, nicht nur der Sitz einer befähigten und thätigen Regierung, sondern auch das Hauptquartier für ein Erziehungswesen, das eine Umwälzung in Japan bewirkt. Aerzte, Schullehrer und Baumeister werden von hier aus über das ganze Reich vertheilt und verbreiten nicht allein einen neuen Unterricht, eine neue Arzneikunde und Wissenschaft, sondern auch Ideen über die Regierung, die Philosophie und die Stellung der Frauen und zugleich auch den hier herrschenden Trieb zum Fortschritt und zum unbegrenzten Materialismus. Die neue Erziehung hat dem Baume des alten Cultus die Axt an die Wurzel gelegt, bietet aber keinen Ersatz dafür. Es giebt vielleicht auf der ganzen Erde keinen so unverhohlenen Atheismus und vollständigen Materialismus, wie ihn der modern gebildete Japanese besitzt.

Von den Fremden, welche im Dienste der japanischen Regierung stehen, befindet sich die größere Anzahl in Tokiyo. Es ist ihnen gestattet, überall außerhalb der Grenzen von Tsukiyi zu wohnen und sie bilden eine Gesellschaft unter sich und machen sich nur wenig mit der dortigen Missions-Kolonie zu schaffen. Ihre Zahl nimmt ab, denn die Regierung entläßt sie, sobald sie ihre Stellen mit Japanesen besetzen kann und dieser beständige Wechsel ist nicht geeignet, ihnen das gesellige Leben angenehm zu machen. Viele von ihnen widmen sich mit lobenswerthem Fleiße dem Studium der japanischen Sprache und anderer mit Japan in Verbindung stehender Gegenstände und liefern Aufsätze von dauerndem Werthe für die englische und deutsch-asiatische Gesellschaft, welche beide regelmäßige Sitzungen in Tokiyo halten.

Die Hauptstadt hat, als eine „Fu" oder eine der drei kaiserlichen Städte, ein Stadtgericht und einen Gouverneur, dem ein großer Stab zugeordnet ist. Der jetzige Gouverneur Massakata Kusumoto hat Niigata gereinigt und erneuert und auch in Tokiyo herrscht unter seiner kräftigen Verwaltung Ordnung und

Reinlichkeit; aber trotz den 6000 Polizeimännern finden in den Winternächten immer noch erschrecklich viele Räubereien statt.

Ueber 10 000 Mann Reiterei, Fußvolk und Artillerie sind in Tokiyo einquartiert, wodurch aber die Lage der Regierung eher erschwert als gestärkt wird. Eine große Zahl dieser Mannschaften wird aus der „Heimin“ oder untersten Klasse rekrutirt, die schon durch ihre rohen bäurischen Gesichter einen auffallenden Gegensatz zu den intelligenten Polizeimännern bildet; letztere sind meistens Samurai. An den Tagen, wo viele von den Truppen Urlaub erhalten, sieht man sie betrunken in den Straßen taumeln und eine Unordnung erregen, die sonst in Tokiyo ebenso selten ist wie in jeder anderen japanischen Stadt.

Eine seltsame Thatsache ist es, hier, wo Pferde reichlich vorhanden und die Straßen in vortrefflichem Zustande sind, doch so wenige bespannte Fuhrwerke zu finden. In dem Beamtenquartier sind zwar einige Kutschen und in einer Straße schwerfällige, von Ponies gezogene Omnibusse zu sehen, sonst aber kann man wochenlang umher gehen, ohne etwas Anderes zu erblicken als Kurumas oder Wagen, die von Kulis gezogen werden. Kulis und Saumrosse werden stets in Gebrauch genommen, um Waaren zu befördern, die nicht auf dem Kanal zu transportiren sind. Es ist nicht ungewöhnlich, 100 Menschen einen Block oder einen gefällten Baumstamm oder einen ungeheuren Stein fortschaffen zu sehen. Es sind hier über 23 000 Kurumas vorhanden; ihre Zahl ist in raschem Steigen begriffen und Jedermann gebraucht sie als die bequemsten Mittel, die ungeheuren Entfernungen in der Stadt abzukürzen.

Die verschiedenartigen Vergnügungen in Tokiyo sind schon mehrfach beschrieben worden, so daß ich hier nur von den Blumen-„Festa“ in den verschiedenen Jahreszeiten sprechen werde, welche zu den anziehendsten Scenen der Hauptstadt gehören und von der Liebe zur Natur, die dem Japanesen eigen ist, Zeugniß ablegen. Im Februar steht der japanische Pflaumenbaum in voller Pracht, gedrängt voll Blüten, welche von unsern Aprikosenblüten an Größe und auch an Mannigfaltigkeit der Form und Farbe verschieden sind. Alsdann strömt das Volk in Menge nach Kamedo und Omurai am Flusse und nach Tabata — Ortschaften, die sich durch die große Zahl und Schönheit

dieser Bäume auszeichnen. Dies ist jedoch nur ein Vorgeschmack von dem Feste im April, wenn sich der Japanese am wohlsten fühlt und den ihm besonders widerwärtigen Winter bereits vergessen hat. Dann stehen die verschiedenen Kirschenarten, der Stolz aller Blütenbäume, in voller Pracht und ganz Tokiyo, festlich gekleidet, schwärmt die Hochebene von Askayama hinauf, nach Odsi und besonders nach Uyemo, welches dann zwei oder drei Wochen lang das Ansehen eines Jahrmarktes erhält. Für diese Zeit werden schnell zahlreiche Theehäuser aus Bambusrohr errichtet und mit Flaggen und Laternen ausgeschmückt; man verkauft überall Leckerbissen, Zuckerwerk und Spielzeug; Mädchen und Kinder tanzen und singen; aber die Schönheit der Kirschenblüten ist die Seele des Festes, und alle Tage durchzieht Jung und Alt den Park, schwelgt in aufrichtiger Bewunderung und Freude über die blühenden Bäume und schlürft Thee und Kirschblüten-Wasser.

Im Juni wird das Fest der Wistaria begangen. Tausende von Menschen besuchen Kamedo, wo Lauben aus diesem schön blühenden Schlinggewächse ein Wasserbecken umgeben. Unter Musik und fröhlichem Gesang werden Papierstreifen, worauf Lobgedichte auf die blühende Pflanze geschrieben stehen, an die Zweige derselben gehängt. Bald darauf folgt das Iris-Fest, wenn die Teiche und Blumenbeete von Hari Kari mit Schwertlilien in den lieblichsten Farben prangen. Dann schafft sich das vergnügungssüchtige Tokiyo abermals ein großes Fest und strömt nach der Gartenvorstadt Mukoyima am Flusse. Auf dem breiten Strome drängen sich die Böte, bei Tage mit lustigen Flaggen, des Nachts mit Laternen geschmückt, und auf den Straßen längs des Flusses ziehen fröhliche Gruppen nach den Lauben und Theehäusern der Irisgärten. Das Fest des Chrysanthemum im October, eines der fünf großen japanischen Nationalfeste, hat mehrere Sammelpunkte und nirgends erblickt man die kaiserliche Blume in größerer Schönheit und Vollkommenheit als in Tokiyo.

Beständige Blumen-Ausstellungen von merkwürdiger Art bieten die Kunstgärtner in den angenehmen Vorstädten Sugamo und Somei und in Dango Saka, wo die Theehäuser und Gärten stets mit feiernden Gästen angefüllt sind. Ausgenommen in den Gärten des Buddhistenklosters Hang-tse in China habe

ich nirgends, auch nur annähernd, solche seltsame Erzeugnisse gesehen, aber die Gärtner in Tokiyo sind auch viel unternehmender als die Mönche. Büsche und Sträucher, wie lebensgroße Menschen zugeschnitten, sind mit Gesichtern aus bemaltem Holz oder Papier versehen; die Kleider, Fächer oder Waffen sind aus sorgfältig gezogenen Blättern und Blüten geformt, die in harmonischer Farbenpracht zusammengestellt, zu den verschiedensten Draperien verwandt werden. An einer andern Stelle steht ein Baum von Gestalt eines riesigen Fächers; zwei andere bilden eine Brücke, unter welcher ein Schiff fährt; dann wieder eine wundervoll ausgeführte Landschaft mit untergehender Sonne aus goldfarbenem Chrysanthemum. Spazierende chinesische Frauen, namentlich aber Hasen und Kaninchen sind vielfach in dieser seltsamen Künstelei dargestellt. Von allen diesen Schaustücken fesseln solche, welche bekannte Spiele vorstellen, das Volk am meisten. Die mythischen Helden Japans, im Kampfe mit einem achtköpfigen Ungeheuer und daneben die Dame, um derenwillen das Gefecht stattfindet, in rothem, gelbem und weißem Chrysanthemum gekleidet, das Ganze eine dreißig Fuß breite Landschaft, versammelt stets gegen Ende des October, wenn die Sonne warm scheint und die Luft still ist, eine schaulustige und fröhliche Menge.

Eine der herrlichsten Aussichten von Tokiyo bietet der Fuji dar, als Kegel im Schnee schimmernd, oder im rosigen Aufgange der Herbstsonne, oder als eine ferne hohe Geistergestalt, in Nebel gehüllt, oder purpurroth gegen das Gold der untergehenden Sonne abgesetzt. Selbst Schiba's, mit seiner traumhaften Schönheit, in dessen Hainen man nichts vom Lärm der Stadt hört, kann man überdrüssig werden, aber niemals des Fuji; mit der Zeit wird er ein bezauberndes Wesen, das Einen über das einförmige Geklapper und das gemeine Getöse des materiellen Fortschrittes erhebt. Eines Anblicks des Fuji werde ich niemals vergessen. Nachdem ich einen Nachmittag unter dem Volksgewühl im großen Tempel des Kwannon zu Asakusa zugebracht hatte und in der Dämmerung den Hügel hinunter fuhr, rief mein Kuruma-Läufer, plötzlich aufschauend: „Dort ist der Fuji!" Und ich sah eine Herrlichkeit, wie ich sie noch nicht in Japan erblickt hatte. Der Himmel war über und hinter ihm dunkel und mit Wolken be-

deckt, im Vordergrunde aber von reinem Blaßgrün, und hinein ragte der mächtige Kegel des Fuji, riesig und erhaben und in Purpurroth schimmernd. Ueber dem von rothen Streifen durchzogenen Grün schwebte ein Meer von wellenförmigen rosenrothen Wolken und unten im Dunklen, am Fuße einer mächtigen, mit Bäumen besetzten Umwallung lag der Schloßgraben und durchleuchtete das Dunkel wie ein Strom geschmolzenen Goldes. Dann trat wirkliche Finsterniß ein, aber noch immer erhob sich der Fuji purpurroth gegen die matter werdende Färbung des Himmels, in seiner Glorie beharrend, und niemals, so lange Erde und Himmel bestehen, wird sich wieder ein gleicher prächtiger Anblick darbieten.

Zu den neuesten Wandlungen Tokiyo's gehört eine Art wahnsinnigen Bestrebens, welches bezweckt, Gästen eine verschwenderische Aufnahme zu bereiten. In dieser Beziehung sind die Regierung und das Volk in einen wahren Schwindel gerathen, und da die Nation arm und mit Schulden und Steuern belastet ist, so kann man solche entschieden unverlohnende Ausgaben nur beklagen. Sir E. J. Reed war der erste Gast in der Reihe; dann folgten der General Grant, Prinz Heinrich von Preußen, ein Enkel der Königin Victoria, und der Herzog von Genua. Zu den Summen, welche die Regierung ausgab, spendete Tokiyo noch 50 000 Pfund Sterling, um den General Grant zu unterhalten, und das Fest, das ihm in den Hallen und Gärten der Ingenieur-Schule veranstaltet wurde, gehört, in Betracht der glänzenden Erleuchtung, zu den großartigsten der Hauptstadt. Dies Alles ist sehr modern und fortschrittlich.

Was sonst noch zu sehen und zu genießen sein mag oder nicht, so bietet doch das Straßenleben Tokiyo's eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens dar. Tausend interessante Punkte gewährt der Hang der mittleren und unteren Klassen, in der Außenwelt zu leben und sich sichtbar zu machen. Das Leben in den Läden und auf dem Kanal, die Volksmenge in ihrem guten Betragen und unveränderlichen Humor, die Festlichkeiten, die Blumenfeste, das Gedränge in den Tempeln, die Schmausereien, die Prozession auf dem Wasser bei Tage und bei Nacht, die beständigen Illuminationen mittelst farbiger Lampen, die erkünstelten Ungereimtheiten, die Veränderungen und Umkleidungen,

die Ueberfülle von Bewegung, die rastlose Industrie, die persönliche Unabhängigkeit und die Freiheit, deren sich alle Klassen erfreuen, wie sie es weder in einem servilen noch hochmüthigen Benehmen kund geben, die winzigen Häuser und die puppenhaften Frauen, das Alte und das Neue, das sich in einer Stadt vermischt, in welcher kein Theil mehr als drei Jahrhunderte alt ist — dies Alles bietet eine Reihe von gesonderten und zusammengehörigen Bildern dar, welche fesseln und in Erstaunen setzen.

Banken, eine Handelskammer, Apotheken, Ausstellungsgebäude, Zeitungen und Telegraphenämter, ein Eisenbahn-Hof, Dampfboot-Bureaux, photographische Gallerien und Pulver-Magazine — bilden die wesentlichen Züge der neuen Hauptstadt.

In der That besteht die Stadt der Sjoguns nicht mehr. Die Stadt der Feldlager, dem Feudalsystem so nothwendig, ist mit dem alten Regime untergegangen und ist wieder auferstanden als eine Stadt des Geschäftslebens, der Politik, des Vergnügens, des Fortschrittes und reger Kraftentfaltung. Tokiyo, die Stadt der Zukunft, ist das Gehirn von Neu-Japan; Kiyoto aber, die historische Hauptstadt, die Heimat der Kunst und Poesie, muß das Herz desselben bleiben.

XLVIII.

Herr Mori. — Gesellschaft bei einem Minister. — Der Schiba-Pavillon. — Ein Liebhaber-Orchester. — Japans Richard Wagner. — Eine aristokratische Schöne. — Eine jugendliche Tänzerin. — Japanische Musik. — Musik-Instrumente. — Lady Parkes.

Brittische Gesandtschaft, Yedo, den 11. Oktober.

Das Wetter ist ermüdend. Hin und wieder kommt ein heißer, klarer Tag, gewöhnlich aber regnet es, wie es schon wochenlang geregnet hat und der seemännische Ausdruck: „ein schmutziger Himmel" ist ganz bezeichnend für die düsteren braunen Wolken und die beständigen braunen Nebel. Das Thermometer bleibt auf 80 Grad

stehen, die Luft ist ganz still und diese Stille, verbunden mit heißem Wetter, läßt ein Gewitter erwarten, was jedoch niemals eintritt. Statt dessen hatten wir ein lebhaftes Erdbeben, das ebenfalls zu der Witterung zu passen scheint. Alles ist feucht und stickicht; die Stiefel sind, wenige Stunden nachdem sie geschwärzt worden, mit Schimmel überzogen; das Schreibpapier muß am Kohlenfeuer getrocknet werden, bevor es zu gebrauchen ist; die Seife wird breiartig; die Tinte verschimmelt; die Eßlust für feste Speisen schwindet gänzlich und Jeder fühlt sich mehr oder weniger unpäßlich.

Die wenigen schönen Tage waren sehr schön und wie unsere Sommertage, wenn wir überhaupt Sommer haben. An einem solchen Tage besuchten wir eine Nachmittagsgesellschaft beim Vice-Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Arenori Mori, einem der aufgeklärtesten japanischen Politiker, der unter dem orientalischen Despotismus ein vorgeschrittener Liberaler genannt werden kann. Das Fest wurde dem diplomatischen Corps gegeben und fand im Schiba-Pavillon statt, einem der kleineren Paläste des Mikado.

Der Minister empfing uns an der Thür des Palais und führte uns in ein Zimmer, wo beinahe das ganze diplomatische Corps versammelt war. Die chinesischen Minister zeichneten sich durch ihr Costüm aus: blaue seidene Roben, vorn und auf dem Rücken mit Goldstickereien, lange Halsketten aus Bernstein und weiße Hüte mit karmoisinrothen Frangen. Außerdem waren nur noch zwei junge japanische Damen kostümirt, welche in ihren schwarzen seidenen Kimonos mit breiten Gürteln etwas linkisch und schüchtern aussahen. Eine Reihe von Zimmern in japanischem Styl, nach der Veranda hinaus gelegen, gewährte die Aussicht auf einen sehr schön angelegten Garten, der nach dem Meere hin von Bäumen und einer hinter Grashügeln versteckten steinernen Umwallung begrenzt wird. Dieser reizende Lustgarten bildete eine geschmackvolle Vereinigung von geschorenen Rasenplätzen, kleinen Inseln, steinernen Brücken, Strauchwerk, zugestutzten Tannenbäumen und gepflasterten oder mit Kies bestreuten Pfaden. Von den Grashügeln hatte man eine schöne Aussicht auf den Meerbusen von Yedo und die Jonken und Fischerböte segelten dicht an der Gartenmauer vorüber. Das

Haus, ein sehr einfaches und hübsches japanisches Gebäude, erhielt im Innern einen europäischen Anstrich durch die bunten Brüsseler Teppiche, schwarz lackirte und vergoldete Stühle und eben solche Tische, worauf Bücher mit japanischen Gemälden ausgelegt waren.

Der Thee wurde von Dienern herumgereicht, die in schwarze Röcke mit weißen Schleifen gekleidet waren. Zur Unterhaltung wurden auf einem mit Matten belegten Rasenplatz allerlei Jongleur-Kunststücke producirt, die zwar nur aus sehr geschickten, aber doch langweiligen Balancirstücken mit Bällen, Bechern, Stöcken und Flaschen bestanden und von einer Trommel begleitet wurden. In der Zwischenzeit wurde eine reichliche Collation dargeboten; eine lange Tafel war mit allerhand Speisen, Eiscrême, Rothwein, Champagner und Krausemünzen-Julep servirt und über zwanzig europäisch gekleidete Bediente liefen hastig hin und her. Das Porzellan war englisch und nicht sehr hübsch. Herr Mori sagte mir Verbindliches über meine „beispiellose Tour" und bemerkte dabei, daß sehr selten Reisen in Nord-Japan unternommen würden. Nachdem noch einige Jongleurstücke dargestellt waren, brach die Gesellschaft auf und ich bedauerte, einen Nachmittag verloren zu haben, denn die ganze Festlichkeit war nur Nachahmung einer englischen und hatte nichts von japanischem Charakter.

Sehr interessant war eine andere, welche wenige Tage nachher Herr Satow in seinem schönen japanischen Hause gab, dessen einfache Ausstattung Alles darbietet, was einem japanischen und europäischen feinen Geschmack entspricht. Das Gesellschaftszimmer ist rein japanisch. Die Decken und Pfeiler aus planirtem Holz; die Wände sauber mit grünlichem Gips überzogen; ein Alkoven mit feinen Matten, hin und wieder mit einem persischen Teppich überdeckt; ein bequemes Ruhebett von schlichter Farbe; einige Stühle; ein einzelner Tisch mit einer Lampe; ein Gestell mit einigen seltenen Büchern; einige sehr schöne bronzene Zierrathe und vortreffliche Kupferstiche und Blumen in Vasen, die an den Wänden hangen — dies ist die ganze Zimmerausstattung. Die Gesellschaft bestand nur aus einigen englischen Secretairen, der Gemalin des einen und meiner Person. Das einfache Mittagsmahl war würdig, von Disraeli beschrieben zu werden

und wurde von einer geräuschlosen, japanisch gekleideten Dienerschaft servirt. Bald nachdem wir uns in das Gesellschaftszimmer begeben hatten, traten dreizehn fein gekleidete Herren und Damen ein und die Diener brachten ihnen ihre Instrumente. Dieses Orchesterpersonal bestand aus Musikfreunden, unter der Leitung eines japanischen Componisten, welcher für den Wagner Japans gelten will und die Musik componirt hatte, die an diesem Abend zur Aufführung gelangte. Es waren sechs Männer und sechs Damen, darunter zwei ältliche Wittwen. Auf dem Fußboden lagen fünf Instrumente, „Kotos" genannt, jedes von sechs Fuß Länge.

Ein junges Mädchen, die Tochter eines adeligen Beamten, spielte auf dem „Scho", einem außerordentlich sauber gearbeiteten, antiken Instrument, aus mehreren Flöten bestehend, welche aus Goldlackstoff gefertigt und mit Silber eingefaßt waren. Das Mädchen, obgleich eine Japanesin, war recht hübsch und bezauberte durch ihr würdiges und anmuthiges Benehmen, doch hatte sie das Gesicht und den Hals weiß gepudert und die Unterlippe roth gefärbt. Ihr Anzug bestand in einem Kimono aus bronzefarbener Seide, mit weit herabhangenden Aermeln, einer scharlachrothen, goldgesprenkelten Weste aus Krepp, einem reichen Gürtel aus Silberbrokat und weißen Tuchsocken. Sie trug einen Haarbüschel auf dem Scheitel und einen großen, mit rothem Krepp durchflochtenen Chignon, durch den eine schwere Haarnadel aus Schildpatt gesteckt war. Die übrigen jungen Damen waren in lange Roben und Aermelmäntel von dunkelblauer Seide gekleidet. Die Männer trugen sämmtlich seidene Aermelmäntel und Beinkleider.

Alle diese Personen waren Japanesen von guter Herkunft. Die Grazie, Würde und Höflichkeit in ihrem Benehmen und die offene Freundlichkeit, die sie sich gegenseitig erwiesen, lassen sich nicht beschreiben. Ihr Betragen war durchweg natürlich und bot das interessante Beispiel von einer geselligen Bildung dar, die, in ihrer Art vollkommen, nicht das mindeste nach europäischem Muster angenommen hat.

Neben diesem anziehenden Orchester zeigte sich eine merkwürdige Darstellerin in Gestalt eines neunjährigen Kindes, die Tochter eines kaiserlichen Oberbedienten, ein Geschöpf von un-

beschreiblicher Würde und Abgeschlossenheit, von frühester Kindheit an zu vollkommener Selbstbeherrschung erzogen, vertrauet mit allen Anstandsregeln für ihr Geschlecht und Alter — eine kleine Prinzessin, die Ausgeburt des künstlichsten Systems der Civilisation.

Man denke sich einige Lampen, die auf dem Fußboden stehen, die „Kotos" daneben, dahinter das Orchester, die Noten liegen auf lackirten Pulten wie in den Tempeln; am anderen Ende des Gemachs sitzen wir Zuhörer auf bequemen Stühlen. Da schlüpft plötzlich dieses Wesen in die Mitte des Raumes, macht eine tiefe Verbeugung und bleibt dann starr stehen, bis die Musik beginnt. Bei ihrem Eintritt trug sie einen Kimono von reicher gestreifter Seide und einen Gürtel aus scharlachrothem Brokat. Das Haar war in zwei Theile getheilt und in der Mitte zu einem Wulst zusammengeschlungen, der mit rothem Krepp durchflochten und mit einer Haarnadel befestigt war. Das übrige Haar wallte schlicht und glatt an den Wangen und in den Nacken herab. Vorn war das Haar kurz geschnitten und auf die Augenbrauen niedergekämmt, etwa so wie es die Gräber-Indianer tragen. Ihr Antlitz war dermaßen weiß gepudert, daß sich keine Spur von der eigentlichen Gesichtsfarbe erkennen ließ, und ihre Unterlippe roth gefärbt. Nach kurzer Zeit kehrte sie zu ihren im Vorsaale stehenden Begleitern zurück und erschien dann wieder in einer Robe aus weißem Seidenkrepp und in scharlachrothen seidenen Hakama, in der Hand einen sehr schönen, großen Fächer.

Wieder ließen die kreischenden Instrumente ihre schrecklichen Töne hören und die Miniatur-Hofdame unterhielt uns mit zwei langen Tänzen, welche die vier Jahreszeiten vorstellten. Thatsächlich war es kein eigentlicher Tanz sondern eine Reihe von dramatischen Stellungen, die außerordentlich genau ausgeführt wurden. Dabei setzte die kleine Figur den Fächer in rhythmische Schwingungen und obgleich sie die Füße nur beinahe unmerklich bewegte, stampfte sie doch gelegentlich den Boden, wie es in einem antiken lyrischen Drama geschieht. Der Ausdruck ihres Gesichts blieb unverändert wie eine Maske. Uns ließ sie völlig außer Acht und ihre aufwärts gerichteten Blicke streiften uns nicht; sie war vollständig durch die dramatische Handlung von

der Außenwelt abgezogen. Die vollkommene Selbstbeherrschung, welche die kleine Prinzessin während des Tages zeigte, war höchst merkwürdig und die abermalige Verbeugung am Schlusse eine wahre Kunstleistung. Diese Würde war aber nicht spaßhaft, sondern peinlich. Oft fühlte ich den Wunsch rege werden, das kleine Mädchen möchte ein wenig straucheln oder in Verwirrung gerathen oder wenigstens uns einige Beachtung schenken. Auch als sie ihre Vorstellung beendigt hatte und unsere Danksagungen empfing, zeigte sie keine Spur von kindlichem Benehmen.

Ueber die musikalische Leistung schreibe ich mit geziemender Zurückhaltung. Wenn ich gemartert wurde und Anwandelungen von Nervenzufällen fühlte, so mag dies meine eigene Schuld sein. Die Vortragenden waren glücklich und Herrn Satow's ruhiges, geistreiches Gesicht verrieth keine Spur von Verlegenheit. Für mich ist die orientalische Musik eine mysteriöse Todesqual. Ich möchte wohl wissen, ob die Musik im Tempel auf dem Berge Zion ebenso mißklingend für europäische Ohren gewesen wäre. Eine unausfüllbare Kluft trennt die Harmonien des Ostens von denen des Westens. Die Musiker wünschten etwas von unserer Musik zu hören und Frau Mounsey spielte einige unserer schönsten sentimentalen Lieder; die Fremden standen rund herum, mit einem kritischen Ausdruck in ihren Zügen, der nicht viel Gutes versprach. Sie dankten ihr anmuthig, aber trotz ihrer orientalischen Höflichkeit konnten sie es nicht zu einem Kompliment bringen.

Das Orchester hatte fünf „Kotos", zwei „Scho", eine Corea-Flöte oder „Fuye" und eine japanische „Fuye". Es fanden zwei Gesangsvorträge statt, wobei vielleicht einige Regeln zu beobachten waren; die Sänger nahmen aber jedenfalls keine Rücksicht darauf, sondern jeder schien sich nach seiner eigenen Art zu ergehen. Die Musik war durchaus monoton und jedes Mal, wenn ich hoffte, sie würde eine harmonische Wendung nehmen, ging sie gerade in die entsetzlichsten Dissonanzen über. Ein piano kam gar nicht vor; Alles war forte, crescendo und fortissimo. Dr. Müller, der die Japanesen und ihre Musik gründlich studirt hat, sagte mir aber: „Wenn man mich fragt, welchen Eindruck unsere Musik auf die Japanesen macht, so hätte ich nicht Unrecht, zu erklären, daß sie dieselbe ebenso abscheulich

finden wie wir die ihrige. Ein angesehener Japanese sagte, allerdings nicht zu mir, denn das würde ihm die Höflichkeit nicht gestatten: „Kinder, Weiber und Kulis mögen allenfalls an der europäischen Musik Gefallen finden, ein gebildeter Japanese jedoch kann sie niemals ertragen."

Die Musik der Japanesen stammt, wie die meisten ihrer Künste und Wissenschaften, aus China und Corea und ihre Theorie ist von gleichem Gehalt mit der mystischen Spekulation der Chinesen, welche, indem sie die Kräfte und Erscheinungen der Natur auf die Zahl fünf zurückführt, erklärt, da die Töne zu solchen Erscheinungen gehören, so gäbe es auch nur fünf Töne; obgleich diese fünf Töne gesetzlich feststehen, so gebrauchen die Japanesen doch auf Saiten-Instrumenten auch chromatische Intervalle. Die Schlüssel stehen in bestimmter Beziehung zu den Monaten, so daß für jeden der zwölf Monate besondere Regeln über die Tonarten aufgestellt sind; in jedem Monate wird auch auf den Blase-Instrumenten das Murmeln des Windes in einer bestimmten Tonart ausgedrückt. Ich kann mich nicht weiter in dieses nebelhafte System versenken, trotzdem Herr Satow sich alle Mühe gab, es mir zu erklären; sagen doch die Eingeweiheten selber, daß die japanische Musik unbegreiflich sei, zum Theil weil die Texte vieler älterer Musikstücke verloren gegangen sind und die Spieler ihre ursprüngliche Bedeutung nicht mehr kennen.

Unsere zusammengesetzten Instrumente, wie solche mit Ventilen, Tasten und Hämmern, sind unbekannt. Die Japanesen gebrauchen nur Saiten-Instrumente, welche mit dem Bogen oder verschiedenartigen scharfen Werkzeugen gespielt werden, Blase-Instrumente aus Holz oder Muscheln mit Metallzungen und Perkussions-Instrumente aus Holz oder Metall, mit darüber gespanntem Fell.

Vom „Koto" giebt es verschiedene Arten, deren eine schon seit 1500 Jahren bekannt ist. Das Instrument, welches bei Herrn Satow gespielt wurde, hat 13 Saiten aus Seidenfäden, die mittelst Wachs gesteift und über zwei unbewegliche Stege gespannt sind; letztere sind mit vier Füßen versehen und stehen auf einem 6 Fuß langen Resonnanzboden aus hartem Holze; auf der unteren Seite sind zwei Oeffnungen angebracht. Es wird mit

Fingerhüten aus Elfenbein gespielt und der Künstler rieb jedes Mal, bevor er begann, die Hände kräftig an einander.

Der „Scho" ist ein Instrument von schönem Aussehen, reich mit Gold verziert und außerordentlich sauber gearbeitet. Es hat siebenzehn Pfeifen, welche von verschiedener Länge, jede mit einer Metallzunge versehen und in einen Windkasten geleitet sind. Der Ton ist kräftig und melodisch. Man benützt es als Grund-Instrument, wonach die Orchester-Instrumente gestimmt werden; es leitet die Melodie und hält sich stets im Einklang mit der Singstimme. Der „Kangura fuye" oder japanischen Flöte wird ein Alter von zwölf Jahrhunderten beigelegt; auch die Corea-Flöte oder „Koma fuye" ist sehr alt.

Bei allen Blase-Instrumenten wird die Geschicklichkeit des Spielers danach geschätzt, wie lange er einen Ton auszuhalten vermag. Die Wirkung der schrillen Töne des Scho und der Flöten ist wahrhaft schrecklich und dringt durch jeden einzelnen Nerven. Der Gesangsvortag war im höchsten Grade marternd. Mir erschien er beinahe wie das Geheul einer Hyäne, untermischt mit häufigen halb unterdrückten Kehllauten, ein Geblök, das einem japanischen musikalisch gebildeten und in der Kritik bewanderten Publikum wundervoll erklingen mag, für einen Europäer aber ohrzerreißend ist. Für mich war es auch störend, daß der Klang des Koto sich in unseren Moll-Tonarten bewegt, da, in Rücksicht auf die Zahl fünf, die Quarte und Septime wegfallen.

Im Allgemeinen war es ein interessanter Abend und ich wurde durch die ernste Höflichkeit, die musikalische Begeisterung und das echt japanische Benehmen der Musikfreunde völlig zu ihren Gunsten eingenommen und wünsche aufrichtig, daß, welcher Art auch das Geschick der Zukunfts-Musik sei, die Manieren der Zukunft dieselben bleiben mögen, wie sie jetzt sind.

Ich hatte mir vorgenommen, auf der Nakasendo oder inneren Bergstraße eine vierzehntägige Reise nach Kiyoto zu unternehmen und nahm einen Dolmetscher und Bedienten in Stelle des unersetzlichen Ito in meinen Dienst. Der Regen hat jedoch seit vier Tagen nicht nachgelassen und ich wurde noch im letzten Augenblick genöthigt, auf diese Landreise zu verzichten, was um so weniger zu bedauern ist, als mein neuer Diener, obgleich er

sehr anständig aussieht, nur wenig Englisch versteht und mir davor grauet, bei Regen und Schneewetter einsam und verlassen in hoch gelegenen Wirthshäusern zuzubringen.

Lady Parkes geht in kurzem mit ihren Kindern nach England und diese angenehme Heimstätte, wo man mir so viel Güte und unbeschränkte Gastfreundschaft erwies, wird noch vor meiner Rückkehr abgebrochen. Lady Parkes verläßt diese Stadt, von der Liebe und dem Bedauern der ganzen Fremdengemeinde begleitet, denn abgesehen von den vielen amtlichen und halbamtlichen Dienstleistungen und Gefälligkeiten, welche sie, in Rücksicht auf die Stellung ihres Gemals, Jedem freigebig zutheil werden ließ, machte sie sich vorzugsweise allen Denjenigen lieb und werth, die sich fremd fühlen in fremdem Lande. Sie wird auch von den japanischen Frauen der höheren Gesellschaft vermißt werden, deren Vertrauen und Freundschaft sie bei jeder Gelegenheit zu gewinnen suchte, in der Absicht, sie zu fördern und sie zu ermuthigen, sich thätiger und einflußreicher an den socialen Pflichten zu betheiligen.

XLIX.

Der Hiroschima Maru. — Eine malerische Fischerflotte. — Der Mittelpunkt der Mission. — Eine Muster-Ansiedelung. — Eine Japanesenstadt. — Ein Mädchenstift. — Bibelklassen. — Die erste christliche Zeitung. — Mängel der Missionsschulen. — Gebräuche der Etikette. — Die Manieren der Missionaire. — Spaltungen unter den Fremden. — Ein Gelübde.

Kobe, den 20. Oktober.

An dem Tage vor meiner Abreise von Tokiyo fiel der Regen in solchen Strömen, daß ich meinen Diener nicht mit dem Gepäck nach Yokohama schicken konnte; am nächsten Tage entließ ich ihn mit einer angemessenen Vergütigung und habe ihn bisher noch nicht entbehrt.

An einem kühlen und heiteren Nachmittage rauschte ich durch die Gewässer, durch ein Gewühl von „Sampans"; anfangs

in dem Dampfboote „Juno“, und später auf dem breiten, weißen Verdeck des Schanghai-Postdampfers „Hiroschima Maru.“ Der Fuji stand einsam, in seiner ganzen Pracht da und setzte sich mit seiner schneebedeckten violetten Kuppel an dem goldenen Himmel ab. Dieser „Hiroschima“, ein großes amerikanisches abgetakeltes Räder-Dampfschiff mit doppeltem Deck, ist ein historisches Boot, denn es war „das goldene Zeitalter“ auf der alten Panama-Röute und pflegte in der Glanzzeit Californiens stets Passagiere nach dem Goldlande hinüberzuführen. Eine seiner großen Kajüte heißt noch Eldorado, eine andere die Hoffnung, und daß mir die letztere eingeräumt worden, erwies sich als eine gute Vorbedeutung, denn niemals machte ich eine reizendere Seereise. Das freundliche Benehmen des Kapitains Furber, vortreffliche Bequemlichkeit, eine ausgezeichnete Küche, heller Sonnenschein, großartige Ansichten von der Küste, ein ruhiges Meer — dies Alles vereinigte sich, mir die Fahrt angenehm zu machen. Nach solchem dunklen Regenwetter weiß man den Sonnenschein nicht hoch genug zu schätzen.

Vorn, hinten, rund um das Schiff herum, nahe und fern zeigten sich am Abend des zweiten Tages, so weit wie man sehen konnte, große blendende Lichter, die dicht über dem Wasser gaukelten und spielten, und als sie sich häuften und man sich an ihren Anblick gewöhnte, erschienen sie wie eine verworrene Menge hüpfender Flammen über Hunderten von Fischerböten, die in der Mündung des Kii-Kanals lagen, durch welchen wir in das Binnenmeer einfuhren. Gruppen von Gestalten bewegten sich auf den Vordertheilen der Böte geschäftig hin und her, bald vom Feuer beschienen, bald im Dunkel; das blendende rothe Licht der gaukelnden Flammen und der ständige weiße Phosphorschimmer des Meeres vereinten sich zu einer wundervoll malerischen Beleuchtung. Diese Lichter werden häufig beim Fischfange gebraucht. Die Fischer halten an langen hölzernen Stielen eiseren Gitterlaternen über die Seiten der Böte, worin sie, wie die Ainos, einen Docht aus Birkenrindenstreifen angezündet haben, der ein helles und lebhaftes Licht giebt, das aber schnell erlischt. Man ist der Meinung, der Fisch würde durch das blendende Licht in Verwirrung gesetzt und ließe sich dann leicht fangen. Ich wünschte den Nachfolgern des Yebis diese Nacht einen guten

Fang zur Belohnung für das Vergnügen, das sie mir bereitet hatten.

Am frühen Morgen, bei strömendem Regen und heftigem Winde, warfen wir den Anker und bald darauf holte mich Herr Gulick nach seinem neu englischen Hause ab. Er ist der Sohn eines der ersten Missionaire auf den Sandwichs-Inseln und hat sechs Kinder, von welchen vier in Japan leben; drei der letzteren befinden sich hier unter der Obhut ihrer achtbaren Mutter. Frau Gulick ist auf den Sandwich-Inseln geboren und eine Schwester zweier Damen, mit denen ich mich in Hawaii befreundete. Das Haus ist wie ein Hilo-Haus gebauet und hat fast ein australisches Aussehen. Man kann sich denken, wie wir in Erinnerungen an Hawaii schwelgen, an die Feuer von Kilauea, die prachtvollen Wälder von Hilo, die wehenden Palmen, die Korallenhöhlen, die purpurn gefärbten Nächte. Alle unvergeßlichen Schönheiten dieser zauberischen Inseln mischen sich in unseren Gesprächen mit persönlichen Erinnerungen und ich träume noch ein Mal meinen schönen tropischen Traum.

Es ist hier das Hauptquartier der Mission, unter dem Schutze des amerikanischen „Board". Unter Kobe mag man sich also weniger einen Handelshafen als einen Mittelpunkt der Mission vorstellen. Ich kam theilweise in der Absicht hierher, das Missionswerk kennen zu lernen. Es wird mit Eifer betrieben und Alle sind von Muth und Hoffnung erfüllt, nachdem sie die ersten Schwierigkeiten der Sprache überwunden haben, welche den Neulingen viel zu schaffen machen. Alle Missionaire sind in Sprache und Sitten echte Amerikaner und gehen mit seltenem Vertrauen, mit praktischem Geschick und richtiger Vertheilung der Hülfsmittel, wie es mir in dieser Vereinigung noch nicht vorgekommen ist, an ihr mühevolles Werk. Sie bilden eine eigentliche Gemeinde und verkehren wenig oder gar nicht mit andernen fremden Einwohnern, sondern bilden mitsammen eine liebevolle und vertrauliche Familie. Kobe, ein kräftig und erfolgreich regsamer Platz, ist derjenige Ort in Japan, wo sich in gewissem Grade die Aussichten des Christenthums ermessen lassen; doch werde ich mehr darüber berichten, nachdem ich Kiyoto und Osaka besucht habe.

Kobe ist eine Ansiedelung von freundlichem, angenehmem

Aussehen, bei weitem der einnehmendste Handelshafen, den ich gesehen habe; an einem Binnenmeer, auf dessen anderer Seite die Gebirgsinsel Schikoku liegt. Im Westen erheben sich waldige Höhen und Vorgebirge, in blauen Nebel gehüllt oder im Purpurroth des Sonnenunterganges schimmernd; westwärts erstreckt sich ein von Land umschlossenes Gewässer, mit weißen Segeln bedeckt, bis nach Osaka, der Hauptstadt des japanischen Handels. Eine Reihe steiler, zum Theil kahler aber malerisch gestalteter Hügel, in ihren Höhlungen mit Wald und auf den Gipfeln mit Tempeln, Tempelportalen und Theehäusern besetzt, erheben sich dicht hinter Kobe, welches mit seiner Fortsetzung, der alten japanischen Stadt Hiogo, sich drei englische Meilen weit am Strande hinzieht. Die Kiyoto-Hiogo-Eisenbahn, die im Februar 1877 vom Mikado mit Gepränge eröffnet wurde, geht durch die Stadt nach einem Steindamm hinab, wodurch Schiffe von großem Tonnen-Inhalt in Stand gesetzt werden, ihre Ladung unmittelbar von den Loris in Empfang zu nehmen. Das den Fremden eingeräumte Gebiet liegt am östlichen Ende, ist schön und regelmäßig und in einem großen Maßstabe für eine Bevölkerung angelegt, die es bisher noch nicht an sich gezogen hat. Diese „Concession" ist eine Muster-Ansiedelung, mit Gas beleuchtet, mit Wasser versehen, durchaus sauber gehalten und von der Polizei beschützt. Der „Bund" hat eine schöne steinerne Umwallung, einen prächtigen Rasenplatz, einen vortrefflichen Fahrweg und auf der anderen Seite befinden sich das englische, das amerikanische und das deutsche Consulat neben imposanten Wohnhäusern für die Fremden.

Aber wo sind die Bewohner? Statt eines wichtigen Platzes, wie er im Plane lag, sieht man Straßen ohne Häuser, Fahrwege ohne Fuhrwerke, Bürgersteige ohne Fußgänger und eine trübselige Einsamkeit, so daß es gar Aufsehen erregt, wenn einmal drei Menschen auf der Straße bei einander stehen und plaudern. Der Ort ist hauptsächlich englisch, hat aber nur etwa 170 brittische Bewohner, die brittischen Firmen von Osaka eingerechnet, welche nach der Eröffnung der Eisenbahn hierher gezogen sind.

Abgesehen von den verödeten Straßen der Niederlassung ist Kobe ein stets freundlicher Ort; im Sonnenschein strahlt es

von Licht und selbst bei windigem und regnichtem Wetter hat es ein warmes, gemüthliches Aussehen. Als Fortsetzung von Hiogo ist Kobe zu einer großen japanischen Stadt herangewachsen; beide sind thätig, geschäftig und geräuschvoll; in den schmalen Straßen drängen sich Menschen, Kurumas und Ochsenkarren und



Ein Buddha zu Hiogo.

zu gleicher Zeit erhält die Stadt ein malerisches Ansehen durch die geschwungenen Dächer der Tempel auf Höhen und in Niederungen, durch Tempelthore, große bronzene Buddhas, kolossale steinerne Laternen und andere Anzeichen von dem vorherrschenden Buddhismus. Der mit Jonken bedeckte Hafen, eine Anzahl großer Dampfschiffe, die beim Bund anlegen, und die blauen

Gebirge jenseits des Wassers gewähren einen hübschen Anblick von der Stadt, sowie diese selber wieder einen schönen Blick auf die Umgebung darbietet.

Ebenso wie in Hakodate ist der Einfuhrhandel in Abnahme, wogegen sich der japanische Handel sichtlich hebt. Es ist interessant, wie verschieden die Exportwaaren in den verschiedenen Theilen von Japan sind. In Yezo waren es Fische, Seegras und Häute; hier sind es vorzugsweise Thee, Seide, Kupfer, Gemüse, Wachs, Tabak, Kampher, Pilze und Fächer, von denen im letzten Jahre vier Millionen vorzugsweise nach Amerika versandt wurden. Die rasche Vergrößerung der japanischen Stadt ist ganz erstaunlich; die Einwohnerzahl von Hiogo und Kobe soll sich auf 50000 belaufen.

Der Secretair der amerikanischen Missionsbehörde gab mir bereitwillig ein Enpfehlungsschreiben an die hiesigen Missionaire und in Folge dessen wurde ich sehr gut aufgenommen. Gestern Abend gingen wir zum Thee in die Mädchen-Stiftung, eine Pension für sieben und zwanzig japanische Mädchen, das hübscheste Haus in Kobe, in einem reizenden Garten gelegen. Die Anstalt wird von drei Damen, unter Beihülfe von Japanesinnen, geleitet. Die Mädchen werden nach japanischer Weise erzogen, erlernen aber unsere Musik und sind sehr fleißig darin. Die Vorsteherinnen sprechen geläufig japanisch und besorgen noch auswärtige Missionen, nicht nur in Kobe, sondern auch in entlegenen Dörfern, wo sie Versammlungen für Frauen abhalten.

Am heutigen Morgen begab ich mich in die Bibelklassen, welche von sechs und vierzig Männern und zwölf Frauen, von denen einige schon bejahrt sind, geleitet werden. Dem Plane gemäß, soll jede Frau einige Verse aus dem neuen Testament laut vorlesen und darüber ihre Gedanken aussprechen. Solche Gedanken würden einem Europäer, der im Christenthum erzogen ist, niemals in den Sinn kommen. Sie stellen viele Fragen, von denen manche Anstoß erregen, aber doch natürlich sind. „Wie heißt Gottes Frau?" fragte die Eine, als sie von Gottes Sohn hörte.

In den drei Missionsstädten Kobe, Osaka und Kiyoto sind drei Pensionshäuser für Mädchen. Als Hülfsmittel besteht auch eine Zeitung in japanischem Verlage, aber unter der Ober-

Redaktion des Herrn Gulick, der „Ichi Zappo“ oder Wochenbote, im Januar 1876 gegründet. Unter den japanischen Christen hat sie etwa 1100 Leser und die Zahl derselben vermehrt sich langsam. Sie bringt allgemeine Nachrichten und da sie sich aller mißfälligen Urtheile über die Maßregeln der Regierung enthält und dieselben hin und wieder lobt, so ist sie mit amtlichen Verwarnungen verschont geblieben. Sie mag ein wirklich schätzbares Organ werden, wenn der Ausdruck der ursprünglich christlichen Gesinnung nicht in ungebührlicher Weise verstrickt wird. Jüngst zum Beispiel enthielt sie eine ernste Beurtheilung der Art und Weise, wie die Mädchen in den christlichen Schulen angeleitet werden, worin dargethan wurde, daß es an einer Erziehung für den Hausstand fehle und in Folge dessen die jungen Leute ihre Ehefrauen nicht aus den jungen Mädchen wählen, die von den Missionairen erzogen werden. Dies scheint mir in der That der schwache Punkt in den verschiedenen Mädchenschulen zu sein, die ich kennen lernte. Bei der japanischen Erziehung wird großes Gewicht auf die Ausbildung für das Hauswesen gelegt; dieser wesentliche Unterrichtszweig ist aus den fremden Schulen gänzlich verdrängt und ich habe keinen Anstand genommen, die mir befreundeten Missionaire auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam zu machen. In vielen fremden Pensions-Anstalten sitzen die Mädchen bei der Mahlzeit nicht nach japanischer Weise auf dem Fußboden und erhalten nicht die einheimischen Speisen, sondern sitzen auf Stühlen an Tafeln, essen nach europäischer Sitte Fleisch und bedienen sich der Messer, Gabeln und Serviette. Es sind aber nur wenige Japanesen im Stande, ihren Frauen diese Luxusgegenstände zu gestatten.

Ein anderer auffallender Uebelstand betrifft die Manieren und die Etikette. Wenn ich Ito wegen seines Betragens tadelte, pflegte er mir zu antworten: „So machen es gerade die Missionaire.“ In einigen Fällen ist es richtig, daß die Missionaire dem leeren, inhaltlosen Formenwesen, welches der japanischen Höflichkeit zum Theil zu Grunde liegt, abgeneigt sind und alle solche Aeußerlichkeiten als eine bloße Zeitverschwendung verbannen; in Folge dessen zeigen sich die jungen Leute, die von ihnen erzogen worden sind, nicht selten so abstoßend, anmaßend und rücksichtslos, daß es selbst bei den Europäern Mißfallen

erregt. Noch nachtheiliger wirkt der Umstand, daß die fremden Damen mit den tausenderlei Einzelheiten der japanischen Etikette gänzlich unbekannt sind. So hörte ich oftmals von den Eingeborenen die Beschwerde, die Mädchen, welche von fremden Damen erzogen werden, verständen nicht, die Stäbchen beim Essen in schicklicher Weise zu gebrauchen und den Thee zu präsentiren; ihre Gürtel säßen schlecht, ihre Verbeugungen wären ohne Grazie und ihr Eintritt in das Zimmer im höchsten Grade linkisch.

Mit Ausnahme weniger Fälle sind sämmtliche Missionaire fast völlig im Unklaren über die beiden wichtigsten nationalen Glaubenslehren. Oft, wenn ich nach ihrer Meinung über verschiedene bedeutungsvolle heidnische Ceremonien fragte, erhielt ich die Antwort: „O, ich bekümmere mich nicht um ihren Kehricht;" oder: „Das braucht man nicht zu wissen;" oder: „Das gehört mit zu ihren abgeschmackten Gebräuchen;" oder: „Ich habe keine Zeit, mich über solche Dinge zu unterrichten." Der letztere Einwand hat insofern einige Berechtigung für die Missionaire in Kobe, die sich ihrer Aufgabe mit löblichem Eifer widmen. Was den Sinto-Glauben betrifft, so haben seine abergläubigen Gebräuche allerdings nur Werth für den Gelehrten oder Alterthumsforscher; in vielen Fällen scheint es mir aber, als ob selbst die verunstaltete Form des Buddhismus, wie er in Japan vorherrschend ist, für einen christlichen Prediger, der sie studirt hat, von unschätzbarem Werthe sei, insofern derselbe ein Sittengesetz und ganz bestimmte Lehren über die Unsterblichkeit enthält; denn alle Abbildungen des Lotus, die Lehre von der Reinheit und die Strafen für einen ruchlosen Lebenswandel sind eine Offenbarung der Wahrheit: „Niemand, der nicht heilig ist, kann den Herrn schauen;" und so finden sich noch viele Andeutungen, die, wie Alles, was in allen Glaubenslehren und Zeitaltern wahrhaftig ist, Zeugniß ablegen für unsere erhabenere Religion.

In Kobe besteht, wie überall, eine vollständige Trennung zwischen den Fremden und der Missionsgemeinde. Es ist möglich, daß die Missionaire den Laien insgesammt die Theilnahme für ihre Bestrebungen absprechen und sie als Widersacher ansehen; allerdings sprechen auch die meisten Fremden von den Missionairen wie von Parias und halten ihre Anwesenheit in Japan für einen Schimpf, nehmen sich aber nicht die geringste Mühe, sich

von der erfolgreichen Wirksamkeit dieser zahlreichen Apostel zu überzeugen.

Die wenigen Tage meines hiesigen Aufenthalts sind schnell vergangen. Ich beabsichtigte, auch die Schreine von Ise und die heiligen Sinto-Stätten zu besuchen, aber bis jetzt habe ich noch Niemanden gefunden, der schon dort gewesen wäre oder mir den anziehendsten Weg dorthin angeben könnte. Sehr schwierig ist es, einen Diener zu beschaffen; der englische Consul, Herr Flowers, war jedoch so gütig, mir einen Japanesen vom Consulat, der englisch versteht, als Begleiter anzubieten, falls sich kein besserer finden sollte. Wie immer, so sind die Leute auch hier bemühet, mir behülflich zu sein.

In diesen Städten ist nichts sehenswürdig außer dem geschäftigen Straßenleben oder der großen Anzahl von Tempeln; sehr schön sind jedoch die Spaziergänge, die nach den Hügeln hinauf führen und die Aussichten, die sich von dort darbieten. Einige Sinto-Kapellen, zu welchen man durch rothe Portale gelangt, sind sehr hoch und malerisch. In einem Tempelgange standen 120 solcher „Torii"; am Fuße eines jeden Portals war eine rothe Papierflagge auf einem sieben Zoll hohen Stabe angebracht und mit chinesischen Schriftzeichen beschrieben.

Die Inschrift lautete: „Ein Mann, der vierzig Jahre alt ist, legt folgendes Gelübde ab: er ist im Jahre des Hundes geboren, und will, wenn es ihm gestattet wird, noch 500 solcher Flaggen stiften." Die Bitte wurde nicht gewährt.

L.

Kiyoto, von Bergen umgürtet. — Reise in der dritten Klasse. — Die Heimat der Kunst. — Das Kiyoto-Collegium. — Der erste christliche Pastor. — Schottlands Eindrücke auf einen Japanesen. — Vermehrte Nachfrage nach der heiligen Schrift.

Nijosan Yaschiki in Kiyoto, den 30. Oktober.

Gleichwie die Poeten der Hebräer es liebten, das von Bergen umgürtete Jerusalem zu besingen, so verherrlicht die japanische Dichtkunst Kiyoto, das nicht von waldigen Bergreihen umgeben

ist, wie man sie im nördlichen Japan erblickt, sondern mit mehr oder weniger zerklüfteten Hügeln, die hier bewaldet, dort in graue Gipfel zerspalten, mit roth schimmerndem Ahorn oder mit dunklen Tannen bewachsen sind. Hervorspringende gelbliche Felsblöcke verleihen der Landschaft eine reizende Abwechselung und der majestätische Gipfel des Hiyeizan krönt den Gebirgswall, der die Stadt auf der Nordseite begränzt. An heiteren Tagen, wenn die Sonne in Roth und Gold aufgeht und beim Niedergange in eine violette und orange Aetherfluth versinkt, dann wechseln diese Berge in unzähligen namenlosen Farben und die höheren Reihen jenseits des Golfs von Osaka schimmern durch einen Schleier von köstlichem Blau hindurch. Ich möchte die schwindenden glänzenden Stunden zurückhalten, daß nicht Regen und Nebel wiederkehrten und das herrliche Bild trübten. Man freut sich, wenn man mit anderen Menschen aufrichtig übereinstimmt und alle Menschen lieben Kiyoto.

Vor vierzehn Tagen kam ich mit Frau Gulick hierher und hatte die Absicht, zwei oder drei Tage in einer Yadoya zu verweilen; bei meiner Ankunft fand ich jedoch, daß man sich zu meinem Empfange eingerichtet hatte und somit verlebte ich hier vierzehn fröhliche Tage und sah mir Vieles an, theils mit meiner Wirthin, theils in Begleitung von Herrn Noguchi, einem englisch sprechenden Japanesen, den mir der Gouverneur als Führer beigegeben hat.

Wir reisten in der dritten Klasse, weil ich das Benehmen der sogenannten gemeinen Leute kennen lernen wollte. Der Wagen war nur niedrig und vollständig mit Japanesen der ärmsten Klasse angefüllt. Die Fahrt währte drei Stunden, und ich bewunderte unablässig die Höflichkeit, die sich die Leute unter einander erwiesen, und ihr ganzes Betragen. Dieses artige und freundliche Benehmen bildete einen recht auffallenden Gegensatz zu der Rohheit, die man bei uns in der Nähe großer Hafenstädte wahrnimmt. Die Japanesen gleichen darin den Amerikanern, daß sie, aus Achtung vor sich selber und vor den Mitreisenden, auf der Reise stets anständig und sauber gekleidet sind. Mehrmals hatte ich auch Gelegenheit, zu sehen, mit welcher Achtung man blinde und alte Leute behandelt. Gegen diese Anmuth und Güte sind selbst unsere feinsten Manieren im Rückstande. Es ist

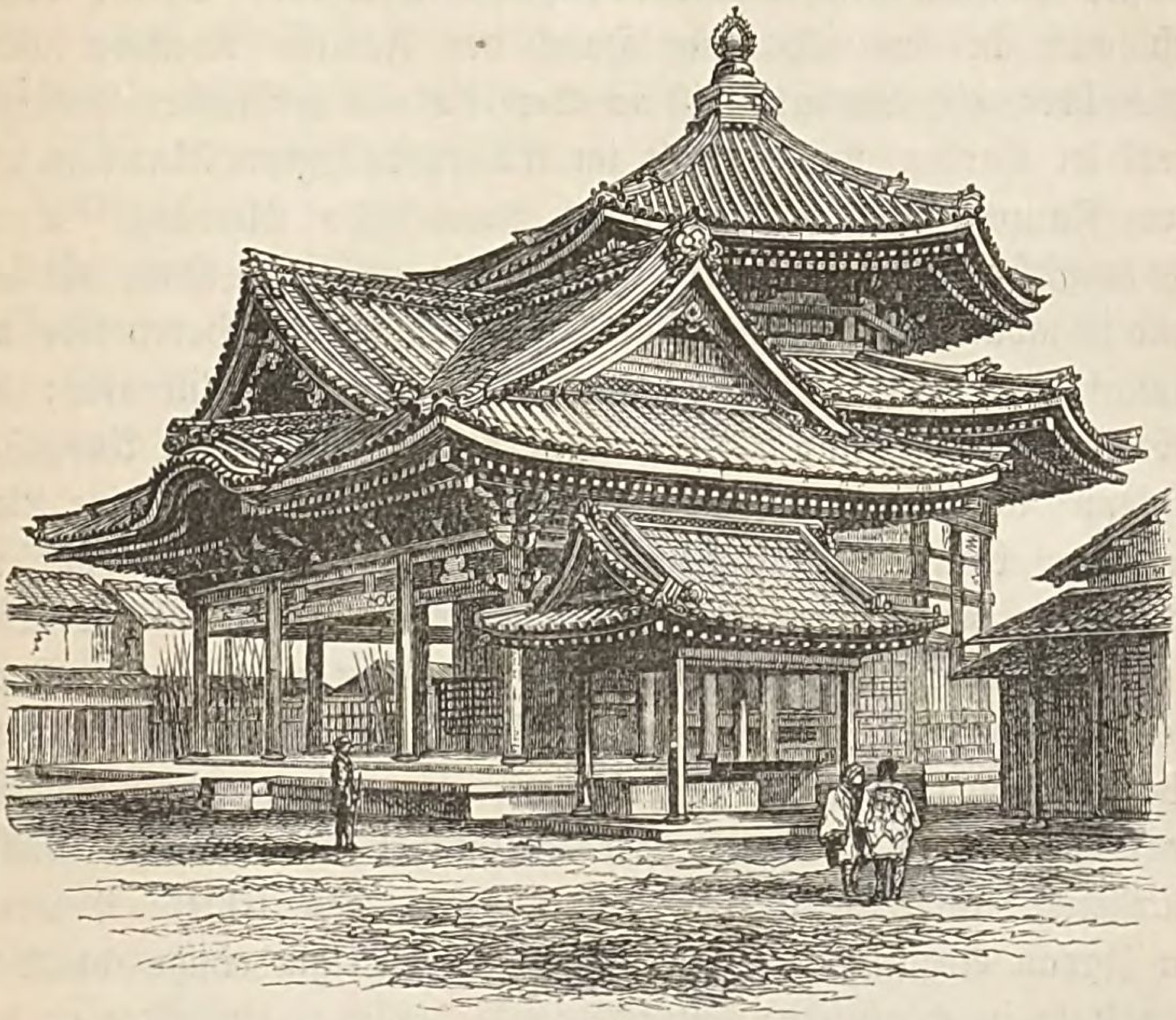
nicht gerathen, immer in der ersten Klasse zu reisen, denn dort hört man nur die Unterhaltung der Fremden, die nicht selten schal und geistlos ist.

Eine Fahrt von einer Stunde brachte uns nach Osaka, dort wurden noch mehrere Wagen dritter Klasse angehängt und mit Passagieren besetzt. Dann dampften wir weiter; die Hügel rückten näher an einander; wir kamen über mehrere Flüsse und sahen unten Böte mit Mattensegeln stromab fahren und erblickten den schnell fließenden Yodo. Als sich Pagoden und Tempeldächer zwischen den Bäumen zeigten, hielt der Zug auf einem hübschen prosaischen Bahnhofe, wo Hunderte von Kuruma-Läufern uns schreiend ihre Dienste anboten. Ein Eisenbahnhof erschien mir in dieser historischen Hauptstadt ganz ungehörig und wie eine Entweihung. Nach Verlauf einer halben Stunde war ich bereits zu der Ueberzeugung gelangt, daß Kiyoto verschieden von allen anderen japanischen Städten ist. Es ist eine Stätte der Kunst, der Schönheit, dem Putz und dem Vergnügen ergeben; die Frauen sind hübsch, ihr Haarschmuck und ihre Gürtel sind bezaubernd und ihre Gewänder strahlen in hellen Farben; die Kinder sind bildschön; überall ertönt Musik; schöne Theehäuser und Vergnügungsgärten giebt es in Ueberzahl und außerdem ist die Stadt völlig von einer Menge der größten japanischen Tempel eingeschlossen, und auf den Gipfeln der Hügel prangen stolze Paläste und reizende Schloßgärten.

Hier befindet sich die Mädchenschule der amerikanischen Mission, ein sehr großes halb japanisches Gebäude mit Glasschiebern statt der Schoji und ohne äußere Läden, wodurch es der Kälte sehr ausgesetzt ist. Es steht neben der Wohnung eines „Kuge" oder Adeligen vom Hofe des Mikado, in einer geräumigen Umfriedigung; dahinter sind Tempelgärten und bei Tage und bei Nacht vernimmt man den sanften Klang der Glocken. Die Anstalt ist für fünfzig Mädchen eingerichtet, doch beschränkt sich die Zahl jetzt auf achtzehn, weil die Vorsteherin bis jetzt ohne amerikanische Gehülfen ist.

Dicht daneben ist das Kiyoto-Collegium, das merkwürdigste Missionswerk in Japan. Es kam folgendermaßen zu Stande: In der Provinz Higo, auf der Insel Kiuschiu befindet sich eine Schule der Regierung, in welcher ein Amerikaner, der Haupt-

mann Jayne, den Unterricht in der Taktik in englischer Sprache ertheilte. Seine Schüler waren junge Männer aus der Klasse der Samurai und viele von ihnen beabsichtigten, in die Armee einzutreten. Unter seinem Einflusse bekehrten sich etwa vierzig zum Christenthum und bestrebten sich, die christliche Lehre in Japan zu verbreiten. Einige fanden großen Widerstand und wurden sogar von ihren Eltern verstoßen, blieben aber standhaft und widmeten sich theologischen Studien. Diese Gesellschaft erstand, mit Beihülfe der Amerikaner, das Grundstück und gründete



Der Rokkukado.

das Collegium. Es sind jetzt über 100 junge Männer darin, von denen 60 Christen sind und 40 bis 50 sich für das christliche Predigtamt vorbereiten.

Bemerkenswerth ist der praktische Sinn, mit welchem die Amerikaner ihre Missionen bewerkstelligen, indem sie nicht auf die Menge sondern auf die Gesinnung der Bekehrten sehen. Diejenigen, welche als Christen aufgenommen werden wollen, müssen ihre Aufrichtigkeit dadurch bezeugen, daß sie sich verpflichten, ihre eigenen Kirchen zu bauen, ihre Pastoren zu halten

und ihre Armen zu unterstützen; nächstdem besteht die Verpflichtung, sich des Reisbiers zu enthalten, wenngleich dies nicht als eine Bedingung zur Aufnahme bezeichnet ist. Alle Missionaire vom englischen Board gehören ohne Ausnahme dem strengsten Mäßigkeitsverein an. Für die Bekehrten ist mit dieser Entsagung beinahe eine völlige Trennung von ihren heidnischen Brüdern verbunden, da der Sake bei allen geselligen Gebräuchen und Förmlichkeiten reichlich genossen wird.

Nach einer interessanten Unterredung mit Akamatz, dem einflußreichsten Priester der buddhistischen Monto-Sekte, begab ich mich in das japanische Haus der Familie Neesima. Der Hausherr, ein Samurai, ist in Amerika als christlicher Prediger ordinirt worden und ertheilt im Kiyoto-Collegium Unterricht in der Naturphilosophie. Er trägt europäische Kleidung. Seine Frau giebt im Mädchenstift Unterricht in weiblichen Handarbeiten, und ist japanisch gekleidet. Das Studirzimmer des Herrn Neesima unterscheidet sich nicht von dem eines englischen Literaten; die Wände desselben sind mit englischen und amerikanischen Ausgaben unserer klassischen wissenschaftlichen Werke bedeckt. Seine Verwandten bekleiden einflußreiche Stellen und er selber hat im Auslande der Regierung Dienste geleistet. Er ist als Sintoist erzogen worden und wurde in reiferem Alter ein Atheist. Nachdem er der besten Erziehung genossen hatte, begab er sich nach Tokiyo, um Holländisch zu erlernen; er wollte alsdann Amerika besuchen und sich dort in der Schifffahrt und fremden Schiffbaukunde unterrichten, in der Absicht, das letztere Gewerbe in Japan einzuführen. In Tokiyo kamen ihm einige christliche Traktate in chinesischer Sprache in die Hände, durch die er den ersten Begriff vom Christenthum erhielt. In jener Zeit war es den Japanesen verboten, ihr Vaterland zu verlassen und dem Ungehorsamen drohte Todesstrafe, sobald er zurückkehrte; es stand jedoch nicht zu erwarten, daß Jemand, der eine schätzbare Kunst zurückbrächte, solchem Loose verfallen würde. Zum Zweck, das Christenthum kennen zu lernen und Amerika zu besuchen, begab sich Neesima nach Yezo und ging dort an Bord eines Schiffes, das nach China bestimmt war. Nachdem er in China gelandet war, verkaufte er seine beiden Schwerter und verschaffte sich dafür ein neues Testament. Auf der langen Seereise nach Boston

erlernte er die englische Sprache, die er jetzt mit Geläufigkeit und Ausdruck spricht. In Boston kam er mit wahrhaft christlichen Leuten in Berührung und wurde bekehrt. Unter dem Einflusse der neuen Anregung gab er das Schiffbaufach auf, den Drang in sich fühlend, das Christenthum in seinem Vaterlande zu verbreiten. Zu Andover studirte er fünf Jahre lang Theologie und absolvirte in Amherst einen wissenschaftlichen Cursus. Nachdem er ordinirt worden war, begleitete er den Unterrichtsminister Tanaka nach England, Frankreich, Schweden, Dänemark, Rußland und Deutschland und verweilte eine Zeit lang in Berlin. Nach seiner Rückkehr in die Heimat gründete er die Gesellschaft, welche die Lehrer an dem Kiyoto-Collegium anstellt, und widmete sich selber der christlichen Mission.

Als ich ihn fragte, was in England den größten Eindruck auf ihn gemacht hätte, antwortete er: „Die Trunksucht und die unschuldigen Gesichter der Kinder". Die Trunkenheit hat ihn besonders in Schottland mit Abscheu erfüllt. Nach seinen Erfahrungen in Neu-England glaubte er, die Christen tränken keinen Wein bei Tische und hatte dies auch dem Minister Tanaka gesagt. Als Letzterer daher einem Mittagsmahle beiwohnte, wo besonders Wein getrunken wurde, war er der Meinung, daß die Schotten keine Christen wären. Neesima war in Edinburg, als gerade die General-Versammlungen stattfanden, und war erstaunt darüber, daß die Geistlichen viel Wein bei Tische tranken. „Mehrere von ihnen," sagte er, „wurden dadurch dumm und schläfrig; ich wünschte, sie hätten gewußt, wie betrübt ich mich darüber in meinem Herzen fühlte."

Die Bibel ist bisher nur theilweise übersetzt worden. Obgleich die Uebersetzer sehr fleißig waren, so ist das alte Testament doch noch nicht gedruckt und von dem neuen nur die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefe an die Römer, an die Galater und an die Hebräer und die Briefe Sankt Johannis. Die Nachfrage nach den Büchern des neuen Testaments vermehrt sich; viele tausend Exemplare sind im Verlaufe des letzten Jahres verkauft worden und eine große Anzahl muß im Umlauf sein.

LI.

Die Protestanten des Buddhismus. — Der englisch sprechende Priester. — Der Nischi-Honguwanji-Tempel. — Ein Monto-Altar. — Nirwana. — Hideyoschi's Sommerpalast. — Die Seelenwanderung. — Buddha als Demokrat. — Die Aussichten des Christenthums. — Des Priesters Ansicht über den Glauben in England. — Streitende Meinungen in Japan. — Eine Frage.

Nijosan Yaschiki in Kiyoto, den 1. November.

Unter den vielen Sekten und Untersekten, in welche der Buddhismus zerfällt, interessirt mich keine in dem Maße wie der Schinschiu, zuweilen Monto-Sekte genannt, die im Jahre 1262 von Schinran gestiftet wurde. Der Stifter verwarf die Ehelosigkeit, die Büßung, das Fasten, die Pilgerfahrten, die Klöster, klösterliche und eremitische Abgeschlossenheit vom geselligen Leben, die Talismane und Amulette, das Lesen der heiligen Schriften in einer unbekannten Sprache; er forderte Freiheit der Gedanken und Handlungen, Befreiung vom Sinto und vom Einflusse des Staates; er hielt die Familie für die Quelle und das Muster der Reinheit. Schinran heirathete eine adelige Dame von Kiyoto und gründete einen Priesterstand, dem die Ehe nicht versagt war. Wenn die Monto-Sekte nicht die größte ist, so steht sie an Intelligenz, Einfluß und Reichthum obenan, entwickelt außerordentliche Energie und hat theologische Schulen nach einem fremden System eingerichtet, deren Diener im Buddhismus und in den europäischen Wissenschaften unterrichtet werden, damit sie im Stande seien, nicht nur gegen den Sinto und das Christenthum, sondern auch gegen die Verderbniß des buddhistischen Glaubens anzukämpfen. Gegenwärtig werden neue Collegien-Gebäude in Kiyoto errichtet und reich mit Lehrapparaten ausgestattet, und man beabsichtigt, eine Anzahl junger Priester nach England zu schicken, wo sie Sanskrit erlernen und sich mit Streitmitteln gegen das Christenthum rüsten sollen. Diese kraftvolle Sekte erzieht nicht allein in Kiyoto ihre Priesterschaft.

An der Spitze dieser Bewegung, welche eine neue Reformation und die Wiederherstellung der sittlichen Macht des Budd-

hismus zum Zweck hat, steht Akamatz, ein Priester von großer geistiger Befähigung, tiefer Bildung, unbezwinglicher Thatkraft, großer Volksbeliebtheit und unbegrenzter Hoffnung auf den künftigen Sieg seines Glaubens. Er verlebte einige Jahre in England, mit dem Studium des Sanskrit und des Christenthums beschäftigt, und ist bei den Japanesen in Kiyoto als der „englisch sprechende Priester" bekannt. Herr von Saumarez gab mir einen Brief an ihn und er bat mich in einer englischen Zuschrift, ihn in dem Nischi-Honguwanji-Tempel aufzusuchen.

Die Monto-Sekte errichtet große Tempel in der Mitte der Hauptstädte, oft paarweise mit einem bedeckten Flur verbunden. Dies waren die Tempel, deren große geschweifte Dächer und weitläufige Umfriedigungen mir auf dem Bahnhofe bei meiner Ankunft auffielen und noch heute machen sie denselben Eindruck auf mich, wenn ich mich in meiner Kuruma ihnen nähere. Sie gehören zu den großartigsten Sehenswürdigkeiten von Kiyoto: die stattlichen Mauern mit den schweren Ziegeldächern; die auswendigen, mit Granit eingefaßten Kanäle, worin ein klares Wasser rieselt; die massiven Thorwege, welche in die Tempelhöfe führen; die Gärten mit ihren Brücken, künstlichen Seen und Inseln; die prachtvollen Lustgärten des Sommerpalastes eines ehemaligen Sjogun und die imposanten Gruppen der Zwillingstempel, deren Hintergrund von mächtigen Bäumen gebildet wird.

Der Himmel sah düster und drohend aus; über Hiyeizan lagerte eine Schicht brauner Wolken; zuweilen trieb ein Windstoß den Sand in den Tempelhöfen empor; die Dunkelheit erschien der Großartigkeit dieser Bauwerke eines alten Glaubens angemessen. In den stattlichen Höfen waren weder Priester noch Gläubiger zu sehen und fast schauderte es mich, als ich sie durchschritt. Der Kuruma-Läufer führte mich, der sich, sobald ich nur Akamatz' Namen genannt, bereitwillig gezeigt hatte. Er brachte mich nach einer großen Treppe, die an der Seite des Tempels nach einem kleinen Zimmer hinauf führte, wo zwei Priester mit Schreiben beschäftigt waren. Hier zog ich meine Stiefel aus und harrte des „englisch sprechenden Priesters". Bei seinem Erscheinen fühlte ich mich enttäuscht. Er ist nur fünf Fuß hoch und sein struppiges schwarzes Haupt- und Barthaar nimmt durchaus nicht zu seinen Gunsten ein; doch ist seine Stirn schön

und seine Augen hell und durchdringend. Er trug einen Priesterrock aus blauem gemusterten Brokat, ein langes Meßgewand aus brauner Seide, eine karmoisinrothe, mit Gold besetzte Stola und in der linken Hand einen Rosenkranz aus braunen Kügelchen. Bei der Beschreibung einer buddhistischen Priesterkleidung kann man nicht umhin, sich der Bezeichnungen zu bedienen, welche in der römisch-katholischen Kirche gebräuchlich sind. Akamatz benimmt sich sehr fein und höflich, spricht merkwürdig gut englisch mit kräftigem Ausdruck und äußerte sich, wie es mir schien, erstaunlich freimüthig. Er führte mich durch alle Tempel und zeigte mir alles Sehenswerthe. Mein Besuch dauerte drei Stunden und der Mann in seiner geistvollen Unterhaltung erschien mir so interessant, daß ich gern noch länger geblieben wäre.

Dieser große Tempel Nischi-Honguwanji kann als die Hauptkirche der Monto-Sekte angesehen werden und der Abt oder hohe Priester und die anderen Würdenträger entsprechen dem Bischof, dem Dekan und dem Kapitel. Sie stehen an der Spitze von 10 000 Monto-Tempeln, deren geistliche Angelegenheiten, Finanzen und Patronatsrechte sie verwalten. Es sind hier außer den Gehülfen 100 Priester, deren Verrichtungen jedoch zum großen Theil weltlicher Art sind. Im Aeußeren unterscheiden sie sich durch Kopfhaar und Bart wesentlich von den Bonzen und ihre Gesichtszüge haben nicht den dummen oder scheinheiligen Ausdruck wie die der Buddhisten-Priester. Ihr Glaube fordert durchaus keine Asketik oder Absonderung von den Pflichten und Genüssen anderer Menschen und ist insofern gesunder und humaner.

Wir gingen um die auswendigen öffentlichen Gemächer herum, welche zahlreich, hoch und geräumig sind; von einem langen Flurgange aus konnte man durch die offen stehenden Schoji in das Innere hinein blicken, das durch den schimmernden Glanz der Vergoldungen die darin enthaltenen Kunstschätze verrieth. Denn in diesen matt erleuchteten Räumen, welche Jahrhunderte lang für die Gäste bereit gehalten wurden, befinden sich kostbare alte Gemälde und die Wände sind entweder in Gold panelirt oder bestehen aus reich vergoldeten Wandschirmen, worauf verschiedene heilige Sinnbilder dargestellt sind: der Lotus, der Storch, die Päonie und die Cleyera japonica; alle diese

Malereien sind im höchsten japanischen Kunststyl, reich und schön, wenngleich mit manierirter Naturtreue ausgeführt. Von hier aus traten wir in den großen Tempel, dessen einfache Pracht Alles übertrifft, was ich jemals gesehen habe. Der große längliche Raum hat ein plattes Dach, das von vielen Säulen aus geglättetem Holze getragen wird; ein Drittheil davon ist für das Allerheiligste abgegittert; die hinteren Wandgetäfel und die Paneele der großen Flügelthüren enthalten Blumengemälde auf Goldgrund. Hinter einem schwarz lackirten Altar steht ein prächtiger Schrein, in farbigem Zwielicht schimmernd; auf dem eigentlichen Hochaltar stehen aber nur zwei Leuchter, zwei Vasen mit schneeweißen Chrysanthemums und eine prachtvolle Weihrauchpfanne aus Bronze; auf dem unteren Altar befindet sich nichts weiter als ein Räuchergefäß. Auf sechs schwarz lackirten Pulten lagen die Litaneirollen und über dem Altar brannten sechs Lampen in mattem Lichte.

Diese Sekte verwirft alle Bildnisse und sinnlichen Ausschmückungen, die auf den Geschmack des Volkes berechnet sind, und lehrt, wie Akamatz sich ausdrückte, „das höhere Leben", nach den Regeln der heiligen Schriften. Letztere sind in ungelehrter Schrift und in volksverständlicher Sprache abgefaßt und bezwecken, die Menschen weise zu machen und zu jener Heiligung hinzuleiten, die nur durch Reinheit und Rechtschaffenheit erlangt werden kann. Sie lehren ferner, daß die Grundsätze und Regeln, welche die anderen Sekten verkünden, nur Verderbniß der Wahrheit sind; die Gelübde des Cölibats, Fasten und Enthaltung vom mäßigen Genuß der Lebensfreuden seien Erfindungen menschlicher Eitelkeit oder des Aberglaubens; ein verheiratheter Priesterstand sei am besten geeignet, die gesellschaftliche Reinheit zu bewahren; der Pfaffentrug beruhe auf Täuschung und Hinterlist. Die Söhne, wenn nicht die eigenen, so doch die von anderen Priesterfamilien adoptirten, folgen den Priestern im Amte und in früheren Zeiten legten sie beim Ausbruche eines Krieges ihre Gewänder bei Seite, rüsteten sich und bildeten Heerhaufen.

Ueber eine bedeckte Brücke gelangten wir in den anderen Tempel, worin der wichtigste Gegenstand eine prächtige Kapelle ist, in welcher Sakyamuni steht, mit gefaltenen Händen, ruhig hernieder blickend auf Blumen, Lichter und Räucherpfannen, so

ruhig wie er an Festtagen auf Tausende von Gläubigern hinab schauet, auf die Nachkommen derer, die ihn schon vor 2000 Jahren anbeteten. Vor dem Altar liegen auf einem Ständer vier Rollen Handschriften, die ursprünglichen Worte des Buddha. Außerdem war in den weitläufigen düsteren Tempeln nur ein Mann und eine Frau zu sehen, die vor dem Gitter des Heiligthums knieten und mit andächtiger Miene den Rosenkranz beteten. Das leise Murmeln: „Namu amida Butsu" drang klagend durch die Stille und es erschien fast wie eine Störung, daß der Priester angesichts der Symbole seines Glaubens über die Mysterien desselben sprach.

Meine Fragen über das Sinnbildliche der kirchlichen Gebräuche konnte oder wollte er mir nicht beantworten. Er wäre, sagte er, mit den Einzelnheiten der anderen Sekten nicht genau bekannt. Ich fragte nach der Bedeutung des allgemein wiederkehrenden Lotus. „Der Lotus," antwortete er mir, „ist Reinheit; wie er mit seinen schönen Blüten aus dem Schlamme erwächst, so entsprießt auch die Rechtschaffenheit aus dem Unflathe des menschlichen Herzens." — Ueber die Verschiedenheit unter den Buddhisten-Sekten sagt er: „Ihre Lehrsätze sind ebenso weit von einander unterschieden wie die der Christen; aber wie ihr Alle an Einen Gott und an Christus glaubt, so stimmen alle Buddhisten überein in der Ehrfurcht vor Amida, im Glauben an die Unsterblichkeit und die Seelenwanderung." — Er sprach ferner: „Ihr seid durch eueren Schöpfer beschränkt; wir glauben an keinen Schöpfer, sondern jene belebten und ewigen Atome, die ihr in euerer Sprache zufällige Combinationen nennen würdet, erzeugen Alles, was wir sehen. Buddha ist nicht, wie euer Gott, der höchste, sondern er ist über Allem. Wenn ihr sterbet, so werdet ihr keine Götter, aber wir werden Buddhas." — Ich sagte, die erzernen und steinernen Buddhas, die ich überall sähe, trügen in ihren Zügen den Ausdruck völliger Erstarrung, aus welcher jede menschliche Regung verbannt wäre. „Ganz recht," erwiderte er, „das Ende der Gerechtigkeit ist Ruhe. Nirwana kann nicht leicht erklärt werden. Ihr fragt, ob es eine Absorption bedeute; ich antworte ja und nein. Es mag Absorption genannt werden, aber nicht völlig; die Individualität mag aufhören, aber das individuelle Bewußtsein gebunden bleiben;

die ewige Zeit hat eine lange Dauer. Ihr besitzet in Euerer Sprache keine Worte, womit ich mich deutlicher über Nirwana erklären könnte. Das Elend ist das Grundwesen alles Lebens. Wer Nirwana erlangt, der wird von der unbarmherzigen Nothwendigkeit befreiet, wieder geboren zu werden; der erreicht einen Zustand, wo es keine Ideen giebt und auch kein Bewußtsein von der Abwesenheit der Ideen. Das ist Leben im Tode oder Tod im Leben. Euere Sprache hat keine Worte dafür." — Ich fragte ihn, welches die Gegenstände des Buddha-Glaubens wären und ohne Zögern erwiderte er: „Die Menschen rein zu machen, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele lebendig zu erhalten, der die Grundlage aller Gerechtigkeit ist. Buddha ist verkörpert in allen guten Handlungen. Bleibe ich gleichgültig in meinem Zimmer sitzen, so bin ich mein Ich; erhebe ich mich aber und predige Rechtschaffenheit, so bin ich Buddha."

Während wir in den Tempeln und Galerieen diese Themata besprachen und dann über eine Brücke und durch mehrere Gebäude gingen, achtete ich kaum darauf, wohin wir gelangten, bis ich mich in den schönsten Garten versetzt fand, den ich je in Japan gesehen habe; eine feenhafte Schöpfung, klein, aber groß aussehend, eine würdige Erholungsstätte für einen der größten Sjoguns. Man erblickte Springbrunnen und einen kleinen See, durch dessen Gewässer Goldfische schimmerten; darüber hingen die phantastischen Balkone von Hideyoschi's Sommerpalast, einem unregelmäßigen dreistöckigen Gebäude von malerischem Aussehen. Kleine steinerne Brücken führen über das Wasser; gewundene schattige Pfade leiten unerwartet zu Sommerhäusern; ungeheuere Bäume bezeichnen die Dauer der Stätte; über den beschatteten Vordergrund erheben sich die hohen Dächer der Tempel; der scharlachrothe Ahorn spiegelt sich in dem regungslosen Wasser; auf kleinen Felseninseln ragen die schmucken Stämme und grünen Zweige des Cycas empor, und über dem Ganzen schwebt ein feierlicher dunkler Novemberhimmel. Am Ende des Sees überschritten wir eine steinerne Terrasse und traten in die Behausung des Sjogun, die phantastisch eingerichtet ist, mit steilen schmalen Treppen, abscheulichen Stübchen, unregelmäßigen Balkonen, großen Zimmern ohne Vertiefungen und einem kleinen, seltsam aussehenden Gemach, welches für die geheimnißvollen „Cha-noyu"

oder Theegesellschaften bestimmt war. Zwei Diener, so stumm wie die ganze Umgebung, standen bereit, die Schirme auf die Seite zu schieben, um mich die schönen Aussichten auf die verschiedenen Stockwerke sehen zu lassen. Doch am schönsten erschien mir der zauberhafte Garten mit den großen geschweiften Tempeldächern und den scharlachrothen Schatten in dem unten gelegenen See.

Die schweigenden Diener präsentirten uns auf goldlackirten Tellern Zuckerwerk und Thee in antiken Kaga-Tassen. Wir saßen in dem großen Zimmer des Sommerpalastes, dessen Pfeiler und Decke in mattem Golde schimmerten. Das spärliche Licht fiel auf den Priester, der in seinem Gewande da saß und noch immer über seinen Glauben sprach. Es herrschte eine fast beängstigende feierliche Stimmung — der vereinsamte Ort, der Verfechter eines todten Glaubens, die zunehmende Dämmerung, das Seufzen des Windes in den Baumgipfeln, das Rasseln der Läden, der dumpfe Ton der Tempeltrommel aus der Ferne, und hin und wieder der Schall der frommen Gesänge, der vom Abendwinde herüber getragen wurde: — dies alles umstrickte mich wie mit einem Zauber, und es war mir, als wäre ich fern vom Wohnsitze lebender Menschen. Dazu gerieth ich noch in ein Gewebe übersinnlicher Lehrsätze und verlor mich in ein Wirrsal, worin Nichts eine Form hatte und Geburt und Tod einander in endlosen Ewigkeiten folgten, Leben mit Elend als Wesenheit, Tod nur als Uebergang zu neuer elender Wiedergeburt und so fort in unendlichen Kreisen unbefriedigender Veränderungen, bis zuletzt die Gerechtigkeit triumphirt, die Seele nicht mehr zum Elend geboren wird, sondern ihren letzten Kerker in völliger Vernichtung findet.

Herr Akamatz sprach viel über die Seelenwanderung, die er für einen wesentlichen Glaubensartikel hielt. Ich fragte ihn, ob die Reinen nach ihrem Tode zum Nirwana gelangten, das mir gleichbedeutend mit Verneinung zu sein scheint, eine Vorstellung, die sich von einem Europäer nicht fassen läßt. „Wo sind die Reinen?" erwiderte er. — Darauf fragte ich, ob diejenigen, welche als Ungerechte sterben, behufs ihrer Reinigung zu den verschiedenen Qualen eingingen, welche auf den hangenden Gemälden des Chionin-Tempels abgebildet wären. „Nein," ant-

wortete er, „ihre Geister werden der Seelenwanderung unterworfen; sie werden wieder geboren in den Leibern von Thieren." — Ich machte geltend, daß dies alle Hoffnung auf eine Reinigung ausschlösse, indem sie alsdann für alle guten und belehrenden Einwirkungen unzugänglich wären. „Durchaus nicht; denn Buddha verkörpert sich auch in anderen Thieren und verleihet ihnen solche Lehren, die sie begreifen können. Wer kann es wissen, ob die Martern der Chionin-Hölle für Einige den Schluß machen? die Ewigkeit dauert lange." — Welche unendlich tiefe Melancholie liegt in diesem Schlußsatze, den der Priester während des Gespräches wenigstens sechsmal wiederholte! „Lange" in einer schrecklichen Vergangenheit und „lange" in einer traurigen Zukunft waltet der Mensch in eitlem Scheine, durch Cyclen von Elend hindurch bis zum Kerker völliger Vernichtung. Dies haben Sakya-mani und seine Nachfolger länger als 2000 Jahre gelehrt und dies lehrt der erleuchtetste Priester der erleuchtetsten Sekte, der das Christenthum und die Philosophieen des Osten und des Westen studirte und dennoch keine bessere Hoffnung hat als „Nichtsein".

Ich fragte ihn um seine Meinung über den jetzigen religiösen Zustand Japans, und nach einer längeren, sehr anziehenden Unterredung kam er zu folgendem Schlusse: „Der Sintoismus ist wahrhaftig die roheste Form der Naturverehrung, ein wenig verschönert durch die Berührung mit Confutsianern und Buddhisten. Als Religion ist er todt, als politisches Werkzeug mangelhaft, Leben hatte er niemals. Der Buddhismus war einst stark und ist jetzt schwach; er mag jedoch wieder aufleben oder nicht: seine lebensfähigen Wahrheiten — Reinheit, Seelenwanderung und Unsterblichkeit — können nicht sterben." — Ich erklärte, trotz einigen abergläubigen Gebräuchen könnte ich die Japanesen doch nur als ein sehr irreligiöses Volk ansehen. „Das sind sie jetzt," antwortete er. „Die Philosophie des Confutse hat sich schon seit langer Zeit unter den höheren Klassen verbreitet; die denkenden und gebildeten Männer leugneten die Unsterblichkeit und wurden, was ihr Materialisten nennet. Allmälich stieg ihr Unglaube hinab zu den Heimin und bei denen ist wenig vom wahren Glauben verblieben, obgleich noch Aberglauben genug vorhanden ist." — Ich fragte ihn, ob seine Sekte sich vorzugs-

weise an die oberen Klassen wende. „Der reine Buddhismus kennt keine Klassen," erwiderte er; „Buddha war, was ihr einen Demokraten nennt. Alle Seelen sind gleich, alle Menschen können durch Rechtschaffenheit Buddhas werden. Euer Christus war ein Demokrat und wollte aus den Menschen eine Brüderschaft machen, Ihr aber habet eine Lehre für die Reichen und eine für die Armen, und eine Kirche für die Reichen, in welche die Armen nicht eintreten können und eine für die Armen, wo ihr den Menschen lehret, sie müssen den Reichen gehorsam sein; das ist nicht unsere Art." — Ich fragte, welche Aussichten das Christenthum nach seiner Meinung in Japan hätte, und er äußerte unter Anderem: „Es haben sich sogenannte protestantische Missionaire fünfzehn Jahre lang in Japan aufgehalten; es sind jetzt ihrer über 100 und sie haben 1600 Personen getauft. Das hiesige Collegium sendet junge Sumarai als Prediger aus, sehr eifrige und befähigte Lehrer; in einigen ländlichen Gegenden Japans kann das Christenthum große Fortschritte machen, denn es ist leicht und dort sind viele Leute matt, sehr matt und wohl geneigt, es aufzunehmen, aber nicht in den großen Städten." Dies stimmte genau mit Herrn Neesimas Meinung über denselben Gegenstand überein. — Darauf fragte ich, was er als vorherrschende Unrechtschaffenheit bei seinen Landsleuten ansähe, und er gab mir zur Antwort, was mir schon drei Mal erwidert worden war: „Unwahrheit und Ausschweifung."

Nachdem er noch viel über die Mängel des Christenthums gesprochen hatte, meinte er, ein viel größerer Einfluß würde jetzt in Japan durch die neue englische Philosophie bewirkt, wie sie Mill, Herbert Spencer und Andere lehrten, und die wissenschaftlichen Schriften von Huxley und Darwin's „Ursprung der Arten" regten Fragen an, welche das Christenthum nicht beantworten könnte. Diese Bücher sind übersetzt und durch die schnell verbreitete Bildung werden die jungen Leute in Stand gesetzt, sich mit einer Reihe ähnlicher englischer Werke bekannt zu machen. Außerdem, meinte er, giebt es viele englische, schottische und deutsche Lehrer, welche öffentlich in ihren Vorlesungen das Christenthum angreifen und einen unverhohlenen Materialismus lehren. „Die Philosophie des Confutse," sagte er, „wird hier schnell durch euere englische Philosophie ersetzt. Die Philosophie bedroht

eueren Glauben in euerer Heimat; ihre Priester nehmen die Lehren, vielleicht die Glaubenssätze derselben an. Gott und die Unsterblichkeit verschwinden schnell in England; auf diese Weise werden die Menschen immer schlechter und verachten euere Lehrsätze von der Reinheit, die nicht Stand halten. Zuerst wird Jesus Christus aufgegeben; dann sagen die Leute, sie glauben an Gott, nicht als Schöpfer, sondern als Vater; dann glauben sie auch nicht mehr an Gott, denn ohne Unsterblichkeit giebt es keine Gerechtigkeit. In Japan schadet diese Philosophie sowohl dem Buddhismus wie dem Christenthum; euere eigene Philosophie, nicht den Sinto oder Buddhismus wird euer Christenthum hier unter den Gebildeten zu bekämpfen haben. Der Buddhismus kann noch wieder erstehen, er lehret den Menschen die Reinheit, er zeigt, daß das Ziel der Rechtschaffenheit die Ruhe ist; die Reinheit ist nur der Weg zur Ruhe; die Sittenlehren Buddhas stehen höher als die christlichen; Christi Vorschriften sind ohne Macht; mögen die Engländer sie behalten." — Sehr anziehend äußerte sich Akamatz über die verschiedenen religiösen Richtungen in England. Einige Zweige unserer Literatur hat er gründlich studirt und er ist offenbar ein ebenso scharfer, wenngleich metaphysischer Denker, wie er ein Kenner des Christenthums ist. Kann dieser Priester, der als der fähigste und aufgeklärteste unter der Buddhisten-Priesterherrschaft gilt, wirklich an seine eigene Metaphysik und an die Lehre von einer fortgesetzten Seelenwanderung glauben?

Die Dämmerung war eingetreten, als wir den Hideyoschi-Palast verließen und in den großen düsteren Tempel zurückkehrten, wo vier matt brennende Lampen die Pracht des Allerheiligsten und die Figur Buddha's spärlich beleuchteten. Er stand ruhig und gelassen in seiner goldenen Kapelle. Ist es der indische Lehrer in seiner regungslosen Ruhe, der aus dunkeln, erstorbenen Zeitaltern den Menschen die Unsterblichkeit ohne Bewußtsein verspricht, oder ist es der Sohn Gottes, der leibhaftige Bruder der Menschheit, der in unserer gegenwärtigen Zeit den Müden Ruhe und Hülfe in einem ewigen Leben und Antheil an seinem endlichen Triumph verheißet — welcher von Beiden wird der künftigen Religion Japans Gehalt und Form geben?

LII.

Die Läden in Kiyoto. — Japanische Kunst und ihre Mängel. — Kiyoto-Brokat. — Die Industrie-Behörde. — Das neue Hospital.

Niyosan Yaschiki in Kiyoto.

Die vornehme Ruhe, welche in Kiyoto herrscht, spricht sich in nachtheiliger Weise in der ermüdenden Tändelei aus, die man in den Kaufläden antrifft. Letztere sind langweiliger als irgendwo. Man braucht wenigstens eine Stunde, um auch nur die geringsten Gegenstände einzukaufen. Drei oder vier Männer und einige gewiegte, geschäftseifrige Burschen hocken auf dem Fußboden um ein Kohlenbecken herum, neben sich zwei oder drei hölzerne Becken für das Geld, einige Comptoirbücher und Tintenfässer. Nachdem man einige kleine Einkäufe gemacht hatte, bieten sie Einem Thee nebst Pfeife und Tabak an; wenn ich einen Japanesen zur Begleitung habe, so befragen sie mich umständlich nach meinem Alter und Einkommen, wo mein Gatte ist, ob ich eine Gelehrte sei und wo ich mich aufgehalten habe.

In vielen der kleinen engen Läden findet man jedoch wunderbar schöne Sachen. Kiyoto ist in der That die Heimat der Kunst. Man sieht breite Wollenmusselinstoffe mit bunt verworrenen Mustern, aber von so anmuthiger Form und in so harmonischen Farben, daß man sie alle kaufen möchte, um das Auge zu erfreuen. Von den in Gold und Silber starrenden Stoffen, die vorzugsweise zu Priesterkleidern verwandt werden, wendet sich der Blick auf die weniger auffallenden Silberbrokatstoffe in kunstreichen braunen, grünen und grauen Schattirungen, hin und wieder mit einer Andeutung von farbigen oder silbernen Figuren. Die Seidenkreppstoffe sind so außerordentlich fein, daß vier breite Streifen mitsammen durch einen Fingerring gezogen werden können; diese Stoffe haben eine matt gefärbte Grundirung, worauf sich Blumen- oder Bambuszweige in scheinbar nachlässiger und doch höchst effektvoller Zusammenstellung dargestellt zeigen.

Kunstgegenstände erblicke ich überall zahlreich und viele gewähren mir mehr als Vergnügen. Nicht nur die kostbaren

Gegenstände für die Kenner sondern auch die Hausgeräthe für die Landleute sind oft von untadelhafter Form und Farbe. Wie man auf den Altären und an den Wänden der japanischen Häuser eine einfache Lotusblume, Schwertlilie, Päonie oder einen Wistariazweig sieht, so sind auch die Tassen, Vasen und Lackwaaren für den Gebrauch der Japanesen auf die herkömmlich einfachste und doch mannigfaltigste Weise verziert. Ein Bambuszweig, ein einzelner Storch unter Gräsern, eine schwache Andeutung eines Bambus in matter grüner, grauer oder milchweißer Farbe, oder ein Schmetterling oder eine Heuschrecke auf einem Kirschblütenzweige — dies sind stets die einfachen Verzierungen der Präsentirteller, Vasen oder Theekannen, anscheinend sorglos und doch überaus graziös ausgeführt. Anstatt der in Gold gemalten großen Vögel, Bäume und geschwollenen Wellen, welche die Lackwaaren verunstalten, die auf den englischen Markt kommen, besteht die Verzierung auf den echten, für die Liebhaber bestimmten Kiyoto-Lackwaaren nur in angedeuteten Zweigen des gefiederten Bambus oder in einem Tannenzweige oder einem Mond und leichtem Gewölk, alles auf mattem Goldgrunde gemalt. In fast allen Läden sieht man jetzt prachtvolle Zweige von Bambus oder röthlichem Ahorn oder einige Chrysanthemums in geschmackvollen Vasen aus Bronze oder Porzellan stehen.

Die kunstreichsten und die gewöhnlichsten Dinge stehen neben einander, aber jeder Japanese scheint von Natur mit Liebe und Verständniß für das Schöne und Gefällige begabt zu sein. Die Hunderte von Läden in Kiyoto, alle mit den schönsten, sorgfältig zusammengestellten Gegenständen angefüllt, versetzen mich in Erstaunen. Gern hätte ich Sachen für meine Freunde in der Heimat eingekauft, aber entweder würden sie dieselben geringschätzen oder unter geschmacklosen Nippsachen aufstellen. Um den Geschmack der Japanesen kennen zu lernen, muß man ein echtes japanisches Gestell sehen, aus einfachem, schwarz polirtem Lackstoff, mit seltenen Muscheln ausgelegt, und auf demselben einige echte Kunstschätze.

Zu den schönsten Manufakturwaaren Kiyotos gehört die eingelegte Bronze oder Bronze mit Blumen in silbernen oder goldenen Reliefs. In einer der Werkstätten, welche die Regierung unterhält, sah ich ein Paar Vasen, einen Fuß hoch, in der einfachsten Vollkommenheit, eine Copie von einer Vase, die sich in

der kaiserlichen Schatzkammer in Nara befindet. Ein englischer Arbeiter, der nur gewöhnliches Zeug oder schlechte Nachahmungen von wirklichen Kunstwerken zu Stande bringt, sollte nur einmal sehen, was hier durch rechtschaffene, sorgfältige und willige Arbeit wahrhaft vollkommen für einen Schilling Tagelohn geleistet wird. Es ist wahr, daß Arbeiten, die der Japanese kaum ansieht, dem Fremden musterhaft erscheinen. Ich besuchte die Awata-Töpferei, wo 200 Menschen beschäftigt sind, gebrechliche Waaren für die Ausfuhr anzufertigen. Beinahe alle für den englischen Markt bestimmte Tassen waren mit bunten Schmetterlingen überladen und es war kaum eine Tasse oder Unterschale zu finden, die vollkommen rund gewesen wäre.

In die unbedingte Bewunderung der neuen japanischen Kunst, wie sie in manchen Gegenden Mode ist, kann ich freilich nicht einstimmen. Die menschliche Gestalt ist stets verzeichnet und in ihren Stellungen wunderlich und übertrieben dargestellt. Die japanische Skulptur ist immer karikirt und auch dann noch ungenau und unzart ausgearbeitet. In ihren besten modernen Leistungen ahmen sie sich gewöhnlich nur selber nach und um dem europäischen Käufer zu gefallen, überladen sie die Lackwaaren mit kostspieligem Zierrath; kostbare Schirme mit plumpen Vergoldungen und schreienden, geschmacklosen Malereien oder werthvolle Seidenstickereien mit schroffen und rohen Farben, das Porzellan mit Farben, Figuren und Vergoldungen, und die Bronze-Artikel mit einer unpassenden Zusammenstellung von Menschen und Thieren — Alles Arbeiten eines Handwerkers, aber keines Künstlers.

Um eine vollkommnere Herstellung der Copien zu fördern und die echte japanische Kunst vor Verfall zu bewahren, hat die Regierung von Kiyoto eine Behörde zur Beförderung der Industrie eingesetzt, deren Leistungen anerkennenswerth sind, insofern sie es sich namentlich angelegen sein läßt, die Seidenweberei, die Stickerei und die Fabrikation von Bronze und Porzellan zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Sie hat auch auf Kosten der Regierung Schulen eingerichtet, wo verschiedene Gewerbe gelehrt werden und bestrebt sich in jeder Beziehung, die einheimischen Manufakturen zu heben. Ich brachte einen unterhaltenden Tag unter den Bronze- und Porzellan-Fabrikanten

und den Seidenwebern in Nischigin zu. Auf den Webstühlen in Nischigin sind jetzt Seiden- und Brokatstoffe, die einen französischen Arbeiter zur Verzweiflung bringen würden. Und diese ausgezeichneten Arbeiten werden in schlecht erleuchteten und kleinen Räumen hergestellt, wo vier oder fünf Weber mit Lust und Liebe thätig sind. Ich sah dort einen Brokatstoff zu einem zwei und dreißig Zoll breiten Gürtel, aus feiner Seide von mattgrauer Farbe. Darauf waren mit graziöser Kunst leichte Bambuszweige in Silber gewirkt, die Schattirung etwas dunkler als der graue Grund gehalten. Die Bronze-Werkstätten, welche so schöne und vollkommene Kunstwerke liefern, wie sie auf die Pariser Ausstellung geschickt wurden, sind nicht viel besser als unsere gewöhnlichen Grobschmiede-Werkstätten und die Geräthe von der gröbsten Art.

Dieselbe Industrie-Behörde hat auch Gewerbeschulen für Mädchen eingerichtet. Es giebt deren zwei Klassen, von denen die eine, unter kaiserlichem Schutze, für die Töchter des Adels und der vornehmen Stände bestimmt ist. Die andere hat 500 Schülerinnen, bestehend aus „Goro"-Mädchen, Gauklerinnen und Theehaus-Kellnerinnen. Der Schulbesuch geschieht zwangsweise und dauert gewisse Stunden; das Geld für die Lehrstunden wird von ihrem Lohn abgezogen. Der Unterricht umfaßt Musik, Tanz, allerhand weibliche Arbeiten, Lesen, Schreiben, Seidehaspeln, das Weben von japanischem Fries und die Anfertigung von Kleiderwattirungen. In der Schule für die höheren Stände wird die höchste Sorgfalt auf das Betragen und auf die pünktlichste Befolgung der japanischen Etikette verwandt.

Viele der weißen, halb fremdartigen Gebäude, welche die strenge Nationalität Kiyoto's beeinträchtigen, sind Elementarschulen, deren sich jetzt 445 im Regierungsbezirk befinden. Jedes Stadtviertel ist verpflichtet, eine solche Anstalt einzurichten und zu unterhalten; nur in den ärmsten Stadttheilen ist es gestattet, eine Schule für zwei Gemeinden in Gebrauch zu nehmen.

Zu den vorzüglichsten neuen Einrichtungen gehört das jetzt vollendete Hospital, sehr schön gelegen, mit großen Gärten versehen und von einer Mauer umgeben, an deren Außenseite ein klarer Bach vorüberfließt. Dieses Hospital besteht aus mehreren zweistöckigen Gebäuden, jedes mit breiten Verandas umgeben,

und besitzt vortreffliche sanitäre Einrichtungen. Die bedeutenden Summen, die der Bau gekostet hat, sind ersprießlich verwandt, denn das Gebäude nimmt nicht nur 600 Patienten auf, sondern ist auch zweckmäßig zu einer medicinischen Schule eingerichtet.

Mit seinen Schulen, Krankenhäusern, Irren-Anstalt, Gefängnissen, Apotheken, Armenhäusern, Springbrunnen, öffentlichen Parks und Gärten, außerordentlich schönen Begräbnißstätten und höchst sauber gehaltenen Straßen ist Kiyoto unter allen Städten Japans am besten eingerichtet und am besten verwaltet.

LIII.

Ideale Theehäuser. — Nara. — Ein Schatz von Alterthümern. — Ein Pilgerschrein. — Ein altes Kloster. — Higenaschi. — Pilz-Kultur. — Eine beschwerliche Landstraße. — Yamada.

Yamada, Provinz Ise, den 10. November.

Eine fünftägige Reise brachte uns hierher, nach den berühmten Ise-Kapellen. Das Wetter war anfänglich schlecht, besserte sich aber und obgleich die ungangbaren Straßen uns hinderten, das Kloster Koyeisan und das Schloß Takatori zu besuchen, so kamen wir doch durch reizende Landschaften. Frau Gulick ist eine vortreffliche Reisegefährtin, unausgesetzt heiter, uneigennützig, gütig und interessant; wir hatten auch Glück mit den Kuruma-Läufern, mit der Bequemlichkeit und allen anderen Dingen, abgesehen von dem Wetter während der ersten drei Tage. In Vergleich mit den rauhen, ungeschmückten Gegenden des nördlichen Japan, ist dieses Land überaus reich und üppig; und da die Flöhe und Moskitos todt oder in ihren Winterquartieren sind, so kann man sich über nichts beklagen. In dieser Jahreszeit ist die Farbenpracht entzückend und da die genannten Plagen beseitigt sind, würde dies die beste Zeit sein, in Japan zu reisen, wenn es nicht unerträglich kalt wäre. Die

Zeit, die man nützlich anwenden könnte, wird völlig dadurch in Anspruch genommen, daß man an dem Kohlenbecken hockt und mittelst einer Feuerzange, nicht viel größer als eine Scheere, sorgfältig die brennenden Kohlen auf einander legt. Dabei werden Brust und Hände leidlich erwärmt, aber der übrige Körper schauert vor Kälte. Das letzte Hülfsmittel ist der „Kotatsu" und oft setze ich alle Würde bei Seite und bediene mich desselben. Diese japanische „Einrichtung" besteht aus einem viereckigen Holzrahmen, der über einem Kohlenbecken angebracht ist und worauf eine große wattirte Steppdecke liegt. Man schlüpft unter diese Decke und zieht sie sich bis unter das Kinn hinauf; auf diese Weise kann man den Abend warm und behaglich zubringen. Fünf, sechs oder noch mehr Menschen können mitsammen unter eine Decke kriechen, und ich zweifle nicht, daß sich in dieser Jahreszeit die Hälfte aller japanischen Familien unter die Kotatsus flüchtet.

Mit dem Gulickschen Ehepaare verließ ich Kioyto am 5. November bei einem graubraunen Nebelwetter. An demselben Abend erreichten wir Nara, indem wir den Weg nahmen, den fast alle Fremde einschlagen, welche die alte Hauptstadt besuchen und bei dem berühmten Inari-Tempel in Fuschimi verweilen. Der letztere Ort war früher eine angesehene Stadt und der Wohnsitz Xavier's, auch nennenswerth wegen der letzten Niederlage der Sjogun-Armee im Jahre 1869. Wir reisten sieben englische Meilen weit durch an einander hangende Straßen, bevor wir das offene Land erreichten; meistens waren es Wohnungen der ärmeren Klassen. Es ist aber eine betriebsame Armuth, ohne Laster und Unflath, und fast jede ärmliche und verräucherte Hütte ist wenigstens mit einem großen Chrysanthemum geschmückt.

Auf einer langen, hübschen Brücke überschritten wir den breiten Ujikawa, der dem See Biwa entströmt und reisten noch bis zu dem Städtchen Uji, das einige Theehäuser hat, die zu den schönsten in Japan gehören. Sie hangen über dem breiten, schnellen Strome und sind mit Balkonen, Springbrunnen, steinernen Laternen und all den herkömmlichen Dingen versehen, die sich hier gerade besonders hübsch ausnehmen. Diese Theehäuser werden unendlich oft von japanischen Künstlern abgebildet und

wenn man auf einer Photographie ein ideales Theehaus sieht, kann man sicher sein, daß es in Uji steht. In einem derselben erhielten wir ein hüsches oberes Zimmer, um dort zu frühstücken, und hatten eine schöne Aussicht auf die romantische Schlucht, durch welche der Fluß sich einen Weg nach dem Biwa-See bahnt und auf die hübschen Miniaturgärten. Es war durchaus ideal und ich fühlte, daß wir mit unserer Realität gar nicht am rechten Orte wären. Bisher hatte ich noch keinen europäischen Mann in einem solchen feenhaften Zimmer gesehen und da Herr Gulick ausnahmsweise groß ist, so schien er das ganze Zimmer auszufüllen. Jedenfalls sahen uns die Leute im Theehause mit großem Unbehagen.

Die Theepflanze gehört zu den Camellien und prangt in weißen Blüten von einem schwachen Wohlgeruch; man läßt sie in großen Büschen von drei bis vier Fuß Höhe wachsen, und die langen Reihen in üppigem Dunkelgrün bilden einen angenehmen Gegensatz zu dem röthlichen Boden. Uji gehört zu den berühmtesten Theeplätzen Japans, und die Leute erzählten uns, daß man 300 Jahre lang von denselben Sträuchern jährlich zwei Ernten erhielte. Nach der Meinung der Japanesen wäre der Thee zuerst im neunten Jahrhundert in ihrem Reiche getrunken worden, nachdem ein Buddhisten-Priester den Samen aus China gebracht hatte; die Kultur scheint jedoch ausgestorben und die Pflanze im zwölften Jahrhundert zum zweiten Male eingebürgert worden zu sein, als abermals ein buddhistischer Priester den Samen aus China einführte; bald darauf wurde der Thee in Uji angepflanzt. Er wächst jetzt in ganz Japan, mit Ausnahme von Yezo, und neben dem großen Verbrauch im Inlande werden von Yokohama allein jährlich über 16 Millionen Pfund nach Amerika ausgeführt. Er wird von allen Klassen getrunken und selbst derjenige, den die ärmere Klasse verbraucht, hat keinen geringeren Werth als sechszehn Pence das Pfund. Die Japanesen sind im Theetrinken große Schwelger, und von der besten Sorte, welche sich die Wohlhabenderen gestatten, kostet das Pfund dreizehn Schillinge. Das Wasser zur Theebereitung darf nicht kochen und nur eine Minute auf den Blättern stehen, wenn der Thee nicht einen bittern, zusammenziehenden Geschmack bekommen soll. Der Aufguß ist strohgelb und von köstlichem Wohlgeschmack. Kein

Japanese würde den schwarzen, herben Thee anrühren, wie wir ihn lieben. Ihn in dieser Art aus großen Tassen, und gar mit Milch versetzt, zu trinken, zählen sie zu unseren vielen anderen barbarischen Gewohnheiten.

Der Nebel verwandelte sich in einen heftigen Regen, und nachdem wir zwei Stunden lang durchweicht waren, beeilten wir uns, in der Dunkelheit nach Nara zu kommen, und stiegen beim ersten Wirthshause aus unserer Kuruma, da die Leute offenbar nicht Lust zeigten, noch weiter zu laufen. Es war ein schlechtes Wirthshaus mit alten Teppichen und niedrigen Decken, mit Reisenden angefüllt und voll übler Gerüche. Hier vermißte ich Ito, denn jedes Stück Gepäck gelangte durchnäßt in mein Zimmer, die Ueberzüge und Riemen mit Schmutz bedeckt. Dann mußten wir unsere „fremde Nahrung" — einfacher Haferbrei — an einem elenden Kohlenfeuer kochen und verzehrten ihn in der Umgebung durchnäßter und beschmutzter Gegenstände. Die offen stehenden Wandschirme ließen uns unsere Kulis im Bade sehen; der Diener kauerte auf dem Fußboden und das Licht steckte in einer Flasche. Seit jenem Abend haben wir bequemere Wirthshäuser angetroffen und unsere Kuruma-Läufer achteten auf unser Gepäck, aber stets vermisse ich Ito, wenn wir den Haferbrei am Kohlenfeuer kochen. An jenem Abend vergaß ich vollends, ihn auf die richtige Weise zu bereiten. Ich schüttete das Mehl in die kochende Milch und erhielt zähe Klumpen. Bei der dicken Luft und dem unaufhörlichen Lärmen unserer Reisegefährten konnten wir nicht schlafen; es war aber wohl der Mühe werth, wach zu bleiben, um sich von der Thatsache zu überzeugen, daß die Flöhe und Moskitos für diese Jahreszeit ihr Ende erreicht hatten.

Am nächsten Tage herrschte ein düsterer Nebel, bei einer Temperatur von 70 Grad; trotzdem besichtigte ich die alte Kaiserstadt, worin sieben Mikados im achten Jahrhundert regiert haben. Ueber Nara sind die Ansichten verschieden. Einige schwärmen dafür, Andere setzen es herab. Mir erschien es selbst beim Nebel anziehend. Die großen Naturschönheiten werden durch religiöse Kunst gehoben; eine feierliche Schwermuth schwebt über dem aufgehaltenen Verfall. Zu den vielen Sehenswürdigkeiten gehört eine Anzahl von heiligen Hirschen, die in den majestätischen

Hainen und Gärten umher laufen und dem Besucher beharrlich folgen, um sich mit Kuchen füttern zu lassen. Die Stadt, welche über 21,000 Einwohner enthält, zieht sich an einem Abhange einer malerischen Hügelreihe entlang. Von dem Walde, der aussieht, als bestände er aus vielen schönen englischen Parks, bieten sich prachtvolle Aussichten über die alte Provinz Yamato. Jeder kauft hier Abbildungen von den heiligen Hirschen, Haarnadeln, aus ihren Hörnern gefertigt, Amulette und Kämme, und die Pilger, welche zahlreich nach den berühmten Sinto-Tempeln strömen, hängen diese Gegenstände an ihre Gürtel. Wir gingen frühzeitig aus und widmeten einen großen Theil des Tages dem genußreichen Anblick der Sehenswürdigkeiten, welche sich fast alle in dem prachtvollen Park befinden und meistens eine religiöse Bedeutung haben.

Unter den merkwürdigsten Dingen befindet sich ein ungeheures hölzernes Magazin aus schweren wagrechten Balken, die von soliden, acht Fuß hohen Pfeilern aus Baumstämmen getragen werden; das seltsamste Machwerk, das man sich vorstellen kann. Es erregt besonderes Interesse, denn es war zur Aufbewahrung der kaiserlichen Geräthschaften bestimmt, bevor der Hof des Mikado gegen Ende des achten Jahrhunderts von Nara nach Kiyoto verlegt wurde; man sagt, es wäre alle sechszig Jahre besichtigt und nöthigenfalls ausgebessert worden. Noch merkwürdiger ist der Umstand, daß das hölzerne Gebäude nicht nur dem zerstörenden Einflusse von tausend Jahren entging, sondern daß die in dem Inventarium vom achten Jahrhundert aufgeführten Gegenstände noch vorhanden und leicht von den späteren Sammlungen zu unterscheiden sind. Vor kurzer Zeit fand eine Ausstellung zu Nara statt, und einige wundervolle Dinge aus der kaiserlichen Schatzkammer sind noch im Hintergrunde des großen Tempels zu sehen; unter den Gegenständen aber, die wieder in das ungeheure Magazin zurückgestellt wurden, sind Schirme, Masken, Bücher, Bildhauerwerke, runde Seifenkuchen, so groß wie Wurfscheiben, kupferne Schüsseln und Teller, Perlen und Schmucksachen, Rückenbürsten aus Schildpatt, Töpfer- und Glaswaaren, Kleidungsstücke, Glocken, Hüte, Waffen, die verschiedenartigsten Geräthe, Schreibpapier, Statuetten aus Thon, hölzerne Bildnisse und dergleichen. Was würden wir nicht für

eine solche Sammlung geben, wenn sie von Karl dem Großen oder Alfred herrührte!

Herr Gulick unterhandelte mit einigen Kuruma-Läufern, die uns nach Miwa bringen sollten, und als er uns verließ, um nach Kobe zurückzukehren, freute ich mich, daß ich binnen sechs Monaten mehr Vertrauen zu einer Reise in Japan gewonnen hatte als seine Gattin in mehreren Jahren. Sie hegte große Besorgniß, sich auf die unbetretenen Pfade zu begeben; es ist jedoch Alles gut abgelaufen und sie hat sich auf der Tour ebenso ergötzt wie ich. Wir erreichten, nachdem es dunkel geworden war, Miwa, eine Stadt von etwa 1200 Einwohnern, und fanden eine bequeme Aufnahme bei sehr freundlichen Leuten in dem oberen Zimmer eines Lagerhauses, mit einer hübschen Aussicht auf eine Tannen-Allee, die nach dem berühmten Sinto-Wallfahrtsorte führt. Die Aufnahme der Pilger scheint das Hauptgeschäft in Miwa zu sein. Da Frau Gulick japanisch spricht, so konnten wir uns stets mit unsern Wirthsleuten gesellig unterhalten und bald war unser Zimmer angefüllt von der Wirthin, ihren Töchtern und Dienstboten nebst Kindern von verschiedenem Alter. Diese Frauen waren darüber verwundert, daß wir unsere Kleider bis zum Halse geschlossen trugen und als Frau Gulick ihnen erklärte, es wäre nach unseren Begriffen für Frauen nicht schicklich, bis zum Gürtel hinab entblößt zu gehen, waren sie mehr erstaunt und theilten diese seltsame fremde Ansicht jedem neuen Ankömmling mit.

Dann kamen unsere drei Kuruma-Läufer herein geschlichen, verbeugten sich und knieten in einer Reihe auf dem Fußboden nieder. Der älteste, ein großer, sehr häßlicher Mann, trug keine andere Kleidung als den kurzen, bis auf die Lenden reichenden Rock und eine weite Jacke; doch hatte er die unteren Gliedmaßen mit einer rothen Bettdecke umhüllt; der zweite, ein Jüngling, verschmähete es, unserem Schicklichkeitsgefühl dieses Zugeständniß zu machen; und der dritte, ein schwächlich gebaueter Mann, der uns unterwegs aufgehalten hatte, hielt seine reichliche Tättowirung für eine ausreichende Bekleidung. Nachdem der ältere sich zu wiederholten Malen verbeugt hatte, brachte er das Gesuch vor, wir möchten sie alle drei für eine zehntägige Reise in der Umgegend von Kiyoto in Dienst nehmen; sie wollten,

wie er sagte, unsere Diener sein und Alles thuen, was wir begehren würden. Frau Gulick stellte ihnen vor, sie hätten keine Empfehlungen, könnten uns unterwegs entlaufen oder sich in Sake betrinken und untauglich werden. Darauf erwiderten sie, sie würden uns bis in den Tod treu bleiben, würden keinen Sake anrühren und uns rechtschaffen dienen. Wir blieben jedoch ungerührt durch ihr inständiges Bitten, bis der ältere Mann sprach: „Auch wir wollen in Ise unsere Gebete verrichten." Dies war unwiderstehlich und wir erklärten, wir würden die beiden stärkeren von ihnen, zu sechs Sen für den Ri, in Dienst



Mein Kuruma-Läufer.

nehmen und so lange behalten, wie es uns gefiele, könnten aber den schwachen nicht für die Gebirgsreise brauchen. Darauf baten sie auch für diesen, indem sie sagten, er hätte eine starke Familie, wäre sehr arm und sie möchten ihm gerne helfen. Als ihnen alsdann gestattet wurde, an die Arbeit zu gehen, waren sie ganz glücklich, nahmen die Decken von unserem Gepäck ab, schlugen schnell mein Bettgestell auf und stellten das Zimmer ganz niedlich her. Diese treuen Bursche, mit ihrer unverwüstlichen Gutmüthigkeit und ihrem ehrlichen, freundlichen und gefälligen Benehmen, gereichen uns auf unserer Tour zum Trost. Niemals sind sie ermüdet, begehren auf den steilsten und schmutzigsten Wegen nie-

mals Hülfe, sorgen zunächst für unsere Bequemlichkeit und dann erst für sich, gehen uns wie Diener zur Hand, helfen uns packen, führen uns in anständige und reinliche Gasthäuser und sind durchaus ohne Tadel. Des Abends, nachdem sie sich gebadet haben, kommen sie auf unser Zimmer, um uns gute Nacht zu wünschen und Alles für die nächste Tagesreise einzurichten, und am Morgen schieben sie den Wandschirm auf die Seite, nicken uns mit ihren kahlen Schädeln einen guten Morgen zu und zeigen, daß sie bereit seien; der älteste ist mit seiner rothen Decke stets in vollem Staat. Während wir unser Frühstück einnehmen, besorgen sie unser Gepäck so ruhig und schnell wie möglich und die gutmüthige Miene und die rücksichtsvolle Güte des alten Mannes hat etwas Rührendes. Er ist ein bäuerlicher Grundbesitzer; in Zeiten, wo nicht viel zu thun ist, überläßt er seiner Frau das Land und geht als Kuruma-Läufer auf Arbeit. Ueberall kauft er Spielzeug für seine Kinder ein, so daß der hintere Theil der Kuruma ganz damit angefüllt ist, und wenn er in Ise gebetet und Amulette für Freunde und Nachbarn eingekauft haben wird, so will er freudigen Herzens wieder nach Hause gehen. Diese Läufer sagten uns, daß ihre Ausgaben sich täglich auf 20 Sen belaufen und sie, je nach der Länge der Reise, 40 bis 60 Sen einnehmen.

Der Morgen in Miwa begann mit einem heftigen Regen, der den ganzen Tag nicht aufhörte. In dem tiefen Schlamm unterlag unser schwacher Kuli den Beschwerden und wir mußten ihn mit einem Geschenk entlassen. Die Bergstraßen standen unter tiefem Schlamm und Wasser, die Kurumas versanken oft bis über die Achsen und obgleich wir fast den ganzen Tag zu Fuß gingen, das heißt durch den tiefen Koth wateten, so konnten die Männer doch nur mit Mühe fortkommen und zuweilen wurde der Beistand von drei oder vier Bauern erfordert, um die Gepäck-Kumura auf die steilen, schlüpfrigen Hügel hinauf zu bringen. Ich hatte es verhältnißmäßig leicht in meiner Gebirgskleidung und meinen hohen Stiefeln, obgleich sie schon nach der ersten halben Stunde völlig durchnäßt waren; Frau Gulick jedoch war schlimmer daran, denn sie trug lange Kleider und darüber einen langen wasserdichten Mantel, die durch das aufgesogene Wasser außerordentlich schwer wurden; dazu eine Fußbekleidung,

die fast im Schlamme stecken blieb und einen Schirm, den sie mit aller Mühe aufgespannt hielt. Ihre Heiterkeit ließ sie aber nicht in Stich und je schlimmer es wurde und je unwahrscheinlicher es uns vorkam, noch eine Yadoya für die Nacht zu erreichen, desto herzlicher lachten wir mit unseren Läufern. Es war in der That spaßhaft und ganz frei von den Widerwärtigkeiten, die ich an solchen Regentagen im nördlichen Japan erlebt hatte.

Nachdem wir Miwa verlassen und einige Meilen weit durch Dörfer gekommen waren, wölbte sich ein großer Tempelgarten über die Straße, die Nebel theilten sich, das verengte Thal wurde von einer Mauer schön geformter Hügel geschlossen und wir befanden uns plötzlich in einer malerischen Gebirgsstadt von 2000 Einwohnern. In der Mitte derselben floß ein Strom in einem steinernen Kanal, rund herum stürzten Wasserfälle hernieder, behagliche Häuser mit hohen Dächern bildeten reizende, schmucke Straßen oder hingen auf Felsen oder Terrassen an steilen Hügelabhängen. Alles hatte ein schweizerisches Aussehen, selbst die niedlichen Läden, in welchen Rosenkränze, Bilder und Holzschnitzereien zu Kauf standen. Ein ganz anderes Aussehen aber hatten die grauen Tempel auf den Höhen, die Priesterhäuser auf großen, mit Steinen eingefaßten Wällen, die dicht am Rande steiler Abhänge standen, und die rothen Portale am Fuße der hohen Treppen, die an den Bergen zu den alten Tempeln der Naturverehrung und den Hainen aus Maßholder und riesigen Cryptomerien hinauf führten. Es erschien Alles so unerwartet, den gewöhnlichen Reiseerlebnissen so entrückt, und wir sahen uns plötzlich auf einen der berühmtesten Plätze Japans versetzt, der von der Dichtkunst und der Malerei verherrlicht wird, auf eine der volksthümlichsten unter den vielen Pilgerstätten. Schönes Hase-dera! Nimmer vergesse ich seine Pracht im Novemberregen. Wir wateten durch Sumpf und Wasser, erklommen die Höhen, besahen die Tempel und vergaßen, daß wir hungrig und durchnäßt waren, denn die Natur hat in diesem prachtvollen Thale Alles aufgewendet, um die Schönheiten einer weit entfernten Insel nachzuahmen. Als wir in die Kluft hinabschauten, durch welche sich der tobende Yamagawa in breiten Schaumwellen stürzt, und dann zu dem jenseitigen bewaldeten Berge hinauf blickten,

da riefen wir gleichzeitig aus: „Das ist wie eine Gebirgsschlucht auf Hawaii!"

Es ist kaum möglich, Hase-dera in Prosa zu beschreiben. Seine Häuser sind in einer Sackgasse zusammengehäuft, die durch den Yamagawa durchschnitten wird. Es wird hinten durch eine dicht bewaldete Berglehne abgeschlossen; zu beiden Seiten erheben sich bewaldete Höhen und Felsabhänge senken sich zum Flusse hernieder; die Höhen und die Abhänge sind mit Tempeln, Klöstern und Priesterhäusern besetzt. Der große Tempel des Kwan-non steht zu einer Hälfte auf dem Felsen, zur anderen auf einer Plattform, die vor dem Felsen hervorragt. Hinauf führt ein großer Aufgang in drei zickzackförmigen Wendungen, unter einem Gange, der von Wällen eingefaßt ist, worauf Päonien stehen; auf den Stufen, die sich auf beiden Seiten der Wälle befinden, strömt im Monat April die Volksmenge hinauf, um die Blütenpracht zu bewundern. Auf jedem Stück Landes, das über der Kluft hervorragt, erblickt man steinerne Treppen, große steinerne Umwallungen, religiöse Gebäude, Mönchshäuser mit hohen Dächern und grauen Mauern, Terrassen, Schreine, steinerne und erzene Laternen, Kapellen, Büchereien, Thorwege, Götzenbilder, Alles bunt durcheinander. So bekundet sich die ehemalige Größe dieses „Klosters des langen Thales", welches im achten Jahrhundert gegründet und vor Ablauf des fünfzehnten wenigstens zwölf Mal durch Feuersbrünste zerstört wurde.

Der große Tempel der Göttin der Barmherzigkeit ist, ebenso wie viele andere volksbeliebte Tempel, dunkel und geschwärzt. Die äußere, sechzig Fuß lange Halle, welche die bunten Weihbilder enthält, sieht ebenso verfallen und wurmstichig aus, wie ein gefeiertes Bildniß des großen Medizingottes Binzuru, der an einem Ende derselben auf einem Stuhle sitzt und kaum noch eine Aehnlichkeit mit einer Menschengestalt hat. Die äußere Hintermauer der Kapelle ist mit Haarflechten von Männern und Frauen behangen, die bei den Gelübden gespendet werden. Ungern trennten wir uns von der Aussicht von der Tempel-Plattform auf die über einander liegenden, mit Mönchsgebäuden gekrönten Höhen, auf die unten gelegenen Häuser von Hase-dera, die sich unregelmäßig über dem rauschenden Yama zusammenhäufen und auf den Wald und die prangenden Hügel. Wir klommen auf

einem Zickzackwege nach einer einzelnen Erhöhung, Atagosan genannt, hinauf, warfen noch einen letzten Blick auf das Kloster des langen Thales und das Scheiden wurde mir so schwer, wie ich es noch an keinem anderen Orte in Japan empfunden hatte.

Auf dem äußersten Ende jener messerförmigen Erhöhung, über deren felsigen Gipfel die Straße führt, steht ein rother Sintoschrein; auf der einen Seite hat man eine herrliche Aussicht auf Hase-dera, auf der anderen liegt ein tiefes Thal mit Reisterrassen. Der Regen, der schon ein wenig nachgelassen hatte, wurde wieder stärker und währte den ganzen Tag; jedes Bächlein wurde in einen Strom und jede Rinne auf der Hügelseite in einen Wasserfall verwandelt. Die Landschaft war jedoch reizend, denn die flammenden Farben auf den Hügelabhängen ersetzten schier den Sonnenschein und die Scene erhielt Wärme und Abwechselung durch den Contrast zwischen dem dunkeln Grün und den lohfarbenen Reispflanzen. Den ganzen Tag wateten wir im Schlamm bergauf und bergab, kamen durch die auf den Höhen gelegenen braunen Dörfer, vorüber an Riffen, Abhängen, Tempeln auf steinernen Wällen, prächtigen Hainen, Schluchten mit Reisterrassen, die mit sechs Fuß hohen steinernen Stufen angelegt waren, — eine reizende Gegend voll Schönheit, Betriebsamkeit und Frieden. Den ganzen Tag begegnete uns weder ein Pferd noch ein Fußgänger und auf der steilen, schlammigen Straße legten wir binnen einer Stunde kaum eine englische Meile zurück. Als der Abend anbrach, verloren wir uns und ich erreichte allein das Dorf Sambon-matsu oder Higemaschi. Hier herrschte die vollkommenste Finsterniß und durch keine Spalte in den äußeren Läden war ein Lichtschimmer zu erblicken. Nach vielem Rufen wurde uns die Thür einer Yadoya geöffnet und hier saß ich eine Zeit lang in dem Vorhofe, vor mir einen hohen schwarzen Raum, der spärlich durch das Licht einer Zimmerlaterne erhellt wurde und worin ich nebelhafte Gestalten durch den Rauch umherschlüpfen sah. Nach einiger Zeit gelang es mir, dem Wirthe meine Besorgniß um Frau Gulick mitzutheilen; sechs von uns machten sich in dem Regenwetter mit Papierschirmen und Laternen auf den Weg, um nach ihr zu suchen und bald darauf trafen wir sie; in ihren durchweichten Kleidern arbeitete

sie sich in der tiefsten Finsterniß wacker vorwärts und verspottete uns wegen unserer Befürchtungen.

Trotz der Nässe und Kälte schliefen wir ein. Als wir bei Tagesanbruch erwachten und die Läden öffneten, wurden wir angenehm überrascht, denn die Wolken zertheilten sich in rosenfarbenen Massen; der Himmel prangte in tiefem Blau; die Sonne, die wir eine Woche lang nicht gesehen hatten, ging über dem Gebirge auf und mit jedem Augenblicke hoben sich die Farben in ihrem Lichte. Das Wirthshaus in Nuschitoyama liegt auf einer steilen Höhe über dem schönen Kitsugawa, und von seinem Balkon schaut man hinab auf eine scharfe Krümmung des Flusses, der im Sonnenlicht unter hohen grauen, mit rothen Schlingpflanzen behangenen Klippen vorüber rauscht. Eine kleine Mühle mit oberschlächtigem Rade; Hügel auf Hügel, in der Herbstfärbung schimmernd, bald hell, bald beschattet; ein großer Camellienbaum, mit rothen Blüten beladen; Palmen, Orangen, Bambuswälder, über einander liegende Häuser, und Alles mit schimmernden Regentropfen behangen — dies war ein Gemälde von herbstlicher Schönheit. Aber schon die Lieder aus einem vergangenen Jahrtausend schildern den Schrecken, mit welchem der japanische Landmann dem kommenden Winter entgegensieht, und als wir unsere Bewunderung äußerten, sagte unsere Wirthin mit Schaudern, daß nach Verlauf von sechs Wochen ihr schönes Dorf von der Welt abgeschlossen sein würde.

An einem wunderschönen Tage reisten wir bei Sonnenschein durch eine reizende Gegend; die Leute waren aber mit der Ernte so beschäftigt, daß wir keine dritte Kuruma bekommen konnten und einen großen Theil des Weges zu Fuß gehen mußten. Die Straße folgt dem Laufe des Kitsugawa; bei der ansehnlichen Stadt Nobara führt über den Fluß eine Plankenbrücke, die, wie viele andere in dieser Gegend, durch große, mit Steinen gefüllte Behälter aus Bambus unterstützt wird. Auf dem Wege durch den feuchten Wald sahen wir Reihen von halb verfaulten Holzstämmen gegen die Felsen gelehnt, und auf mein Befragen erfuhr ich, daß auf diese Weise die Pilze gezogen würden. Die Provinzen Ise und Yamato sind wegen dieser Kultur berühmt. Pilze gehören überall zu den Nahrungsmitteln und zu den braunen Abscheulichkeiten in brauner Brühe, die den Reisenden in jedem

Theehause in Versuchung führen. Ueberall ist große Nachfrage danach, namentlich nach einer Sorte, welche frisch ohne Geschmack, getrocknet aber sehr wohlschmeckend ist. Zu ihrer Erzeugung gehört große Geschicklichkeit; da ich jedoch nicht weiß, wie diese Kultur an anderen Orten stattfindet, so kann ich keine Vergleiche anstellen. Dieses erfinderische Volk wählt zweierlei Arten Eichenstämme aus, macht Längeneinschnitte darin und setzt sie, in Gruben gelegt, der Wärme und Feuchtigkeit aus, bis sie zum Theil verfault sind. Nachdem die schlechtesten Stücke entfernt worden sind, werden sie schräg gegen Felsen gelehnt, so wie ich es gesehen habe, und im nächsten Frühjahre erscheinen die Pilze zahlreich. Nachdem die erste Ernte gepflückt worden ist, werden die Stämme am Morgen in Wasser gelegt, am Nachmittag wieder herausgenommen, mit einem Schlägel geklopft und nochmals an die Felsen gelehnt, worauf dann nach zwei oder drei Tagen frische Pilze zum Vorschein kommen. Wenn die Stämme sehr stark geschlagen werden, so entstehen, wie man sagt, große Pilze, nach gelindem Klopfen aber bilden sich zu wiederholten Malen kleinere. Es ist bewundernswerth, wie erfinderisch die Japanesen sind, sich mit Nahrungsmitteln zu versehen.

Die Terrassen-Kultur war, wie gewöhnlich, sehr schön. Auf den Hügelabhängen zeigten sich Dörfer, die auf Dämmen mit steinerner Einfassung erbaut waren, andere blickten aus dem Gehölze hervor; überall sah man Tempel und Tempelthore, die von der Frömmigkeit einer vergangenen Zeit Zeugniß ablegten.

In Nobara, wo die Straßen mit tiefem Koth bedeckt waren, bildete sich die Polizei ein, daß unsere Pässe nicht in Ordnung wären und hielt uns zwanzig Minuten auf; aber die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir eine sandige Höhe hinaufklommen und von dort Hunderte von Hügeln überschauten, meistens sandig und mit Tannen und prangenden Azaleen bedeckt. Am späten Nachmittag erreichten wir Aido. Hier wollte uns ein unangenehmer Gastwirth zurückhalten, indem er vorgab, die Yadoya in Tsjj wäre entsetzlich schmutzig; wir reisten jedoch weiter und nach manchem Aufenthalte durch die mangelhaften Transport-Anstalten trafen wir glücklicherweise ein lediges Pferd, dem wir unser Gepäck aufluden und bei Sonnenuntergang einen Pfad einschlugen, der zwischen einem Strome und einem Hügel ent-

lang uns in das Gebirge führte. Es war so kalt, daß wir zu Fuß gehen mußten, aber obgleich es bergauf ging, konnten wir uns auch durch die Bewegung nicht erwärmen. Bei Mondschein langten wir in dem kleinen Gebirgsflecken Awoyama an und erfuhren, daß wir für den nächsten Tag weder Kulis noch Pferde bekommen könnten. Der Ort sah ziemlich roh aus; wir mußten mit Ochsen unter einem Dache hausen, das Zimmer war jedoch gut und unsere treuen Läufer machten es uns so bequem wie möglich.

Der erste Winterschauer war sehr streng. Das Zimmer war feucht und die Läden zum Theil fest genagelt, so daß die Sonne nicht eindringen konnte. Beim matten Lichtschein einer Zimmerlaterne tappten wir umher, um unseren Haferbrei zu kochen. Zum Schreiben konnten wir nicht sehen, da wir unsere Lichte für Yamada aufsparten. Unter einem Gerümpel von gebrechlichen Kohlenbecken und Kesseln suchten wir einen Haufen schwerer Steppdecken zusammen und legten uns schlafen. In der Nacht wurden wir von der Kälte geweckt und hüllten unsere Köpfe und Gesichter in Shawls. Als wir vor Tagesanbruch, vor Kälte zitternd, aufstanden, sah der Morgenhimmel blaß und windig aus und schien nicht viel Gutes zu versprechen und die Eier nebst dem Reis konnten kaum als eine befriedigende und ausreichende Nahrung gelten.

Durch die Schwierigkeiten des Transportes wurden wir abermals aufgehalten, doch wurde das Wetter sehr schön und Frau Gulick fand es in der schönen Landschaft nicht zu beschwerlich, zu Fuß zu gehen, so daß wir am Nachmittag durch die Berge gelangten, durch unzählige Dörfer und Tempel kamen und Rokken erreichten, das an der großen Fahrstraße liegt, welche die Landstraße von Tokaido mit den Ise-Schreinen in Verbindung setzt. Hier fanden wir eine Menge Wagen mit Passagieren, Hunderte von Kurumas und Gepäckkühe mit sammetnen, goldgestickten Stirnbändern. Die Leute verfertigten Wagenräder nach alter Art ohne Speichen und überall schien ein blühender und einträglicher Gewerbfleiß zu herrschen.

Um den Sonntag in Yamada zubringen zu können, verschafften wir uns noch einige Läufer und brachen in scharfem Trabe von Rokken auf. Unsere Leute schwangen ihre Papier-

laternen und jubelten fröhlich, während sie liefen. Der ganze Weg von zwölf englischen Meilen ist mit Dörfern, Städten und wohnlichen Häusern besetzt; die Mauern aus Ziegelsteinen und die großen eingefriedigten Felder bekunden, daß die reich bevölkerte und blühende Gegend in allen materiellen Dingen vorgeschritten ist. Wir kamen durch Ichida und die große Stadt Matsuaka, wo es eine Menge Raritäten-Läden giebt; und bei heiterem Himmel, die Glieder vom scharfen Nordwinde erstarrt, erreichten wir Kuschida und setzten in einem rohen Kahn über den Kuschidagawa, da die hübsche neue Brücke mit zwölf Pfeilern noch nicht vollendet war. Bei prächtigem Mondenscheine kamen wir an einen breiten, seichten Fluß, Miyegawa genannt, wo wir wider Willen eine Zeit lang auf die Fähre warten mußten. Einen malerischen Anblick gewährten die dunklen, bewaldeten Ufer, die zahlreichen, mit Lichtern versehenen flachen Fischerkähne und die vielen geduldigen Fischer, die bis an den Hals in kaltem Wasser standen und Laternen über den Nacken gehängt hatten. Auf der ganzen Straße wechselten Buddha- und Sinto-Tempel, Portale und Bilder mit einander ab. Die hohen Bäume und heiligen Haine waren mit Strohseilen eingeschlossen und jedes Haus hatte Sinto-Sinnbilder über der Thüre. Schnell rasselte unser Wagen über den letzten Ri und wir erreichten Yamada, die Wiege des alten Glaubens. Es nahm sich im Mondscheine solide und hübsch aus und gefällt noch mehr bei Tageslicht, denn die Häuser sind zweistöckig, meistens im dauerhaften Kurastil erbaut und richten ihre Giebel nach der Straße hin. Die Dächer sind mit schweren Ziegeln gedeckt und die steinernen Unterlagen in der besten Ordnung; ganz abgesehen von den großartigen Hainen aus Cryptomerien und Kampher-Lorbeeren und den stattlichen, mit Steinen eingefaßten Alleen, die nach dem Geku-Schrein führen, ist Yamada die hübscheste Stadt, die ich in Japan gesehen habe.

Laster und Religion scheinen sich in diesem Lande mit einander zu verbinden. Die großen Pilgerstätten sind fast stets von zusammengelaufenem Gesindel umringt und nirgends ist dieses so zahlreich und belästigend wie auf der drei Meilen entfernten Straße, welche den Geku- mit dem Naiku-Schrein verbindet. Es dauerte eine Zeit, bevor es unseren Läufern gelang, ein Wirths-

haus für uns zu finden, das nicht in üblem Rufe stand; doch erhielten wir ein gutes Quartier bei Matsuschima Zenzanburo, wo wir unter dreißig Zimmern eines im oberen Geschoß wählten, welches angenehm und von der Sonne beschienen ist. Aber ach, es fehlt an einem guten Feuer, denn des Nachts und nach Sonnenuntergang ist es sehr kalt.

Sonntag, am 10. November, war ein schöner, vollkommen heiterer Tag. Am Morgen hielten wir englischen Gottesdienst und am Nachmittag besuchten wir mit unseren getreuen Läufern die Geku-Schreine und ihre glorreichen Haine. Hier verrichteten unsere vier Männer ihren Gottesdienst, das heißt: sie warfen „Rin“ auf ein weißes Tuch, das sich vor dem Schreinportale befand, warfen sich nieder, rieben sich die Hände und gingen fröhlich von dannen. Mein Läufer fühlte Rheumatismus im Nacken und da sein Flehen zu dem Medicingott in Hase-dera keinen Erfolg gehabt hatte, so rieb er kräftig an einem Stein in der Ecke der heiligen Umwallung, rieb sich alsdann selber, und heute ist er von allen Schmerzen befreiet. — Die Kampher-Haine sind schon allein eines Besuches werth, denn sie sind ganz prachtvoll; aber keine Naturschönheit und Sonnenschein kann die düstere Schwermuth erhellen, die über der unbeschreiblichen Oede der Sintostätten schwebt.

Am Abend fand sich unser Wirth zu einer freundlichen Unterhaltung ein und stellte viele Fragen über das Christenthum. Frau Gulick bemühete sich in löblicher Weise, den wesentlichen Inhalt desselben unseren Läufern klar zu machen. Mit welchem Erfolge dies geschah, kann man aus der Frage beurtheilen, die sie heute an uns richten: „Müssen wir nach euerem Lande reisen, wenn wir eueren Gott verehren wollen?“ Wie es schien, so waren sie nicht übel willens, ihr gefülltes Pantheon noch um eine Gottheit zu vermehren.

LIV.

„Die göttlichen Paläste der heiligsten Götter von Ise.“ – Die Ise-Zauber. — Die Kampher-Haine. — Die Tempel. — Der Sinto-Spiegel.

Der Geku- und der Naiku-Tempel zu Ise, von den Japanesen mit einem Namen bezeichnet, welcher so viel ausdrückt wie die beiden großen Götterpaläste, nehmen in der Verehrung den ersten Rang unter den Sinto-Heiligthümern ein und haben für die Sintoisten, selbst in der irreligiösen Gegenwart, dieselbe Bedeutung, wie etwa Mekka für die Muselmänner und die heiligen Stätten von Jerusalem für die griechischen und römischen Christen. Nach ihnen strömen noch jährlich Zehntausende von Pilgern und, obgleich die Wallfahrtzeit hauptsächlich in die Frühlingsmonate fällt, so hört doch der Besuch in keiner Jahreszeit gänzlich auf. Die Handwerker halten es jetzt für möglich, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, ohne den Beistand der Ise-Gottheiten zu erflehen und die Ladendiener der Handelsstädter machen nicht mehr den Weg nach Yamada und wieder zurück, um Ise-Zauber zu holen, aber lange Zeit wird es währen, bevor der japanische Hausvater, namentlich der gläubige Landmann, sich ohne den Zettel wohl fühlen wird, worauf Tenschoko-daijin geschrieben steht, der Name der obersten Gottheit von Ise, den man nur in den Ise-Schreinen erhalten kann.

Es ist bereits der Thatsache erwähnt worden, daß sich in jedem japanischen Hause ein „Haki-dana“ oder Gesims für die Götter befindet, worauf ein kleiner Schrein steht, welcher Papierzettel enthält. Auf diesen Zetteln stehen die Namen verschiedener Götter geschrieben und darunter stets der des Tenschoko-daijin. Man meint, solcher Zettel enthielte zwischen zwei zusammengesetzten Papierschichten ein Abschabsel von den Stäben, welche die Ise-Priester bei ihren halbjährigen Festen gebrauchen, um das Volk von den Sünden, die es in den verflossenen sechs Monaten begangen hat, zu reinigen; man glaubt auch, daß der Besitzer durch denselben auf ein halbes Jahr vor Unglück behütet werde. Nach Ablauf dieser Zeit muß der sogenannte „O-harai“

mit einem neuen vertauscht werden; nach meinen Erfahrungen zu Geku scheint es mir jedoch, als sei man jetzt nachlässiger und begnüge sich, den Zauber nur ein Mal binnen einem bis drei Jahren oder noch längerer Zeit zu erneuern. Wahrscheinlich haben diese O-harai mit den Reinigungsstäben gerade so viel Verwandtschaft, wie die durch die Welt verbreiteten Reliquien mit dem heiligen Kreuze, von welchem sie Bruchstücke sein sollen. Die alten O-harai müssen verbrannt oder in einen Fluß oder in das Meer geworfen werden, gewöhnlich aber werden sie gebraucht, die Bäder zu heizen, welche die jungfräulichen Priesterinnen nehmen, nachdem sie bei den Jahresfesten des Schutzgottes eines Ortes ihre Vorstellungen beendigt haben. Bis zum Jahre 1868 wurden sie in ganz Japan feil geboten, seit einigen Jahren ist dies jedoch von der Regierung untersagt, und man bekommt sie nur in den Ise-Tempeln selber oder bei gewissen beglaubigten Agentschaften. Diese allgemeine Vertheilung der O-harai setzt jede Familie mit den Ise-Heiligthümern und dem Sinto-Aberglauben in Verbindung und macht jene Tempel zum Mittelpunkte für die Volksreligion.

Die beiden Tempelgruppen liegen etwa dritthalb englische Meilen von einander entfernt. Die Mehrzahl der Pilger wohnt in Furuichi, einer Stadt, welche auf einer Anhöhe zwischen den beiden Tempeln liegt und fast nur aus Wirthshäusern, Theehäusern und Spelunken besteht; meistens sind es große Gebäude, mit dem Giebel der Straße zugewandt. Yamada, in der Nähe von Furuichi gelegen, ist ebenfalls voller Wirthshäuser. Diese Städte haben über 40000 Einwohner und, als japanische betrachtet, sind sie merkwürdig dauerhaft und malerisch gebaut. Eine japanische Pilgerfahrt ist nichts weniger als heilig oder feierlich und die Wallfahrten nach den großen Sinto-Tempeln besitzen ganz besondere Reize zur Verführung.

Es genügt, den Geku-Tempel zu beschreiben, der eine genaue Nachahmung von dem Naiku ist. Beide stehen inmitten alter stattlicher Cryptomeria-Bäume, deren jeder, dem Sinto-Glauben gemäß, werth ist, ein Gott zu sein. Die Kampher-Haine, die schönsten in Japan, welche die weiten zerklüfteten Gründe mit ihrer Pracht bedecken, sind es aber besonders, die auf den Fremden einen großartigen Eindruck machen und ihn die Nackt-

heit und Gewöhnlichkeit der Tempel, die sie beschatten, vergessen lassen.

Den Haupteingang erreicht man von Yamada aus, indem man eine hübsche Brücke überschreitet, welche nach einem geräumigen, umwallten Platz führt. Zur rechten Hand steht ein Gebäude für die Tempelwärter und man verkauft daselbst Stücke aus dem Bauholze der Tempel, Päckchen Reis zu Opfergaben und andere Zauber. Dicht daneben befindet sich ein massives Portal, der Eingang zu den Tempelgründen, welche von weiter Ausdehnung sind und Hügel, Schluchten, Haine und Ströme enthalten. Sie werden von breiten Kieswegen durchschnitten, die in Zwischenräumen mit schönen Laternen besetzt sind; die Portale, steinernen Brücken und Umwallungen sind in großem Maßstabe angelegt und vollkommen gut erhalten. Zur rechten Hand stehen innerhalb des Einganges einige einfache Gebäude, von denen das eine von weiß gekleideten Tempeldienern bewohnt wird, welche die O-harai zu verkaufen haben. Die Eingänge zu diesem Hause und zu dem Thorgebäude sind mit schweren Vorhängen drapirt, worauf das kaiserliche Wappen zu sehen ist, was als ein Anzeichen gelten mag, daß der Sinto unter dem Schutze des Staates steht.

Auf einer stattlichen Straße durch die Haine und ein zweites massives Portal schreitend, gelangt der Besucher zu dem berühmten Geku-Tempel und fühlt sich sogleich enttäuscht, denn er sieht sich plötzlich durch eine längliche, hölzerne Einfriedigung abgesperrt. Die sechs Fuß weit von einander stehenden, neun Fuß hohen Pfosten sind durch dicht gefügte, dicke Querbretter verbunden, so daß die Zwischenräume vollkommen ausgefüllt sind. Zur Zierde dienen nur die auf den Pfeilern stehenden Gefäße aus Bambus, welche meistens Stauden von der Cleyera japonica enthalten. Diese einförmige Umfriedigung ruht auf einer steinernen erhöhten Plattform, die von einem rohen, drei Fuß hohen, mit Steinen eingefaßten Damm unterstützt wird. Die eine Ecke füllt ein großer, unregelmäßig geformter Stein aus, der vollkommen geplättet erscheint, da er beständig mit den Händen abgerieben wird; Jeder, der sich von einem Schmerz heilen will, reibt zuerst den Stein und darauf den leidenden Körpertheil und glaubt alsdann von allen Schmerzen befreit zu sein. Die Front der seltsamen Umfriedigung ist 247 Fuß, die hintere Wand 235, die eine Seite

339, und die andere 335 Fuß lang. Sie hat fünf Eingänge, wovon der nach der Straße liegende Haupteingang 18 Fuß breit ist und von einem Portal gebildet wird. In einer 24 Fuß breiten Entfernung von dreien dieser Eingänge stehen hohe hölzerne Schirme und 76 Fuß davon entfernt ein ähnlicher Schirm, der den Haupteingang verbirgt; sie scheinen eine ähnliche Bestimmung zu haben wie die großen Ziegelschirme in Canton, welche den Thorweg zu den Privatgemächern der Mandarine verbergen. Innerhalb des Hauptportals ist ein hölzerner, mit Stroh gedeckter Thorweg, der in den inneren Hof führt; letzterer ist jedoch durch einen Vorhang unserem Blicke verborgen. Vor dem Thorwege machen die Pilger ihre Verneigungen und werfen ihre Opferspende auf ein weißes Tuch. Die anderen Eingänge sind durch feste Thore verschlossen. Es bedarf einer besonderen Berechtigung, um eingelassen zu werden, doch kann man einen Einblick in die Umzäunung erlangen, wenn man einen Wall auf der westlichen Seite besteigt.

Innerhalb des mit einem Strohdache bedeckten Thorweges ist ein mit Kies bestreuter Hof, an dessen rechter Seite ein schmaler Schuppen steht; außerdem noch drei besondere Gebäude, von denen eines zur Aufnahme der Gesandtschaft bestimmt ist, die der Mikado nach dem jährlichen Erntefest schickt. In gerader Linie mit dem zweiten Thorwege führt ein gepflasterter, 99 Fuß langer Weg unter einem Portale hindurch auf einen anderen mit Stroh gedeckten Thorweg, der zu einem dritten, von hohen Palissaden umschlossenen Hof führt. Ein anderer Thorweg geht nach der letzten Umzäunung, einem beinahe quadratischen Platz, 134 Fuß lang und 131 Fuß breit und von starken Pfählen umgeben. Auf diesem Platze steht der „Schoden" oder Götterschrein und auf jeder Seite desselben eine Schatzkammer. Das Ganze macht denselben Eindruck wie alle Forschungen über den Sinto; man findet Nichts und selbst die stattlichen Alleen führen zu keinem bemerkenswerthen Ziele. Japanische Alterthumsforscher meinen, die Architektur der Sintotempel habe Aehnlichkeit mit der Bauart der ursprünglichen japanischen Hütte und dieser Baustil werde vollkommen rein dargestellt durch die Gebäude, welche man seit 1868 wieder aufgeführt hat. Der „Schoden" ist 34 Fuß lang, 18 Fuß breit und steht auf einer Plattform, zu welcher

neun 15 Fuß breite Stufen hinauf führen und die auf 6 Fuß hohen Pfosten ruht und von einem Geländer umgeben ist. Ein 3 Fuß breiter Balkon mit niedrigem Gitter zieht sich um das Gebäude und wird von den Traufen des Dachs überhangen, welches einen Fuß hoch mit Baumrinde bedeckt ist. Der Giebelbalken und eine Anzahl zugespitzter Balken und Sparren, die sich über dem Dache kreuzen, sind wahrscheinlich nur eine Vervollkommnung des ursprünglichen Hüttendaches. Die Seiten der Gebäude bestehen aus dicht an einander gefügten Planken; das Ganze ist aus ebenem Holze gefertigt, ohne andere Verzierungen als einige Platten aus durchbohrtem und gravirtem Messing. Die Schatzkammern sind bloße Lagerhäuser ohne Balkone und enthalten Seidenstoffe, Seidenfäden und die Geschirre für die heiligen Pferde.

In der nordwestlichen Ecke des großen Platzes steht ein einfaches Gebäude, welches die „Gohei“ enthält, die mehrfach erwähnten Stäbe mit herabhangenden Papierstreifen, die gewöhnlich als Götter verehrt werden; in Ise schreibt man ihnen aber nur die Macht zu, die Geister der Gottheiten herbeizurufen, was auch ihre ursprüngliche Bedeutung war. In der nordöstlichen Ecke befindet sich in einer besonderen Umzäunung ein anderes einfaches Gebäude, worin man das Wasser und die Nahrungsmittel aufbewahrt, die den Geku-Göttern dargebracht werden. Das tägliche Opfer für die oberste Gottheit besteht in sechzehn Schalen Reis, vier Schalen Salz, vier Bechern Wasser und Fischen, Vögeln und Pflanzenspeisen, wie sie aus den umliegenden Dörfern beigesteuert werden; die drei Untergottheiten erhalten den halben Antheil davon. Die oberste Gottheit des Geku ist die Göttin der Nahrung und die des Naiku die große Sonnengöttin.

Wenn man dem Sinto bis nach seinem Mittelpunkte zu Ise gefolgt ist, so nehmen die Geku-Einfriedigungen und das Allerheiligste des Sinto, als Kern der Sache, ein besonderes Interesse in Anspruch; aber auch hier sieht man sich getäuscht, denn der „Schoden“ enthält nur vier Kasten aus ungefärbtem Holz, die auf niedrigen Ständern stehen, mit leichten Henkeln versehen und mit weißer Seide bedeckt sind. In jedem Kasten liegt ein Spiegel, in einen Beutel aus Brokatstoff gehüllt, der niemals erneuert, sondern nur neu überzogen wird. Ueber einem Spiegel

ist ein hölzernes Gehäuse angebracht und darüber eine Decke aus grober Seide, welche das Gehäuse und den Spiegel verhüllt. Die drei anderen Spiegel stehen außerhalb des Gehäuses, sind aber ebenfalls verhüllt und man sieht nichts weiter als die Decken, wenn die Schreine an Festtagen geöffnet werden. In diesen Spiegeln sollen die Geister der Götter wohnen. Man hat allerlei verworrenes Zeug erdacht und auch erzählt, es befände sich ein Spiegel in jedem Sinto-Tempel; die Thatsache ist jedoch die, daß der ursprüngliche Ise-Spiegel, welchem alle übrigen nachgebildet sind, nur die große Sonnengöttin, die angebliche Urahnin des Mikado, vorstellt und nebst dem Schwerte, welches das königliche Hohheitsrecht bezeichnet, nach vielfachen Wanderungen, im Jahre 4 n. Chr. einen Platz zu Ise fand. Die polirte Oberfläche bedeutet weder einen Spiegel der Wahrheit noch der menschlichen Seele, sondern ist nur ein sehr verständliches Sinnbild eines rohen Naturdienstes in Verbindung mit einer mythischen Gottesverehrung, das Eine, insofern die Sonne, das Andere, insofern die mythische Amaterasu oder Sonnengöttin verehrt wird.

Der Geku wurde im Jahre 478 gegründet und es ist seit undenklichen Zeiten Gebrauch gewesen, in je zwanzig Jahren in einer der beiden Gegenden abwechselnd einen Tempel wieder aufzubauen. Der Naiku hat dieselbe vierfache Einzäunung wie der Geku. In den Hainen befinden sich noch verschiedene kleinere Tempel, die aber nur unbedeutend sind. Der Izuzu-Fluß fließt durch die Kampher-Wälder und die Pilger waschen darin ihre Hände, bevor sie die Gottheit im Tempel verehren.

Die Ise-Tempel waren den Europäern bis zum Jahre 1872 unbekannt. Damals ertheilte die Regierung Herrn Satow und einer kleinen Gesellschaft von Fremden die Erlaubniß, sie zu besuchen. Jetzt sind sie Jedem, der in Besitz eines Passes ist, unter gewissen Einschränkungen geöffnet. Von besonderem Interesse sind sie für diejenigen, welche sich aus Quellen oder aus zweiter Hand über den Sinto unterrichtet haben, denn die Ise-Gottheiten stehen an der Spitze des National-Pantheon, eine Wallfahrt nach Ise bildet einen wichtigen Abschnitt in dem Leben eines jeden Sintoisten und in ganz Japan wenden sich täglich Tausende von Häuptern nach den „göttlichen Palästen der heiligsten Götter von Ise."

LV.

Der Tempel von Futami-sama. — Ein doppelter Tempel. — Die Lädenstraße. — Der Naiku-Schrein. — Die Schatten des Abends. — Schwermuth des Sinto. — Unheilige Wallfahrtsörter. — Mein Kuruma-Läufer. — Die Stadt Tsu. — Ein Buddhisten-Tempel. — Der Paß von Tsuzuka. — Der Tokaido. — Der Biwa-See. — Das Gelübde der Mäßigkeit. — Ein Matsuri.

Otsu, am Biwa-See, den 15. November.

Um die Sinto-Rundreise zu vervollständigen, verließen wir Yamada früh am Morgen des 11. November, setzten auf einer Fähre über den Schiwoaigawa, rasteten in Futamiya, einem niedlichen Dorfe, das gänzlich aus geschmackvollen Theehäusern bestand, fuhren in unserer Kuruma nach Futami-sama und gingen dann zu Fuß über den Sand und die Felsen einer sehr hübschen Küste nach einem Pilgerorte, welcher selbst in dieser todten Jahreszeit große Schaaren an sich zieht, von denen viele aus jungen Mädchen bestehen. In Buden, die unter den grauen Klippen aufgeschlagen waren, verkaufte man Muscheln, Korallen, Raritäten und grobe ausgemalte Holzschnitte, worauf der Fuji abgebildet ist, wie er sich bei Sonnenaufgang, vom Strande gesehen, ausnimmt. Weiterhin standen Buden, worin Frauen mit trübseligen Mienen kleine Tempelportale, irdene Frösche, Strohkränze und andere Gelöbnißspenden feilboten. Alsdann gelangten wir fast unvermuthet nach einem der seltsamsten und traurigsten Wallfahrtstempel, der mir je vorgekommen ist.

Ein schmales Vorland aus grauem Sand, von einer niedrigen Mauer umgeben, erstreckt sich nach dem Meere hin und endigt in einem großen hölzernen Tempelportal. Auf einem hölzernen Altar befanden sich vier große grüne Steine, ein Stück wurmstichiges Holz, zwei „Zen“ oder kleine Tische mit Reisspenden, eine Anzahl irdener Gegenstände, einen Zoll lang, die etwa wie Frösche aussahen und die Diener der Götter vorstellen sollen, drei Stäbe mit „Gohei“ und eine Anzahl „Rin“. Rings umher lagen geflochtene Strohkränze mit daran gehängten „Gohei“,

theils frisch, theils alt und verwelkt. Niemals sah ich eine seltsamere Sammlung von Kehricht, die noch durch die neu ankommenden Pilger beständig vermehrt wurde. Dieses Vorland führt zu drei hinter einander stehenden vereinzelten Felsen, woran sich die schäumenden Meereswogen brechen. Der mittlere Felsen ist von mächtiger Größe. Auf dem Gipfel desselben steht ein kleines Tempelportal, und um den Felsen selber ist ein dickes Strohseil geschlungen, welches sich, mit Quasten behangen, bis zu dem Felsen am Strande fortsetzt.

Wir reisten dann einige Meilen weit zwischen lieblichen bewaldeten Hügeln, Dörfern und Reisthälern bis zu dem Dorfe Assama. Hier verließen wir unsere Kuruma's und bestiegen den stattlichen Hügel Assamayama, der mit einem herrlichen Walde aus Cryptomerien, Tannen- und Ahornbäumen bedeckt ist. Besonderen Genuß gewährte uns die Fülle von Microlepia tenuifolia und Gleichenia. Eine Stunde verweilten wir in einem großen Theehause in der Nähe des Gipfels, welches eine schöne Aussicht gewährte. Es war ein großartiges Panorama von bewaldeten Höhen, tiefen Thälern, ausgezackten Küsten und schönen Inseln. Durch die dunklen Nadelholzwälder drangen hier und da scharlach- und karmoisinrothe Lichtblicke. Zu den Merkwürdigkeiten gehörte ein roher Doppeltempel; in der einen Hälfte war der wichtigste Gegenstand der Verehrung ein roher Felsblock, in Gestalt einer Jonke; die andere Hälfte war mit Kwannon-Götzenbildern angefüllt. Nachdem wir uns nur ungenügend an einem Kohlenbecken erwärmt hatten, stiegen wir wieder in unsere Kurumas und fuhren einen steilen Hügel hinab nach dem Eingange zum Naiku-Tempel. Nahebei liegt eine besondere Straße, die fast nur Kaufläden enthält; letztere bestehen aus kleinen verdeckten Höfen, auf deren Mauern unzählige Pfeifen, hölzerne Flöten, Reislöffel und kleine Abbildungen des Daikoku ausgestellt sind.

Der Eingang zu den Tempeln ist wirklich großartig. Von einer geraden kurzen Allee biegt nach rechts eine Straße ab, die durch ein Tempelportal und dann über eine massive steinerne Brücke führt, während die breite Hauptstraße sich bergauf nach den Tempeln hin wendet. Zur linken Hand sieht man ein Gebäude, worin die Zauber oder O-harai verkauft werden, ein

Haus für die Beamten, eine bedeckte Plattform für die heiligen Tänze und eine hoch stehende Schatzkammer. Darüber erhebt sich eine aus großen Steinen ausgeführte Terrasse mit einem weiten Kiesplatze, der von einem Strohseile umspannt ist. Eine Treppenflucht führt zu den Tempeln hinauf, die gerade so wie der Geku eingerichtet sind, nur daß der Haupteingang nicht durch einen Vorhang, sondern durch Thüren geschlossen ist. Hier verrichteten unsere Läufer ihre Andacht und warfen ihre Opferspenden auf ein weißes Tuch.

Der Abend dunkelte schnell und die düsteren Haine von mächtig hohen Cryptomerien und Kampherbäumen machten den Eindruck tiefster Trauer. Wir waren die einzigen Besucher; ein wüster Wind seufzte durch die Bäume, einige matte Lampen schimmerten durch die Finsterniß, und unsere Tritte knirschten auf dem Kieswege. In der schwermüthigen Umgebung dieser Tempel, die einem Glauben dienten, der stets todt war und niemals die Menschen zu einem höheren Leben emporrichtete, beschleunigte ich unwillkürlich meine Schritte, denn es war mir, als ob mir die Geister verstorbener Zeitalter folgten. Ich war froh, als ich wieder Häuser und lebende Menschen sah und Laternen für unsere Kurumas miethen konnte.

Von Naiku führt eine hübsche Straße, etwa 3½ englische Meilen lang, nach den Naiku-Tempeln und endigt dort in einer schönen, mit Bronze verzierten steinernen Brücke. Einen großen Theil des Weges nehmen die Städte Uji, Uschidani und Furuichi ein, welche ihren Wohlstand der Bewirthung von Pilgern und dem Handel mit Reliquienkram verdanken. In dem Dämmerlicht sahen sie hübsch und solide aus, mit ihren langen Reihen von Gast- und Theehäusern und allerhand Vergnügungsörtern, die zu Allem, nur nicht zur Frömmigkeit verleiten können. Den Weg entlang standen zu beiden Seiten in angemessenen Zwischenräumen große steinerne, mit Bronze bedeckte Laternen, auf steinernen, fünf Fuß hohen Gestellen und verbreiteten ein düsteres, trübseliges Licht, das schlecht zu ihrem stolzen Aussehen paßte und einen grauenvollen Uebergang in die völlige Finsterniß Yamada's bildete.

Drei weitere Tagreisen brachten uns nach Otsa, am Biwa-See, und in drei Stunden werden wir in Kiyoto sein. Ich

wünschte, wir begännen unsere Tour, anstatt sie zu beendigen, oder könnten wenigstens eine neue einschlagen. Es war Alles so angenehm, überraschend und unterhaltend und die Leute so gütig und höflich, wie man sie überall auf den unbetretenen Pfaden antrifft. Frau Gulick blieb unverändert heiter und gefällig und wenn ich mich gar einmal zum Murren geneigt fühlte, so wurde ich bald wieder durch die Gutherzigkeit, Offenheit und Güte meines treuen Läufers getröstet. Ich kann gar nicht sagen, wie schwer es mir ankommt, mich von diesem treuen Geschöpf zu trennen, und wie sehr ich seine bereitwilligen Dienste, sein häßliches Gesicht und seine Gestalt mit der Bettdecke vermissen werde. Aber nein, er ist nicht häßlich. Kein Antlitz, das von Ehrlichkeit und Güte strahlt, kann häßlich sein, und ich blicke gern hinein und hoffe, es werde eines Tages von ihm heißen, wie von den Kindern: „denn solcher ist das Himmelreich."

Am 12. November verließen wir frühzeitig Yamada, folgten wieder unserem alten Wege bis Bokken und erreichten am späten Nachmittag die bedeutende Stadt Tsu. Der Weg dorthin führte durch ein wohlhabendes, bevölkertes Land, wo ausgedehnte Reissümpfe zwischen bewaldeten Hügeln und dem Meere sichtbar werden. Es war ein klarer, kalter Abend und die Stadt hatte ein angenehmes Ansehen. Das gefüllte Wirthshaus sah nicht sehr einladend aus; wir erhielten jedoch ein ruhiges Hinterzimmer und mit Hülfe von Kohlenpfannen und Steppdecken gelang es, uns vor dem Erfrieren zu schützen, so daß wir nur ein wenig erstarrt am nächsten Morgen aufstanden. Es war ein glänzender kalter Tag und der Nordwind wehete scharf. Die Diener sahen neugierig unserem Benehmen zu und fragten uns, ob wir in Schuhen schliefen, bemerkten auch, wir müßten uns seit langer Zeit nicht die Zähne geschwärzt haben. Die Polizeimänner statteten uns einen höflichen Besuch ab. Am Abend ging Frau Gulick in einen entlegenen Stadttheil, um ein Mädchen zu besuchen, das in der amerikanischen Schule zu Kiyoto gewesen war und am nächsten Morgen erwiderte der Vater den Besuch, in ein schönes seidenes Gewand gekleidet, und schenkte uns Zuckerwerk, welchem ein symbolisches Stück Seegras beigefügt war.

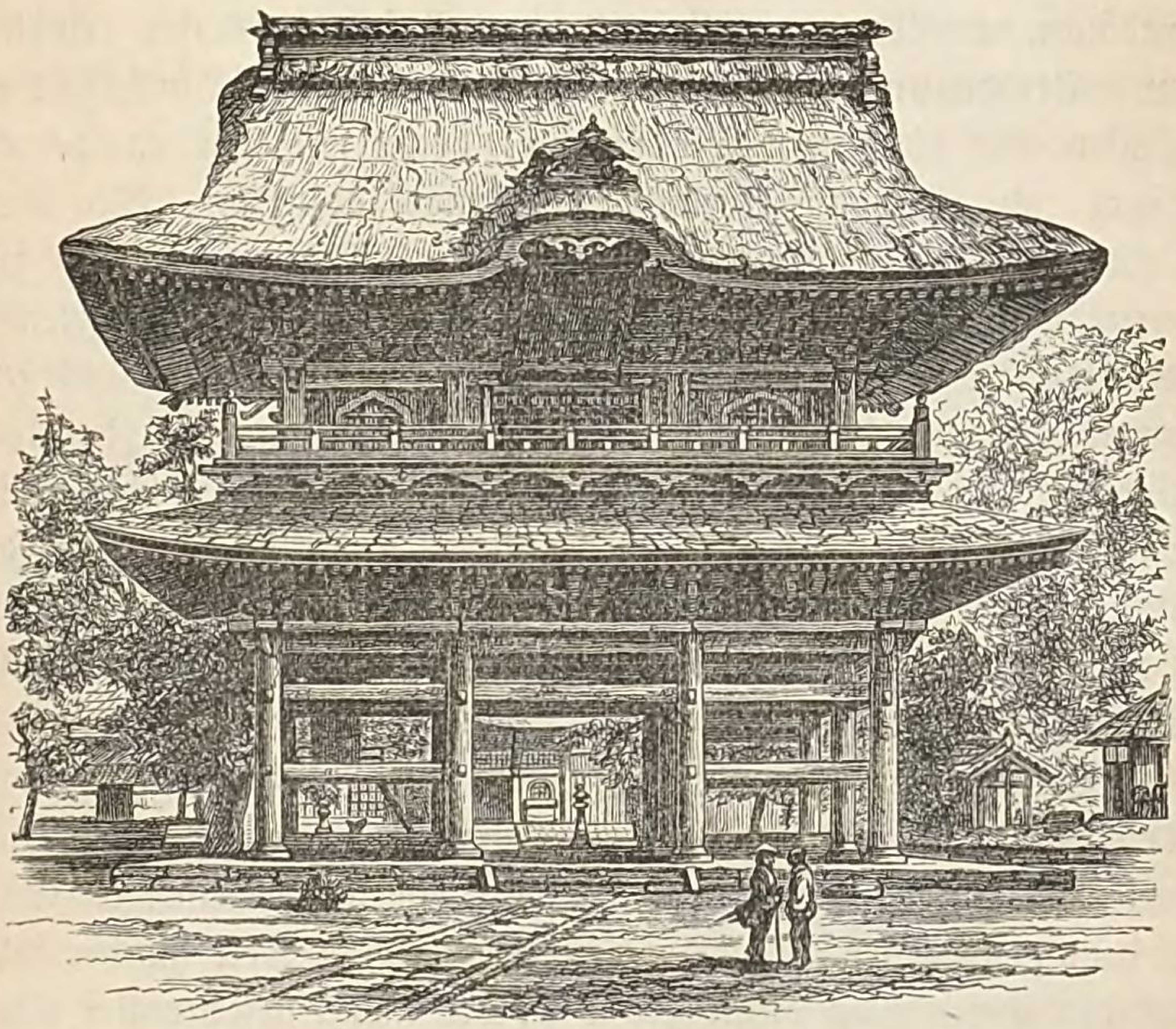
Wenige Leute in Europa haben von Tsu gehört und als ich mir vornahm, es zu besuchen, fand ich unter den Fremden

in Kobe nur wenige, die es kannten. Es liegt so weit ab von dem Wege des fremden Reisenden, daß Europäer dort selten gesehen werden; wir hatten daher stets ein zahlreiches Gefolge hinter uns und es kostete den Polizeimännern nicht geringe Mühe, den lästigen Zudrang von uns fern zu halten.

Dieses unbekannte Tsu ist eine Stadt von 83 000 Einwohnern und wird von Flüssen in drei Abtheilungen getheilt. Die Brücken sind hübsch, die Straßen lang, gleichlaufend und von kürzeren rechtwinklig durchschnitten. Sie besitzt ansehnliche Gebäude, eine Normalschule, ein neues Hospital auf einer Anhöhe, zwei Tempelstraßen, eine offene Halle, in englischer Sprache überschrieben: „Neuigkeiten für Jedermann", darin Stühle und Tische, mit Zeitungen bedeckt; bedeutenden Handel mit Töpferwaaren, Seidenzeug und grüner Moskitogaze; eine Menge Raritätenläden mit den schönsten antiken Bronzewaaren und kleinen alten Goldlackwaaren, wofür die Kenner ihr ganzes Vermögen hingeben würden; Zuckerbäckerläden, die Ueberreste eines alten Daimiyo-Schlosses, mit einem schönen Burggraben, steinernen Umwallungen mit Eckthürmen, ein großes Telegraphenamt und in den Vorstädten ganze Reihen von Wagnerschuppen, worin Wagenräder ohne Speichen verfertigt werden. Die Hauptstraße endigt in einem hübschen Thorweg mit doppeltem Dache und einer gepflasterten Budenreihe, die wie in Asakusa in die Tempelgärten führt. Es ist auch ein Tempel vorhanden, der viel vom Volke besucht wird und sehr überfüllt und unsauber ist; aber die Laternen im Säulengange, die Leuchter und Lampen beim Schrein, der schleichende Schritt der Priester, die von Glockenton begleiteten Litaneien und die murmelnden Gebete der heidnischen Gläubigen — dies Alles ist gewissermaßen erfrischend nach der unerträglichen Oede des Sinto.

Obgleich Tsu den Ise-Tempeln so nahe liegt, so ist es doch eine Buddhisten-Stadt und seine beiden Tempelstraßen mit großen Thorwegen, gepflasterten Höfen und Priesterhäusern gewähren einen großartigen Anblick. Einige dieser Thorwege werden von gothischen Bogen durchbrochen, den einzigen Architekturbogen, die ich in Japan gesehen habe. Ich verließ Tsu mit einigem Bedauern; es sah sehr wohlhäbig, durchweg wie eine japanische Stadt aus und die Leute waren überaus freundlich. Wir brachen

um elf Uhr auf, als die Sonne hoch am Himmel stand und das schimmernde Grün und die warmen Herbstfarben eine hübsche Hügelgegend beleuchtete, wo die Dörfer mit ihren hohen braunen Dächern unter Tannen und Ahorn hervor sahen. Bald nachdem wir Tsu verlassen hatten, kamen wir durch das Dorf Isschinden, besuchten zwei der größten japanischen Tempel, die den Fremden unbekannt zu sein scheinen, und machten eine ergötzliche Tagereise durch eine hübsche Gegend. Am Nachmittag fuhren wir durch



Tempelthor in Isschinden.

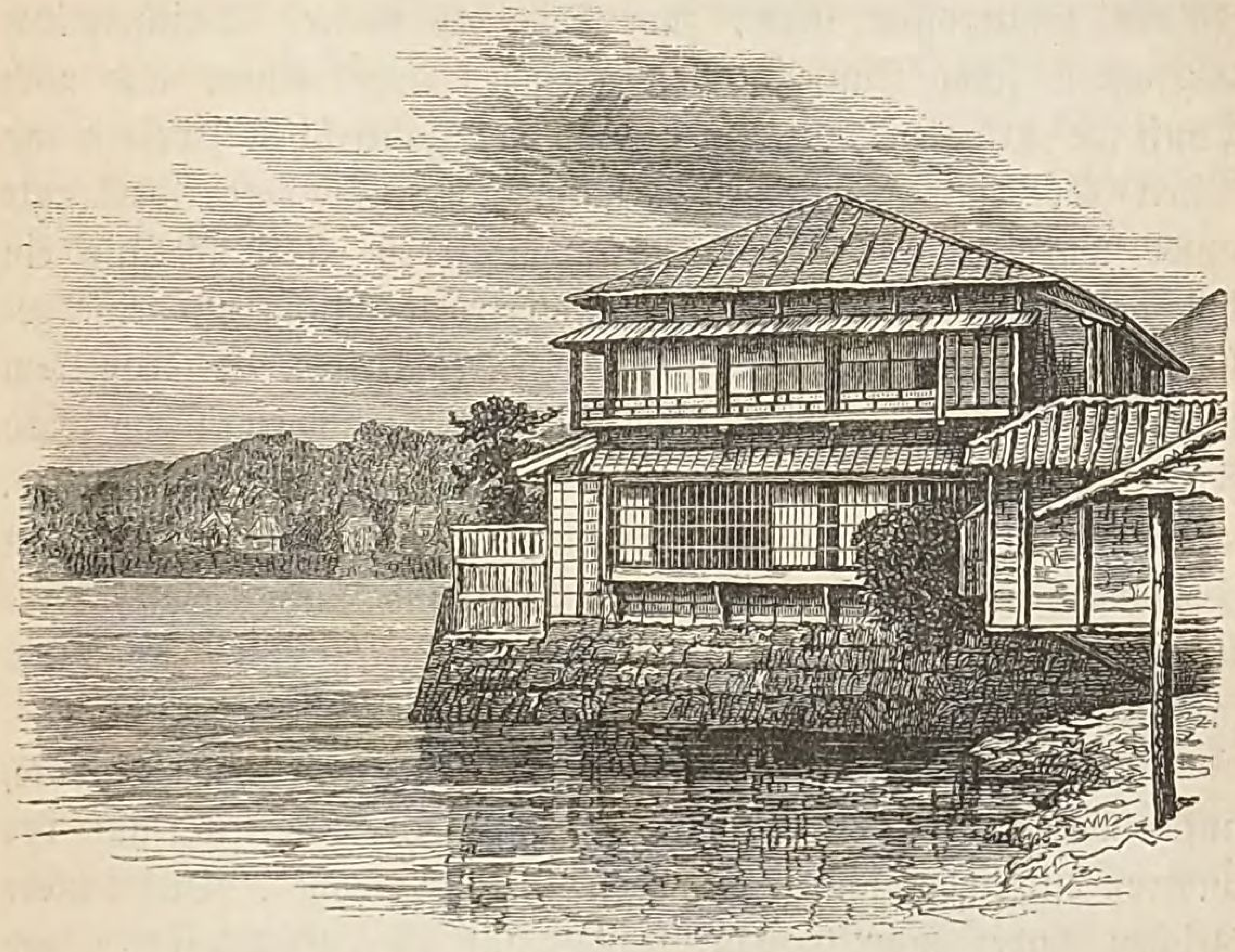
ein schönes Tempelportal und gelangten auf den gebräuchlichen Weg nach Seki am Tokaido, die historische Landstraße Japans, die große Straße von Tokiyo nach Kiyoto. Von Seki nach Otsu führt eine schmale Wagenstraße, die an einzelnen Stellen voller Geleise und Löcher ist; die letzteren wurden bei der Reise des Mikado ausgebessert, indem man sie mit Zweigen ausfüllte und mit Matten bedeckte. Hinter Seki senkt sich die Straße plötzlich in ein reizendes Land und folgt dann dem Laufe eines Bergstromes, welcher von steilen malerischen Hügeln begrenzt wird.

Dort wird der Weg, dem Anscheine nach, durch eine Anhöhe abgeschlossen, auf welcher ein schönes Dorf liegt, dessen Häuser an der bewaldeten Berglehne hangen. Dieser Bergwall, der Paß von Tsuzuka, wird von sechszehn oder siebenzehn Zickzackwegen durchkreuzt, 50 bis 100 Fuß lang und auf der Hügelseite mit steilen Terrassen versehen, die zur Sicherheit der Reisenden mit starken Geländern eingefaßt sind. Wir kletterten beim gelblichen Schein des Zwielichts hinauf und erfreuten uns der schönen Aussicht und der balsamischen Düfte, welche die kalte Luft von den Tannenwäldern herüber führte. Auf dem Gipfel erhielten wir Laternen und nach einstündiger Fahrt in der Dunkelheit erreichten wir die Stadt Tsuchiyama, deren mit Tannen bedeckte Hügel sich kühn an dem Sternenhimmel absetzten. Wir übernachteten in einer großen Yadoya, wo die Dienerschaft sich sehr gewandt zeigte, wärmten uns am Kohlenfeuer und erstarrten in der Nacht beinahe vor Kälte in einem Gartenzimmer. Gestern kamen wir über den Matsu-no-gawa und folgten eine Zeit lang seinem Laufe; dann fuhren wir einige Meilen weit über weiße Sandhügel, gelangten nach dem Biwa-See, gingen über den Setagawa, besahen zum zweiten Male die Schönheiten von Ischiyama und erreichten in der Dunkelheit die unendliche Otsu-Straße.

Der Tokaido ist der am meisten betretene Reiseweg in Japan; bei diesem kalten Wetter sind die Reisenden jedoch selten und wir nebst unseren Läufern waren gestern Abend die einzigen Gäste in dem großen geräuschvollen Theehause. Von Seki hierher führt fast der ganze Weg durch große Städte und Dörfer voller Theehäuser und Yadoyas, wo man zwanzig bis vierzig zusammenhangende oder vereinzelte Zimmer findet und daneben noch fließende Gewässer, steinerne Brücken und alle mögliche Ausschmückungen, die dem Besitzer eingefallen sind. Der Wirth und die Hausherrin erwiesen sich thätig und höflich, die gut gekleideten Diener waren anstellig, die Bequemlichkeit bewundernswerth, die Ausstattung schön — kurz gesagt: der Tokaido ist das Japan der Touristen und bedarf keiner weiteren Beschreibung von meiner Seite. Die dazu gehörigen Dörfer betreiben mannigfaltige Gewerbszweige; einige produciren und verkaufen nur Sake-Kürbißflaschen, denn diese sind wichtige Gegenstände für die Aus-

rüstung der japanischen Reisenden; andere verfertigen Schreine und Schmuckkörbe; Korbhüte sind ein besonderes Erzeugniß von Mina-Kochi, einer großen Stadt mit schönen steinernen Umwallungen, den Ueberresten eines Daimiyo-Schlosses.

Der Biwa-See ist eine schöne Wasserfläche, fünf und vierzig Meilen lang. Sein westliches Ufer wird von massenhaften, zusammengehäuften und bewaldeten Bergen begrenzt, das östliche von einem reizenden, kultivirten Gartenlande. Außer Otsu, Hikone und einigen anderen Städten sollen seine Küsten noch



Ein Theehaus am Biwa-See

mit 1800 gedeihlichen Dörfern besetzt sein. Seine Oberfläche erglänzt von weißen Segeln und ein lebhafter Verkehr wird durch kleine Dampfböte hergestellt. Es ist ein beliebter Ort für Lustreisende und die hier befindlichen Theehäuser sind berühmt.

In der Nähe von Kusatsu sah ich einige Büschel Menschenhaar an einem Schreine hangen und erfuhr auf mein Befragen, daß Leute, die an den Folgen der Unmäßigkeit zu leiden hätten, nicht selten das Gelübde völliger Enthaltsamkeit ablegten und es dem Gott Kompira darbrächten, der solche Gelöbnisse besonders

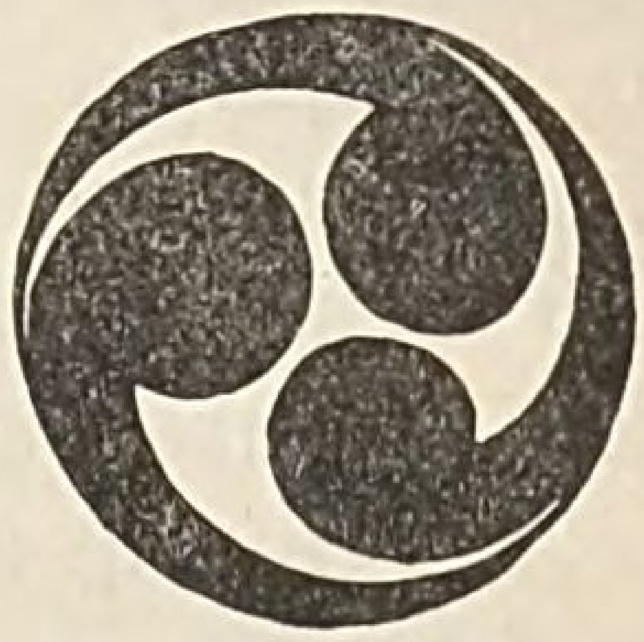
beachten und die Uebertreter streng bestrafen soll. Solche Personen schneiden sich den Haarbüschel vom Scheitel ab und hängen ihn an den Schrein, als ein Zeichen ihres Entschlusses. Japan ist nicht zum vierten Theile so unmäßig wie England, aber die Trunksucht gehört doch hier zu den größten Uebeln, und ich sah einige skandalöse Auftritte, namentlich in den Gärten von Kiyoto, die ich nie vergessen werde.

Bei unserer Ankunft fanden wir die Stadt mit Papierlaternen erleuchtet und erfuhren, daß wir, durch einen ungewöhnlich glücklichen Zufall begünstigt, gerade zum größten Matsuri des Jahres eingetroffen seien, zum Feste des Gottes Schinnomiya. Es waren schon Tausende von Fremden angekommen und noch Tausende strömten von Kiyoto und den zahlreichen Dörfern am Biwa-See ein. So angefüllt aber auch Otsu war, verlangte unser würdiger Wirth doch nur von Jedem 8 Pence für ein hübsches Zimmer, Kohlenfeuer, Zimmerbeleuchtung und eine beliebige Menge Reis und Thee für zwei Mahlzeiten. Mit unserem Abendessen, einer übelriechenden Fleischspeise, wurden wir bald fertig und verbrachten den Abend draußen unter der Volksmenge. Es war eine wahrhafte Verwandlungs-Scene, denn die langen gewöhnlichen Straßen strahlten in Licht und Farbe; die Vorderseiten der Läden waren verschwunden und Bogen und Festons aus farbigen Laternen verwandelten das Ganze in ein Feenland.

Außen an jedem Hause hing eine drei Fuß hohe Laterne, auf einer Seite mit den Namenszügen des Gottes, auf der anderen mit einem schwarzen oder rothen „Tomoye". Das letztere Zeichen findet man in ganz Japan auf allen Giebelziegeln der Dächer oder Mauern, die nicht mit dem Wappen des Eigenthümers versehen sind, auf allen Laternen und Trommeln bei festlichen Gelegenheiten und unter den Holzschnitzereien und Arabesken der Tempel. Der Tomoye ist die allgemeinste Verzierung in dem Reiche und außerdem das zweite Wappen des einst mächtigen Hauses Arima. Im Buddhismus soll es eine Fülle von allerlei Gütern bedeuten: Glück, langes Leben u. s. w.; der eigentliche Ursprung ist nicht anzugeben.

Durch die Beseitigung der Schiebewände waren die Läden in weite Räume verwandelt und hinten und auf den Seiten mit prächtigen Tapetenschirmen abgeschlossen, worauf Päonien, Lotus-

blumen und Schwertlilien auf mattem Goldgrund gemalt waren. Die Teppiche waren mit Kiyoto-Fries bedeckt; auf dem Fußboden stand eine Vase mit prächtigen Chrysanthemums und in der Mitte eines jeden ein Kohlenbecken und einige Lampen; an jedem Kohlenfeuer hockten einige Männer, welche Thee schlürften und ihre Pfeife rauchten. Es war ersichtlich, daß die Leute mit einander wetteiferten, prächtige Ausschmückungen zur Schau zu stellen. Einige Häuser sahen wirklich zauberhaft aus, namentlich zwei, wo die Drapirungen und Zierrathe der Götterwagen ausgestellt waren, mythologische Scenen in antiker Stickerei, so außerordentlich schön, daß ich sie für Gemälde hielt; Ständer aus Lackstoff und Goldfiligran trugen werthvolle Kugeln aus Bergkrystall — es war ein Vermächtniß eines Jahrhunderte alten Heidenthums. Auf jedem Flur stand eine Vase mit prächtigen Chrysanthemums. Eine Menge von mehreren tausend Menschen bewegte sich in aller Ordnung, bewundernd und vergleichend, durch die engen Straßen; nur die lebenden Bilder an den Häuserfronten blieben regungslos. An allen Straßenecken hingen bis zu einer Höhe von fünf und zwanzig Fuß Reihen von Laternen in harmonischen Farben; die Matsuri-Wagen standen zur Prozession bereit, mit Baldachinen überdeckt, die mit den Dächern der Häuser durch Lampen-Festons verbunden waren; auf jedem Wagen standen zehn Knaben, welche die Trommeln und Gongs schlugen und in Vereinigung mit zwei Flötenspielern einen wahren Höllenlärm machten.



Tomoye.

Wir schlenderten eine dunkle, abgelegene Straße entlang, traten durch eine Lücke, die sich in der Mauer des großen Tempelhofes befand, und gelangten auf einen Schauplatz, wo es höchst geräuschvoll herging und das Reisbier auch wohl eine Rolle spielte. Längs dem Straßendamm standen glänzend erleuchtete Buden, enthaltend Orangen und Persimmonen, heidnisches Spielzeug jeder Art für die festlich geputzten Kinder, darunter kleine Tempelportale, „Mikoschi“ oder Kästchen mit frommen Emblemen, Hunderte von kleinen Schreinen und Götterwagen. Die Söller der Tempel waren erleuchtet und unter ihren Baldachinen lagen prächtige Mikoschi aus schwarzem, goldverziertem Lack. Auf

anderen Söllern saßen geschminkte, regungslose Priesterinnen, in weiße Kimono und karmoisinrothe seidene Aermelgewänder gekleidet und von Blumenvasen umgeben; ihre Diener rührten die Trommeln und einer schlug eine große Pauke. Vor dem Schrein des obersten Götzen standen eine Menge Ständer aus einfachem Fichtenholz, worauf die Opfergaben, Reis und Cleyerazweige lagen. Große Anziehungskraft übte auch der Fuchsgott auf die Menge aus und alle Schreine und Platformen waren umdrängt von einem Gewühl von Männern, Weibern und Kindern, die, mit ihren besten Kleidern angethan, kauften, verkauften, lachten, sangen, klingelten und auf der Flöte bliesen. Freude und Frohlocken hatten den Höhepunkt erreicht, als um zehn Uhr einige Regentropfen fielen; im Nu war die Menge wie weggeschmolzen und wenige Minuten später waren die Straßen dunkel und still.

Der nächste Morgen war schön und Otsu heiter und belebt. An frühem Morgen und unter übel klingender Musik wurden die Mikoschi in stattlichem Aufzuge von den heiligen Söllern abgeholt und auf die Wagen gebracht. Letztere zog man anderthalb Stunden lang durch die Straßen, die Priesterinnen tanzten, die Opfergaben mehrten sich und die Festlichkeit erreichte ihre Höhe. Otsu ist berühmt wegen der Menge und Pracht seiner Matsuri-Wagen; es hat deren dreizehn, wir sahen jedoch nur drei. So nackt wie die Sinto-Tempel sind, so müssen doch die Schatzkammern unschätzbare antike Kunstwerke enthalten.

Jeder Wagen besteht aus einem massiven, länglichen, schwarz lackirten Rumpf, der auf einem platten Boden ruhet und mittelst drei braun lackirter Räder fortbewegt wird; die beiden Seitenräder sind groß und schwer, ein kleineres befindet sich vorn. Um das Wagendach zieht sich ein schweres Geländer aus schwarzem und goldigem Lackstoff; darüber erhebt sich ein schwarzer Baldachin mit rothem und goldenen Behange und einem großen vergoldeten Adler auf dem Gipfel. Vorn befinden sich zwei menschliche Figuren, eine stehend, die andere sitzend, in sehr schönen, mit Gold durchwirkten Gewändern. Dahinter stehen, in gleicher Höhe mit den Häuserdächern, zehn Knaben, die unablässig die Trommel schlagen, und zwei Flötenbläser. Unter dem Wagendache sind reich gestickte Gehänge und auf der Hinterwand ein angehängtes Bild oder „Kakemono", prächtig gestickt und fast

unschätzbar; der Grund ist aus feinem Golddraht gearbeitet, der jetzt nicht mehr angefertigt wird. Zu solchem Schmuck ist ein Alterthum von acht Jahrhunderten erforderlich. Die Wagen werden von einem seltsamen Gespann gezogen, angeführt von zwei Männern in wehenden Kattungewändern und geglätteten spitzen Hüten, welche alterthümliche Stäbe aus verrostetem Eisen tragen, an der Spitze mit Ringen behangen, so wie man sie oft in den Händen der Buddha-Bildsäulen sieht. Das Gespann besteht aus dreißig Männern in blau und weiß gestreiften Beinkleidern und dunkelblauen kurzen Aermelroben, worauf Abbildungen des Gottes dargestellt sind. Diese Leute ziehen das schwerfällige Gerüst an starken Seilen und ebenso viele ähnlich gekleidete Männer helfen nach, indem sie die schweren Räder mittelst Hebebäumen unterstützen. Der Ceremonienmeister war ein Männlein in europäischer Kleidung, in einem feinen schwarzen Tuchrock, mit einem breiten Vorhemde und einem weißen Halstuch mit langen Enden.

LVI.

Wasserstraßen in Osaka. — Blicke in das häusliche Leben. — Die Stellung der Frauen. — Eine japanische wohlthätige Stiftung. — Ein christlicher Verein. — Aussichten für das Christenthum. — Die Leichenverbrennung in Japan. — Der Statthalter von Tokiyo. — Billige und einfache Leichenbestattung. — Der letzte Anblick von Japan.

Yedo. Englische Gesandtschaft, den 18. December.
Auf der „Wolga", am Weihnachtsabend 1878.

Am Morgen des 15. November kamen wir in Kiyoto an und es ist ein neuer Beweis für die Sicherheit, deren sich die Fremden in diesem geordneten und friedlichen Lande zu erfreuen haben, daß zwei fremde Damen, ohne auch nur einen Diener zur Begleitung zu haben, beinahe 200 englische Meilen weit durch einen Bezirk reisten, den die Europäer selten gesehen haben, und dabei kein einziges Mal über Erpressung, Unhöflichkeit oder

Verdruß zu klagen hatten, sondern überall Zuvorkommenheit und Güte erfuhren.

Auf dem Wege von Kiyoto nach Kobe brachte ich drei Tage in Osaka bei Fräulein M. zu, welche zwei japanische Kinder zu erziehen hat und, da sie mithin in japanischen Diensten steht, in einem kleinen Hause in dem am stärksten bevölkerten Theile der Stadt wohnen darf. Mit Hülfe ihrer Freundlichkeit und geringen Kenntniß der japanischen Sprache wurde ich in Stand gesetzt, viele Sehenswürdigkeiten von Osaka und den größten Theil der großen geschäftigen Handelsstadt mit 600 000 Einwohnern in Augenschein zu nehmen. Nichts aber machte einen so mächtigen Eindruck auf mich als die zahlreichen Wasserstraßen und ihre unzähligen Brücken, von welchen einige aus Stein oder Eisen gebaut sind; die Kanäle mit steinernen Einfassungen, die massiven steinernen Treppen, die zum Wasser hinunter führen; die Häuser mit hervorstehenden umgitterten Balkonen, die breiten Kaistraßen längs des Flusses, auf einer Seite mit Weidenbäumen, auf der anderen mit alterthümlichen „Yaschikis“ und Reislagerhäusern besetzt; die Hunderte von Jonken und kleinen Böten, die zu jeder Zeit hin und her fahren, überall die Anzeichen eines außerordentlichen Handeltreibens, die schwimmenden Theehäuser und Häuserböte mit Teppichen auf den Dächern und die Inseln mit Theehäusern und Lustgärten. Die Ansichten von Osaka liegen aber, wie die von Kiyoto, auf dem am meisten betretenen Touristenwege und man kann sich darüber aus jedem Buche über Japan in Kenntniß setzen.

Ich machte die Bekanntschaft des Herrn Warren und des Dr. Taylor und anderer Herren, die mit der amerikanischen Mission in Verbindung stehen. Herr Warren ist in der japanischen Umgangssprache bewandert und ein gemüthvoller, strebsamer Mensch. Er predigt, unternimmt Reisen nach außerhalb, hält jeden Abend Gottesdienst, an welchem vierzig bis fünfzig Personen theilnehmen und hat gute Erfolge von seinen Bestrebungen zu erwarten. Die amerikanischen Damen sind Vorsteherinnen von Mädchenschulen, bemühen sich aber vorzugsweise, mit Beihülfe einer japanischen Bibelfrau die japanischen Frauen in ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen. Es war mir vergönnt, einige lehrreiche Erfahrungen über den Hausstand der reicheren

Klassen zu machen, indem ich unter Anderem eine Dame besuchte, deren Gemal einen hohen amtlichen Rang bekleidet und dessen Haus rein japanisch eingerichtet ist. Mit Fräulein M. hatte sie sich bekannt gemacht, um zu erfahren, in welcher Weise die europäischen Mütter für ihre und ihrer Kinder Gesundheit sorgen und damit hatte sie zugleich manchen Einblick in das Christenthum erlangt. Bei unserem Besuch wurden wir durch mehrere große Zimmer in ein kleines Gemach geführt, welches vergittert und daher nur spärlich beleuchtet war. Die Dame, hager und keineswegs hübsch, war zu ihrem Glück Mutter. Sie empfing uns sehr würdevoll und eröffnete die Unterredung, indem sie sogleich einige Fragen über die Stellung der europäischen Frauen an uns richtete. Sie sah klug, aber unruhig und unglücklich aus und schien unter dem Zwange der Sitte zu leiden, denn sie äußerte, keine japanische Frau könne allein in fremde Länder reisen und sie beneide die Fremden um ihre größere Freiheit. Dann hatte sie eine Landkarte und vermerkte meine Tour darauf, schien aber größeren Antheil an anderen Ländern als an ihrem eigenen zu nehmen. Eine sehr hübsche Frau von anmuthigem und reizendem Benehmen trat ein und setzte sich neben sie; sie war ebenfalls in Seide gekleidet, galt aber nicht für die rechtmäßige Gemalin. Die ältere Ehegattin steht in großer Achtung, weil sie diese Person freundlich und schwesterlich behandelt, denn dies ist, nach japanischen Begriffen, der Weg zur wahren Weisheit. Noch ein anderer Gesellschafter zeigte sich in Gestalt eines abscheulichen „Chin", einer Art King Charles-Wachtelhund mit einer Doppelnase; ein künstlich zwerghaftes Geschöpf mit hervorstehenden glasigen Augen, höchst wunderlich und zart, mit einer warmen Decke bekleidet. Diese häßlichen Schoßhunde sind in ganz Japan die Lieblinge der Damen.

Meiner Ansicht nach ist die japanische Ehefrau der ärmeren Klassen, unseren Begriffen gemäß, glücklicher als die der reicheren. Sie verrichtet schwere Arbeiten, ist aber eher die Gefährtin als die Sklavin des Mannes. In dieser Klasse sind auch die unverheiratheten Mädchen nicht zurückgesetzt, sondern besitzen, mit gewissen Einschränkungen, vollkommene Freiheit. Die Frauen befinden sich ohne Zweifel in einer viel günstigeren Lage als in den meisten anderen heidnischen Ländern und die verheiratheten

sind muthmaßlich tugendhaft. Kindermord kommt selten vor. Die Geburt einer Tochter wird keineswegs als ein betrübendes Ereigniß angesehen; die Mädchen werden mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit behandelt wie die Knaben und in ihrer Sphäre ebenso sorgfältig erzogen.

Die Frauen der höheren Stände leben sehr abgeschlossen und gehen niemals ohne Begleitung aus. In den mittleren Ständen ist es für eine Frau unschicklich, sich in Abwesenheit ihres Gatten außerhalb des Hauses zu zeigen und, um jeden Argwohn zu vermeiden, nehmen viele eine alte Frau zur Begleitung mit sich. Es giebt noch viele peinliche und üble Gebräuche, deren ich nicht erwähnen mag und die sich wahrscheinlich nur durch die Einführung eines wahren Christenthums abschaffen lassen; einige derselben entspringen aus einer krankhaft übertriebenen Vorstellung von der kindlichen Pflicht. Aber selbst in den vergangenen Zeiten sind die Frauen nicht herabgewürdigt worden, sondern haben eine hohe Stelle in der Geschichte eingenommen. Abgesehen von der Thatsache, daß die höchste unter den nationalen Gottheiten eine Göttin ist, so haben auch neun Kaiserinnen mit „göttlichem Rechte" über Japan geherrscht und in der Literatur, namentlich in der Dichtkunst, theilen die Frauen die obersten Rangstufen mit den Männern.

Die gegenwärtige Reform der Ehestandsgesetze, wodurch die Ehebündnisse unter den verschiedenen Klassen gesetzlich anerkannt werden; die Errichtung von höheren Schulen für junge Frauen, die Erziehung in den Missionsschulen, der erweiterte Kreis für weibliche Erwerbszweige, das langsam aber erfolgreich wirkende Beispiel europäischer Frauen, der schwächer werdende Einfluß des Buddhismus, der in seinem strengen Lehrsatze das klösterliche Leben über das häusliche stellt; vorzugsweise aber der Umstand, daß wenigstens ein Theil des Volkes von christlichen Vorstellungen über die wahre Würde der Jungfrau, Frau und Mutter durchdrungen wird und das Beispiel der edlen Kaiserin Haruku, welche Alles, was die Erhebung ihres Geschlechts betrifft, zu fördern sucht: — dies Alles trägt dazu bei, den japanischen Frauen eine bessere Zukunft zu bereiten, wenngleich sie schon jetzt sich eines Maßes von Freiheit, Sorgfalt und Achtung zu erfreuen haben, wie ich es in einem heidnischen Lande nicht für möglich

gehalten hätte. Es ist sogar zu wünschen, daß man in dieser Beziehung nicht zu weit gehe und die Befürchtung Meiroku Zasschi's nicht begründet sei: „die Macht der Frauen wird stufenweise wachsen und endlich so überwiegend werden, daß sie sich nicht mehr einschränken läßt."

Am 26. November machte ich mit Frau Gulick eine Tagereise in das Gebirge. Wir kamen durch eine sehr schöne Landschaft, die in herbstlichen Farben schimmerte, und gelangten nach Arima, einem malerischen Dorfe, das während des warmen Sommers von zahlreichen Fremden besucht wird und berühmt ist wegen der Bambuskörbe und Strohkästen, die man jetzt in großer Menge in London kaufen kann. Dann fuhren wir durch ein waldiges Land nach Sanda, einer Stadt von 2000 Einwohnern, die in einem Reisthale liegt. Wir trafen dort an einem kalten November-Nachmittag ein und fanden zufälliger Weise Eintritt in einem unbewohnten Hause, wo Alles feucht und verfallen aussah. Auf dem Fußboden lag das Gerümpel umher, das der letzte Bewohner zurückgelassen hatte. Nach einiger Zeit erschien ein Mann, welcher feuchtes Holz zersägte und Feuer in einem rauchigen Ofen anzündete. Unter den Ueberresten der Speisekammer fanden wir etwas Genießbares und brauchten vier Stunden, um uns daraus ein Abendessen und ein Frühstück zu bereiten. Die Nacht war trostlos kalt und der Morgen dunkel und nebelig, aber dies ganze Ungemach entsprang gerade aus dem interessanten Umstande, daß wir von Niemanden erwartet worden waren.

Sanda war früher eine Daimiyo-Stadt; der obere Theil derselben liegt auf einer steilen Anhöhe und besteht fast gänzlich aus großen alten Häusern und von hohen Mauern umschlossenen Gärten, den Behausungen der Samurai, die sich um das Schloß, das den Kern bildete, ansammelten. Unter dieser Klasse gerade findet man die zum Christenthum Bekehrten und sie haben eine hübsche kleine Kirche erbaut, die sie selber unterhalten. Wir brachen mit einer Laterne auf, um einige Besuche bei diesen Leuten zu machen, mußten aber im Dunkeln den Hügel hinauf stolpern und uns mühsam zu dem ersten Hause hinfinden. Es war eine große unfreundliche Behausung, welcher eine alte Frau vorstand. Sie saß nebst zwei Söhnen und den Frauen derselben

unter dem „Kotatsu", jener schon erwähnten Steppdecke, und lud uns ein, ebenfalls darunter zu kriechen. Dies thaten wir auch und nachher führte uns eine ihrer Schwiegertöchter in verschiedene andere große Häuser, wo wir höflich aufgenommen wurden, und zuletzt in die hübsche Wohnung des Oberarztes in Sanda. In dem hell erleuchteten Zimmer hingen schöne „Kakemono" oder Wandgemälde, in einer Nische stand antikes Bronzewerk und in der Mitte des Gemachs ein großes Kohlenbecken. Unter einer schönen Hängelampe saß eine Gruppe, in welcher eine ältliche Frau den Ehrenplatz einnahm; die Uebrigen waren der Arzt, seine Frau, ein Paar Zwillingstöchter und sieben Gäste, darunter ein sehr hübscher junger Mann, der die Stelle eines zweiten Lehrers an einer öffentlichen Schule bekleidete. Alle hockten auf einem seidenen Polsterkissen und Jeder begrüßte uns mit drei tiefen Verneigungen. Es wurden Kuchen, Thee und bezuckerte Kartoffelschnitte herumgereicht und man ergötzte sich an der Ungeschicklichkeit, womit wir die Eßstäbchen handhabten. Das helle, warme und behagliche Gemach und das freundliche Betragen der Leute gab mir einen Begriff von dem häuslichen Leben der Mittelklassen und von einem natürlichen, offenen Benehmen, das einen leichten europäischen Anflug sehr vortheilhaft mit orientalischer Höflichkeit verbindet. Alle in dieser Gruppe waren Christen, mit Ausnahme des Hausherrn, der aber in seinen Fragen viel Geist zeigte. Der Zweck der Versammlung bestand darin, die heilige Schrift behufs gegenseitiger Belehrung zu lesen und zu erörtern, wobei der Lehrer die Anleitung gab. Diese Vereinigung findet jede Woche statt. Es war interessant, derselben unvermuthet beizuwohnen und zu erfahren, daß solche Vereine hier und an anderen Orten durch die ärztliche Mission zu Stande kommen und vorzugsweise durch gebildete und hoch gestellte Personen gefördert werden. In Sanda, wie in vielen anderen Orten, bekennen sich Viele zum Christenthum und verwenden ihren Einfluß und ihr Geld zu Gunsten desselben, haben sich jedoch, verschiedener Rücksichten halber, nicht taufen lassen und werden mithin nicht unter der Zahl der Bekehrten aufgeführt.

Es giebt jedoch keine irrthümlichere Meinung als die, daß Japan für die Aufnahme des Christenthums reif sei. Obgleich es den vieljährigen Bemühungen von Männern und Frauen

gelungen ist, mehr als 3000 zum protestantischen Glauben zu bekehren, die römischen Katholiken sich auf 20000 und die griechischen auf 3000 belaufen und die wesentlichsten Grundsätze des Christenthums in vielen Bezirken weit verbreitet sind, so steht doch fest, daß 34 Millionen Japanesen Skeptiker oder Materialisten oder völlig in einen kindischen und entwürdigenden Aberglauben versunken sind, dessen frühere religiöse Bedeutung verloren gegangen ist.

Die wichtigsten Hindernisse, welche, meiner Ansicht nach, dem Christenthum entgegenstehen, sind: ein gänzlicher Mangel an jeglichem natürlichen religiösen Antriebe und Bestreben; der Zusammenhang, in welchen die Japanesen ihre Verehrung der Vorfahren mit ihrer Nationalreligion setzen; der krasse Atheismus der einflußreichsten Klassen; eine allgemein verbreitete Unsittlichkeit, die sich gegen ein Evangelium der Selbstverleugnung sträubt und die Verbreitung einer agnostischen Philosophie, welche von England eingeführt wurde.

Die japanische religiöse Kunst hat Vieles gethan, um dem Auge zu gefallen, aber im Ganzen macht sie einen tief schwermüthigen Eindruck. Der fromme Eifer, welcher das Land mit Tempeln und Klöstern bedeckte, die Berge mit steinernen Terrassen einfaßte und kolossale Treppen hinauf führte, ist zu Grunde gegangen. Die mythische und die Naturreligion beschränkt sich auf leere Ceremonien. Der entartete abgöttische Buddhismus hat keine Macht mehr über das Gemüth der Menschen und überall sieht man umgestürzte Buddha-Bildsäulen und in Verfall gerathene Tempel. Ein kalter atheistischer Materialismus beherrscht die oberen Klassen, eine vorschreitende Bildung verdrängt Religion und Sittlichkeit, der leere Schall des neuen materiellen Fortschritts übertönt die ruhige, sanfte Stimme Christi, der alte Glaube liegt im Sterben, und von religiösen Antrieben und frommem Verlangen ist kaum noch eine Spur zu finden. Selbst in seiner besten und erhabensten Gestalt ist der japanische Buddhismus von tiefer Traurigkeit umhüllt, denn er verlangt eine unerreichbare Vollkommenheit, bedroht die Abfälligen mit den Schrecknissen der Hölle, aber er kennt kein Ersatz bietendes Opfer für die Sünde, keinen barmherzigen und getreuen Hohenpriester, keinen Vater im Himmel, der über die Menschheit mit unendlicher

Liebe wacht, keine höhere Bestimmung als thatsächliche Vernichtung, da es keine Hoffnung und keinen Gott in der Welt giebt.

Die letzten zehn Tage in Yedo verlebte ich bei beständigem schönen Wetter, so wie es, dem Klima gemäß, schon seit zwei Monaten hätte sein müssen. Der wolkenlose Himmel, der helle Sonnenschein und eine Temperatur, die selten auf den Gefrierpunkt sinkt, sind wahrhaft entzückend. Lady Parkes und die Kinder vermißte ich schmerzlich und Jeder in der englisch sprechenden



Ansicht des Fujisan, von einem Dorfe am Tokaido.

Gemeinde entbehrt mit Bedauern ihrer freundlichen Theilnahme und ihres feinen rücksichtsvollen Benehmens, das gerade in einer gemischten Gesellschaft von so großer Wichtigkeit ist. Die Zeit verstrich jedoch unter Landpartien, Einkäufen, erlesenen kleinen Mittagstafeln, Abschiedsbesuchen und einem Ausfluge, den ich mit Herrn Chamberlain nach den berühmten Gärten und Tempeln von Ikegami unternahm, wo der Buddhisten-Bischof und die Priester uns in einem der Gastzimmer bewirtheten, und nach den Besuchsörtern Enoschima und Kamakura, welche für vulgär an-

gesehen werden, aber nicht vulgär werden können, so lange der Fuyisan sein majestätisches Haupt darüber erhebt.

Bei den Buddhisten, namentlich bei der Monto=Sekte, war die Leichenverbrennung sehr üblich, bis sie vor fünf Jahren, wie man vermuthet aus Rücksicht auf europäische Vorurtheile, verboten wurde. Vor drei Jahren wurde jedoch das Verbot wieder aufgehoben und seit dieser kurzen Zeit beläuft sich die Zahl der verbrannten Leichname jährlich auf beinahe neun tausend. Sir Parkes kam für mich um die Erlaubniß ein, den Kirigayagrund, einen der fünf Plätze, besuchen zu dürfen, und nach wenigen Tagen wurde dieselbe von dem Statthalter von Tokiyo ertheilt. In Begleitung des Sprachkundigen von der Gesandtschaft stellte ich mich in dem schönen Yaschiki des Tokiyo=Fu ein und wurde wider Erwarten zu einer Audienz bei dem Statthalter vorgelassen. Der Gouverneur Kasamoto ist ein gebildeter Herr und sein Antlitz zeigt von der Energie und Fähigkeit, die er vielfach bewiesen hat. Er trägt die europäische Kleidung in schicklicher Weise und zeigt sich in Haltung und Manieren unbefangen und würdevoll. Nachdem er mich vielfach über meine nördliche Tour und die Ainos befragt hatte, wünschte er meine unverhohlene Meinung zu hören, da dies aber hier zu Lande nicht wörtlich zu nehmen ist, so wagte ich nur zu äußern, daß die Beschaffenheit der Landstraßen hinter anderen Verbesserungen zurückstände, worauf er sich in Erklärungen erging, welche ohne Zweifel als Beiträge zur Geschichte der japanischen Landstraßen gelten konnten. Dann sprach er über die Leichenverbrennung und über ihre Nothwendigkeit für große Städte und beschloß die Unterredung damit, daß er mich ersuchte, meinen Dolmetscher und meine Kuruma abzuschaffen, da ich in seinem eigenen Wagen und in Begleitung eines Dolmetschers von der Regierung nach Meguro fahren könnte. Er war so höflich, hinzuzufügen, daß es ihm zu großem Vergnügen gereiche, diese Aufmerksamkeit einem Gaste des englischen Ministers zu erweisen, dessen Charakter und wichtige Dienste für Japan er auf das höchste schätze.

Eine Fahrt von einer Stunde führte uns nach einer Vorstadt zwischen kleinen Hügeln und Thälern, wo rothe Kamellien und gefiederter Bambus auf einem Hintergrunde von Cryptomerien einen auffallenden Gegensatz zu der englischen grauen, eintönigen

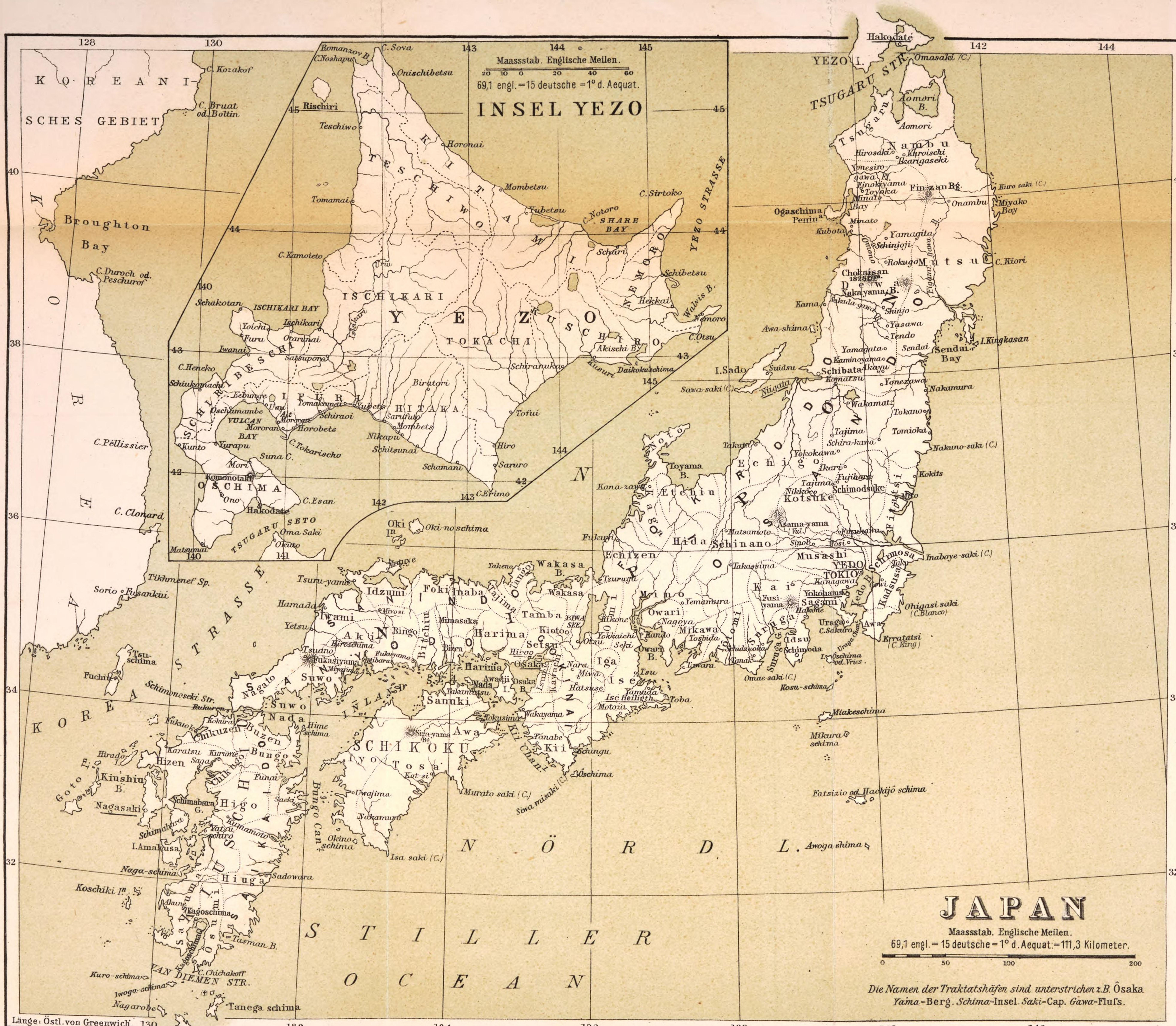
Winterfärbung bildeten. Auf der Dorfstraße, die für den Wagen zu rauh war, stiegen wir aus und gingen durch Felder und Baumhecken eine Anhöhe hinauf, die für ihre feierliche Bestimmung sehr unbedeutend aussah. Man erwarte keine schauerliche Einzelheiten! Ein längliches, umzäuntes und schmutziges Gebäude mit hohem Dache und Schornsteinen, ähnlich wie die der Hopfenbarren in Kent, dazu die ländliche Umgebung — dies Alles hatte eher das Aussehen eines Farmhauses als einer Stätte für die Verbrennung der Todten.

Nahe an der Straße steht ein kleiner Tempel, voller Bilder, Zangen und kleiner Urnen aus rothem Thon, welche von den Verwandten der Verstorbenen gekauft werden. Auf der anderen Seite liegen vier Räume mit erdigen Fußböden und geschwärzten Lehmwänden, die mit einem hohen, zugespitzten Dache versehen sind. In der Mitte des größten Gemachs stehen mehrere Granitständer, paarweise und in gleichen Entfernungen von einander; in dem kleinsten befindet sich ein einzelnes Paar. Dies ist buchstäblich Alles, was ich gesehen habe. In dem großen Raume werden mehrere Körper zu gleicher Zeit verbrannt und man bezahlt dafür nur einen „Yen", etwa 3 Schilling 8 Pence; eine gesonderte Verbrennung kostet fünf Yen. Man verwendet dazu Reisigbündel, deren nur für 1 Schilling erforderlich sind, um einen menschlichen Körper in Asche zu verwandeln. Nachdem die Todtenfeier im Hause stattgefunden hat, wird der Leichnam nach der Verbrennungsstätte gebracht und unter die Obhut eines Mannes gegeben, der melancholisch und verräuchert aussieht und es wahrscheinlich auch ist. Die reicheren Leute bezahlen zuweilen Priester, die der Verbrennung beiwohnen, doch ist dies nicht allgemein üblich. In dem größeren Gemache standen fünf Kufen aus Tannenholz mit Bambusreifen, welche die Ueberreste von Kulis enthielten, und in den kleineren Räumen einige längliche hölzerne Kasten mit den Ueberresten von Verstorbenen aus der Mittelklasse. Um 8 Uhr Abends wird jeder Sarg auf die steinernen Gestelle gesetzt, die Reisigbündel darunter angezündet und das Feuer während der Nacht unterhalten. Um 6 Uhr des Morgens ist das, was eine Menschengestalt hatte, zu einem Haufen Asche verwandelt, welche die Verwandten des Verstorbenen in eine Urne schütten und feierlich beerdigen. Zuweilen begleiten

die Priester die Hinterbliebenen auf diesem trauervollen Gange. An dem Abend vor meinem Besuche waren dreizehn Leichname verbrannt worden; es ließ sich jedoch weder in dem Gebäude noch in der Umgebung der geringste Geruch wahrnehmen, und der Dolmetscher theilte mir mit, daß, dank den hohen Schornsteinen, die Leute in der Nachbarschaft selbst während des Verbrennungs-Prozesses niemals die geringste Unannehmlichkeit verspürten. Die Einfachheit der ganzen Einrichtung ist höchst merkwürdig und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie den Zweck einer unschädlichen und vollständigen Zerstörung der Leiche ebenso gut erfüllt wie ein zusammengesetzterer Apparat, wenn nicht gar noch besser; bei ihrer Billigkeit kommt diese Einrichtung derjenigen Klasse zugute, welcher die gewöhnlichen Begräbnißkosten drückend erscheinen. Am nächsten Morgen übersendete mir der Statthalter durch seinen Sekretair die Uebersetzung von einem anziehenden Bericht über die Leichenverbrennung und die Einführung derselben in Japan.

Die mit Schnee bedeckte Kuppe des Fujisan erhob sich, von der aufgehenden Sonne geröthet, über das violettfarbene Waldland der Missisippi-Bay, als wir am 19. Dezember 1878 auf dem Dampfschiffe „Wolga" den Hafen von Yokohama verließen. Drei Tage später erblickte ich von Japan nur noch eine rauhe, winterliche, vom Meere gepeitschte Küste.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.



Bird's Japan.

Jena, Hermann Costenoble.

W & A.K. Johnston, Edin.